



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Magisterarbeit

Das Bürgerspital und die Spitalskirche
in Bad Leonfelden

Spätgotische Architektur im Brennpunkt
von Bayern, Böhmen und Österreich

Verfasserin

Martina Birngruber

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 315

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kunstgeschichte

Betreuer:

tit. Ao. Univ. Prof. Dr. Mario Schwarz

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
I. Einleitung	
1. Thematik	6
2. Forschungsstand	7
II. Das Spitalswesen im Mittelalter und der Einfluss auf die Architektur	
1. Allgemein	9
2. Die Entwicklung der Bürgerspitäler	13
3. Architektur von Spitälern	17
4. Architektur von Spitalskirchen	16
5. Typologie von Spitalskomplexen	19
6. Zusammenfassung	25
III. Das Bürgerspital in Bad Leonfelden	
1. Geschichte des Bürgerspitals	26
2. Baubeschreibung	31
2.1. Die mittelalterliche Bausubstanz	31
2.2. Der Arkadentrakt	34
3. Zusammenfassung	35
IV. Die Spitalskirche in Bad Leonfelden	
1. Baugeschichte	36
2. Baubeschreibung	41
2.1. Äußeres Erscheinungsbild	41
2.2. Inneres Erscheinungsbild	44
2.2.1. Das Langhaus	44
2.2.2. Die Apsis	47
2.2.3. Das Gewölbe	50
3. Problematiken und der Versuch einer Rekonstruktion	55
3.1. Die Lage der Spitalskirche und ihre topologische Struktur	55
3.2. Die Unstimmigkeiten im Grundriss	56
3.3. Versuch einer Rekonstruktion	58
4. Zusammenfassung	59

V. Die Spitalskirche und die Architektur der ausgehenden Spätgotik

1. Allgemein	60
2. Problematik der Terminologie	61

VI. Die Spitalskirche im Einflussbereich donauländischer Architektur

1. Die bautypologische Untersuchung	63
1.1. Die Spitalskirche als Emporenhalle	63
1.2. Emporenanlagen im Mühlviertel	64
1.2.1. Die Pfarrkirche in Bad Leonfelden	64
1.2.2. Die Pfarrkirche in Gramastetten	67
1.2.3. Die Pfarrkirche in Ottensheim	68
1.3. Die Spitalskirche als Wandpfeilerkirche	69
1.4. Die Herkunft des Wandpfeilertypus	70
2. Das Bogenrippengewölbe in der Spitalskirche und seine Einbettung in die umliegende Architekturlandschaft	72
2.1. Die Entwicklung der Bogenrippenfiguration	72
2.2. Die Bauhütte von Passau und ihr Einfluss auf Oberösterreich	74
2.3. Die Wiener Dombauhütte und die Adaption der Bogenrippen	76
2.3.1. Einführung der Bogenrippen im Wiener Raum	76
2.3.2. Die Bogen- und Schlingrippenanwendungen in Wien	78
Der Orgelfuß im Stephansdom	78
Die Durchfahrtshalle vom Palais Niederösterreich	79
Die Spitalskirche St. Anna	79
2.4. Die Viertellade von Steyr und die Anwendung von Bogenrippen	81
2.4.1. Die Entwicklung der Bauhütte und der Gewölbemotive	81
2.4.2. Das Bogenrippengewölbe der Bürgerspitalskirche	83
2.4.3. Das Bogenrippengewölbe der Bruderhauskirche	84
2.4.4. Das Chorgewölbe in der Pfarrkirche Obergrünburg	85
2.4.5. Gewölbeformationen in der Pfarrkirche von Aschbach	85
2.4.6. Das Emporengewölbe in der Pfarrkirche von Feldkirchen	86
2.4.7. Das Langhausgewölbe in St. Lorenzen bei Knittelfeld	87
2.5. Zusammenfassung	88

V. Die Spitalskirche im Einflussbereich der böhmischen Architektur

1. Die Rosenberger Bauhütte in Südböhmen	89
1.1. Das Geschlecht der Rosenberger	90
1.2. Aufschwung der Rosenberger Bauhütte	91
1.3. Hans Getzinger und die Institutionalisierung der Rosenberger Hütte..	92

2. Der Einfluss Getzingers auf die spätgotische Architektur in Südböhmen und Oberösterreich	93
2.1. Das Gewölbe der Pfarrkirche in Haslach	94
2.2. Das Gewölbe der Pfarrkirche in Kalsching (Chvalšiny)	94
2.3. Das Chorgewölbe der Pfarrkirche in Rosenberg (Rožmberk)	95
2.4. Das Kapellengewölbe der Pfarrkirche St. Martin im Mühlkreis	96
2.5. Das Langhausgewölbe der Kirche St. Anna in Steinbruch	97
2.6. Charakteristika der Rosenberger Bauhütte unter Hans Getzinger	98
3. Schlingrippengewölbe in Böhmen und im Mühlviertel	102
3.1. Benedikt Ried und die Innovation des Schlingrippengewölbes	102
3.2. Benedikt Ried und sein künstlerisches Umfeld	103
3.3. Die Stadtpfarrkirche in Freistadt	105
3.4. Die Spulřkapelle in Neuhaus (Jindřichův Hradec)	109
3.5. Das Schlingrippengewölbe in Königswiesen	111
4. Zusammenfassung	112
VI. Exkurs: Abnahme von Steinmetzzeichen an Sakralbauten im Mühlviertel	
1. Die Bedeutung der Steinmetzzeichen	114
2. Sakrale Bauten mit Steinmetzzeichen in und um Bad Leonfelden	116
2.1. Die Spitalskirche in Bad Leonfelden	116
2.2. Die Pfarrkirche von Bad Leonfelden	117
2.3. Die Pfarrkirche in Ottensheim	118
2.4. Die Pfarrkirche von Gramastetten	119
2.5. Die Kirche St. Anna in Steinbruch	119
2.6. Die Stadtpfarrkirche in Freistadt	119
2.7. Die Pfarrkirche in Königswiesen	120
3. Zusammenfassung	120
VII. Fazit	121
VIII. Literaturverzeichnis	123
IX. Abbildungsverzeichnis	137
Anhang	
Abbildungen	
Abstract	
Lebenslauf	

Vorwort

Die vorliegende Arbeit entstand auf Vorschlag von RR Norbert Frühmann, der mir die Erforschung des Bad Leonfeldner Spitalskomplexes nahelegte, mich mit Informationen und Literatur versorgte und mir während der Erarbeitung ständig hilfreich zur Seite stand. Ohne Zweifel würde diese Arbeit nicht in dieser Form existieren, ohne die mannigfaltige Unterstützung, die ich seitens der Bad Leonfeldner Heimatforscher Kons. Manfred Dumphart, Kons. Werner Lehner und Kons. Felix Manzenreiter erfahren durfte. Hervorzuheben ist die Sammlung von Werner Lehner, in der vom originalen Stiftsbrief bis hin zur Fotodokumentation rund um den Spitalskomplex wichtige Dokumente zusammengestellt sind. Der Zugriff wurde jederzeit gewährt. Ein weiterer Dank ergeht an den Heimatverein, der die gesammelte Geschichte von Bad Leonfelden publizierte und eigene Schriften über die Spitalskirche veröffentlichte. Insbesondere versorgte mich Mag. Ludwig Wurzinger vom Heimatverein mit Literatur und Anregungen. Altbürgermeister Karl Huemer stellte mir dankenswerter Weise seine Fotografien über die Renovierung der Kirche zur Verfügung. Wertvolle Unterstützung wurde mir auch von DI Günther Kleinhanns zu Teil, der in den späten 80er Jahren im Auftrag des Bundesdenkmalamtes die Spitalskirche renovierte und mich mit einschlägigen Informationen versorgte. Mag. Peter Schraml, Archivar im Kloster Wilhering, opferte ebenfalls mehrmals seine Zeit zum einen, um den originalen Stiftungsbrief ausfindig zu machen und zum anderen, diesen mit mir zusammen zu transkribieren. Durch Konsulent Fritz Fellner vom Freistädter Stadtmuseum wurde die Verbindung zu Herrn Roman Lavička vom Bundesdenkmalamt in Budweis hergestellt, der an seiner Dissertation über die südböhmische Architektur schreibt, mir seine Publikationen zur Verfügung stellte, und mir hinsichtlich der Steinmetzzeichen wertvolle Hinweise lieferte. Weiters danke ich Herrn Dr. Ing. Reimund Ločičnik (Stadtarchiv Steyr), Mag. Karin Steppan (Bürgerinitiative Pulgarn) und Mag. Klaus Birngruber (Institut für Österreichische Geschichtsforschung), die mir ihre Aufmerksamkeit widmeten und mich mit Fachinformationen versorgten.

Meinem verehrten Prof. Dr. Mario Schwarz gilt ein besonderer Dank, der mich mit gezielten Informationen über Literatur versorgte, mir essenzielle Anregungen in Forschungsrichtungen gab und mir hilfreich und geduldig bei Fragestellungen zur Seite stand. Vielen herzlichen Dank!

I. Einleitung

1. Thematik

Das Bürgerspital und die dazugehörige Spitalskirche sind die im Mittelpunkt stehenden architektonischen Objekte bei der grenzüberschreitenden Landesausstellung 2013, die neben Freistadt, Český Krumlov (Krumau) und Viššý Brod (Hohenfurth) auch in Bad Leonfelden stattfinden wird. Oftmals ist eine kunsthistorische Untersuchung an Spitalskomplexen wegen der Zerstörung des ursprünglichen mittelalterlichen Bestandes erschwert durchführbar. Fast in allen Fällen sind die Spitäler abgerissen worden, ihre dazugehörigen Kirchen blieben jedoch wegen ihres sakralen Stellenwerts meist unangetastet. Leonfelden hingegen hat das Glück, dass neben der Spitalskirche auch noch der ursprüngliche spätgotische Bestand des Bürgerspitals im Wesentlichen vorhanden ist. Zur Landesausstellung 2013 wird dieser Komplex in adaptierter und renovierter Form in neuem Glanz erstrahlen.

Die spätgotische Architektur des Spitalskomplexes steht im Mittelpunkt meiner Forschung. Inneneinrichtung, Fresken und kultische Handlungen werden nur zwecks Erklärung der Baugeschichte erwähnt, beziehungsweise nur gestreift. Der Umstand, dass nicht viele Quellen und Urkunden über diesen Spitalskomplex erhalten sind, zusammen mit dem Faktum, dass die Architektur vor Uniformität strotzt, eröffnet zahlreiche spekulative Theorien über Herkunft des Werkmeisters, über Bautypologie und Stilgedanken, die hinterfragt werden müssen.

Die Arbeit erhebt jedoch keinen Anspruch auf geschichtliche Vollständigkeit, es wird daher vorwiegend die Geschichte des Gotteshauses und seines dazugehörigen Spitals im Zusammenhang mit der Architektur diskutiert. Ein weiterer erschwerender Umstand sind die zwei Themenschwerpunkte, einerseits der des Bürgerspitals, eines profanen Baus, in Kombination mit dem zweiten Architekturzentrum, der Spitalskirche. Neben der Problematik falscher Angaben in der Literatur und ungenauer Quellenlage wurde die Ausgangslage durch eine falsche Zuschreibung zu der südböhmischen Bauhütte der Rosenberger erschwert, die jedoch widerlegt wurde. Vor allem anhand der Bautypologie und des charakteristischen Bogenrippengewölbes konnten konkrete Zuschreibungen zu der Steyrer Bauhütte gemacht werden, die den Donauraum, sowie weite Teile vom Grenzbereich Ober- und Niederösterreichs beeinflusste.

Eine weitere wichtige Quelle findet man an der Spitalskirche selbst. Einige Steinmetzzeichen auf Arkaden und Gewölberippen sowie auf dem Schlussstein im Chor lassen sich mit Steinmetzzeichen anderer Bauten im Umkreis vergleichen. Sie dokumentieren die rege Wanderschaft der Steinmetze und unterstreichen die Zuschreibung der Spitalskirche zur donauländischen Architektur.

2. Forschungsstand

Aufgrund verschiedener Brände im Markt Leonfelden und anderer unbekannter Gründe sind nur spärliche Überreste von Dokumenten, wie Stiftungsbriefe und Urkunden vorhanden. Die Urkundenbestände des Leonfeldner Marktarchivs setzen erst gegen Mitte des 15. Jahrhunderts ein und laufen bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Dieses Marktarchiv birgt nur „*kümmerliche Reste an Archivalien*“¹, wie Benno Hofer es in der Einleitung seiner Dissertation schreibt. 1956 wurden die übrig gebliebenen Archivalien unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes dem Oberösterreichischen Landesarchiv übergeben.²

Einige Leonfeldner Urkunden, wie zum Beispiel der Stiftungsbrief vom Spital, sowie der Grundrissplan der Pfarrkirche aus dem 19. Jahrhundert sind nicht dabei, sondern befinden sich heute in der Hand des Heimatforschers Kons. Werner Lehner, der diese bereitwillig zur Verfügung stellte.

Als wichtige Quelle gilt der originale Gründungsrevers der Spitalskirche vom 29. Juni 1514, der sich im Archiv des Klosters Wilhering befindet und den Terminus post quem für den Beginn der Bautätigkeit bestimmt. Die schriftlichen Aufzeichnungen sprechen in der älteren Literatur vom Jahre 1514, erst in der neueren wird durch einen Abschreibebefehl das Jahr 1517 im Zusammenhang mit dem Gründungsrevers erwähnt. Leider sind vielfach originale Dokumente, auf die sich die ältere Literatur bezieht, nicht mehr vorhanden.

Die von der Architektur ablesbaren Quellen sind die so genannten Steinmetzzeichen, die gesucht, abgenommen und dokumentiert worden sind. Der anschließende Vergleich untermauert die zuvor baustilistischen und typologischen Ergebnisse.

¹ Hofer 1954, Vorwort.

² Vgl. Grüll 1957, Vorwort.

Wichtige Beiträge über die Spitalskirche und das Bürgerspital sind u.a. aus der Pfarrchronik von Raimund Kloiber, die 1889 aus verschiedenen Literaturquellen zusammengefasst worden ist, entnommen. Kloiber übernahm im Wesentlichen die Informationen von Mathias Reisacher, der 1840 die Geschichte von Leonfelden im Buch über Wilhering und dem Dekanat St. Johann schrieb. Eine umfassende Darstellung über Leonfelden verfasste 1954 der Zisterzienser Pater Benno Hofer. Dieses Werk bietet einen sehr guten Überblick über die Geschichte des Marktes.

Für die Erforschung von Spitälern ist die Arbeit von Ulrich Craemer ein Basiswerk, das eine allgemeine Darstellung der Spitäler in der europäischen Geschichte gibt. Der Kunsthistoriker Emanuel Braun baute auf die Arbeit Craemers auf und erarbeitete die Katalogisierung von Spitalskirchen in Altbayern. Die Spitäler werden jedoch nur peripher erwähnt. Neben dieser systematischen Erfassung von Spitalskirchen bietet Gertrude Blaschko einen Einblick in die Katalogisierung und Typologisierung von Bürgerspitälern samt ihrer sakralen Bauten im gesamten österreichischen Raum. Einen wesentlichen bauhistorischen Beitrag zur Typologisierung von Spitalkomplexen leistete Friedrich Mühling in seiner Untersuchung der Bürgerspitäler in Niederösterreich. Weitere regionale bauhistorische Analysen und Katalogisierungen von Bürgerspitälern und deren Spitalskirchen sind noch ausständig. Die spärliche kunsthistorische Literatur über Spitäler im Zusammenhang mit deren Kirchen zeigt aber nicht nur einen Mangel in der österreichischen Forschungstätigkeit auf, sondern spiegelt sich in der gesamten deutschen Literatur wider. Als Vergleichsbeispiele in Oberösterreich dienen für diese Arbeit die geografisch nahe liegenden Spitalskirchen in Freistadt, Ottensheim und Pulgarn, sowie die Ergebnisse der Studien von Blaschko, Braun, Craemer und Mühling als Vergleichsbeispiele.

Ein markantes und wesentliches Motiv für eine Zuordnung zu den verschiedenen umliegenden Bauhöfen stellt das Bogenrippengewölbe in der Spitalskirche dar. Da kurvierte Figurationen, Bogen- und Schlingrippen in fast jeder Bauhütte im ausgehenden 15. Jahrhundert und am Anfang des 16. Jahrhunderts verwendet wurden, wird das Hauptaugenmerk auf verwandte Figurationen gelegt, was jedoch des Studiums einzelner Bauwerke und Bauzentren bedurfte.

Diese Untersuchung der gotischen Bauweise schließt automatisch die grundlegende Publikation von Johann Josef Böker ein, die den Grundstein für weitere Bearbeitungen ermöglicht. Böker liefert eine detailreiche Katalogisierung und Aufzählung samt neuesten Thesen der Attributionen der fast 500 gotischen Baurisse, die sich in Wien befinden. Vom mittleren 14. bis zum mittleren 16. Jahrhundert dokumentieren diese Planrisse Bauvorhaben verschiedenster Provenienz. Erst jüngst wurden die alteingesessenen unreflektierten Zuschreibungen in Frage gestellt und von Böker kulminiert neu ausgewertet.

II. Das Spitalswesen im Mittelalter

1. Allgemein

Im Gegensatz zum hochdeutschen ‚*Krankenhaus*‘ ist der volkstümliche Begriff ‚*Spital*‘ im süddeutschen, österreichischen und schweizerischen Sprachgebrauch heute noch immer geläufig. Er stammt von der mittelhochdeutschen Kurzform des althochdeutschen ‚*hospitālhûs*‘.³ Die Vorläufer der Spitäler waren Hospize, die ursprünglich entlang von Pilgerwegen entstanden sind. Parallel zu diesen entwickelten sich die Stifts- und Domspitäler sowie bruderschaftliche Spitäler. Diese Gründungsphase von mittelalterlichen Fürsorgeeinrichtungen stand unter rein kirchlichen Vorzeichen. Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts etablierte sich das Spitalswesen auch in den europäischen Städten. Die Aufgaben der Spitäler waren im Allgemeinen sehr vielfältig: Sie waren unter anderem Zufluchtsstätte für Reisende, Alte, Findelkinder, Waisen, aber auch Anlaufstelle für Gebärende, psychisch Kranke und Gebrechliche jeder Art.⁴ Unter anderem kam es zur Gründung von Leprosen- und Siechenhäusern, Seel- und Schwesternhäusern, die für Bedürftige verschiedener Art Zuflucht boten.⁵ So erfolgte eine Differenzierung mittelalterlicher Fürsorgeinstitutionen vor Ort, je nach Zuständigkeit und Prioritäten.

Glaubt man diesen Zahlen, sind im 13. Jahrhundert 16 Spitalsgründungen, 33 im 14. Jahrhundert und zwölf im 15. Jahrhundert erfolgt.⁶ Wichtige aktenkundige Gründun-

³ Vgl. Braun 1983, S. 9.

⁴ Vgl. Reicke 1932, S. 207.

⁵ Vgl. Weigel/Just 2008, S. 151. Kurz nach 1500 sind die ersten Franzosenhäuser für Syphilitiker dokumentiert.

⁶ Vgl. Katzinger 1977, S. 14-15.

gen von Spitälern im Gebiet von Oberösterreich sind Steyr (1305), Enns und Linz (vor 1328), Wels (1328) und Gmunden (1343). In Braunau, Ried und Schärding folgten die Gründungen erst im 15. Jahrhundert. Jedoch ist diese Dokumentation sehr lückenhaft. Fürsorgezentren anderer Städte, wie beispielsweise von Freistadt, das 1311 erstmals erwähnt wird, sind darin nicht aufgelistet.⁷ Die Historiker Weigl und Just stellen daher zu Recht die Glaubwürdigkeit dieser Aktenkunde in Frage, da sie „auf unzureichender Erfassung beruhen“.⁸ Man kann ihres Erachtens davon ausgehen, dass in der Regel jede Stadt im 14. und 15. Jahrhundert mindestens eine Anstalt für Arme oder Kranke hatte. Tatsächlich kam es mit dem Aufschwung des Bürgertums zu einem regelrechten Boom von Spitalseinrichtungen im Land ob der Enns. Im Laufe der Zeit drang das Spitalswesen von den Städten ins ländliche Umfeld vor. Auch in Märkten wurde es inzwischen Usus, Spitäler für Alte, Gebrechliche und Kranke zu errichten. Leider sind ehemalige mittelalterliche Hospitäler samt ihren Wirtschaftsgebäuden in Europa kaum mehr nachzuweisen.⁹ So wurden Spitäler größtenteils abgerissen und neu gebaut. Die sakralen Bauten sind jedoch weitgehend erhalten geblieben und markieren heute noch Zentren ehemaliger mittelalterlicher Fürsorgeeinrichtungen.

Die ersten Fürsorgeeinrichtungen lagen grundsätzlich an verkehrsgünstigen Plätzen, wo sie an Fluss-, Grenz- oder Passübergängen die Infrastruktur verbesserten und zur Entstehung von Märkten und Städten beitrugen.¹⁰ Die Nähe zu einem Wasserlauf garantierte die Wasserversorgung und den hygienischen Standard.¹¹ Im Gegensatz zum Leonfeldner Bürgerspital waren sie meist außerhalb der Stadt zu finden, da dort mehr Platz vorhanden war und die Ansteckungsgefahr verhindert werden konnte. Die Bedürftigen störten dadurch nicht den innerstädtischen Betrieb, konnten aber bei drohender Gefahr sofort in die Stadt flüchten.¹² Bürgerspitäler in Österreich, die aus diesen oben erwähnten Gründen außerhalb der Stadt oder des Marktes lagen, sind

⁷ Vgl. Rappersberger 2001, S. 4.

⁸ Weigl/Just 2008, S. 151.

⁹ Vgl. Blaschko 1997, S. 45.

¹⁰ Vgl. Reicke 1932, S. 86f.

¹¹ Vgl. Lechner 1965, S. 36. Aus hygienischen Gründen lag das Spital in der Nähe des Wassers, Siechen- und Aussätzigenhäuser lagen wegen der Seuchengefahr vor der Stadt, meist an größeren Verkehrsstraßen, wo die vorüber kommenden Reisenden durch eine eigens hierfür bestimmte Öffnung ihre Almosen hineinreichen konnten.

¹² Vgl. Katzinger 1977, S. 13.

in Zwettl, Laa an der Thaya, Weitra, Eggenburg, Krems an der Donau, Hainburg an der Donau, Wiener Neustadt, Retz, Waidhofen/Ybbs, Steyr, Graz, St. Veit an der Glan und Wien gesichert.¹³ Ebenso lag das Freistädter Bürgerspital außerhalb der Stadtmauer, direkt vor dem nördlichen Stadttor (Abb. 1, 2). Auch die ursprüngliche Lage des Linzer Bürgerspitals (Abb. 3) ist vor der Stadtmauer bezeugt. Ein weiteres Beispiel für die Lage innerhalb der Mauern ist der Spitalkomplex von Ottensheim (Abb. 4,5).¹⁴ Umso erstaunlicher, dass das Bürgerspital in Leonfelden innerhalb der Wehrmauern lag (Abb. 6,7). Es kann angenommen werden, dass wegen der Hussitenkriege, weiterer Grenzfehden und vereinzelter Überfälle großes Gefahrenpotential vorhanden war und daher das Spital innerhalb der Stadtmauern erbaut worden ist. Man kann davon ausgehen, dass mit dem Erstarken des Bürgertums neugegründete Bürgerspitäler mehrheitlich innerhalb der Stadtmauern erbaut wurden, wogegen ältere Hospitäler noch wegen Seuchengefahr außerhalb der Stadtmauern errichtet wurden.

Im Katholizismus des Mittelalters war das Gebet Armer und Kranker für ihre Stifter ein tief verwurzeltes Element. Stifter sorgten mit ihren finanziellen Zuwendungen für das Wohlergehen der Spitalsinsassen. Als Gegenleistung verpflichteten sich diese für ihre Helfer zu beten.¹⁵ Folglich beeinflussten diese Stiftungen nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse der Anstalt, sondern auch das religiöse Leben der Insassen.¹⁶ Krankheit wurde als Folge von Schuld und Sühne, aber auch als Gnade und göttliche Prüfung aufgefasst.¹⁷ Neben den Gebeten für die Stifter widmete man sich auch der Bitte um Linderung der eigenen Leiden.¹⁸ Im Allgemeinen kann man anhand von Gebetsstiftungen die Gottesdienstordnungen und selbst die Hausvorschriften für Insassen der Spitäler ableiten.¹⁹ Der Tagesablauf war straff geregelt. Die täglichen Andachtsübungen und Mahlzeiten verpflichteten alle zur Teilnahme, Regelungen wie Sperrzeiten mussten genau eingehalten werden.²⁰ Generell kann man für

¹³ Vgl. Blaschko 1997, S. 27.

¹⁴ Vgl. Dehio MV 2003, S. 548.

¹⁵ Vgl. Eder 1932, S. 160.

¹⁶ Vgl. Jetter 1987, S. 38.

¹⁷ Vgl. Craemer 1963, S. 8.

¹⁸ Vgl. Richter 1964, S. 94.

¹⁹ Vgl. Eder 1932, S. 157.

²⁰ Vgl. Alpi 1951, S. 128.

Spätmittelalter und frühe Neuzeit konstatieren, dass die eigene geografische, soziale und gesellschaftliche Entwicklung den Hospitalbau individuell beeinflussten.²¹

Ein Spital umfasste im Wesentlichen einen Krankensaal und eine Kapelle oder Kirche im Bauverband, um Messfeiern und Gebete zu ermöglichen. Zumindest war das Vorhandensein eines Altars im Krankensaal oder in einem angeschlossenen Sakralraum Voraussetzung. Ein Holzstich um 1500 vom Pariser Spital Hôtel-Dieu beweist die Ausstattung mittelalterlicher Hospitäler mit Hausaltären (Abb. 8).²² Gab es räumlich und finanziell die Möglichkeit, wurde jedoch gleichzeitig zur Erbauung eines Spitals ein dazugehöriger sakraler Bau gestiftet. Entweder lagen diese in nächster Nähe oder waren im Gebäudekomplex verankert. Ein Hospital gänzlich ohne kirchliche Einrichtung war dem Mittelalter jedenfalls unbekannt.²³

Um die geistige Fürsorge im Spital gewähren zu können, war vor Ort ein Spitalsgeistlicher, je nach Größe ein eigener Spitalspriester oder -benefiziat (Inhaber eines Benefiziums = Stiftung) angestellt.²⁴ Seine Hauptaufgaben waren neben den täglichen liturgischen Abläufen das Spenden von Kranken- und Sterbesakramenten und Abhalten von Begräbnissen. Der Spitalsgeistliche war üblicherweise dem Pfarrer des zuständigen Bereiches unterstellt, nur wenige Spitäler erhielten den Status einer eigenen Pfarre.²⁵

Mittelalterliche Spitäler stellten potente Wirtschaftskörper dar. Grundlage bildete meistens die Landwirtschaft, im Vordergrund standen oftmals die Bewirtschaftung von Weingärten und Viehhaltung. Aus diesen Gründen gehörten zum Spital je nach Größe mehrere Gebäude. Diese Nebengebäude umfassten im Allgemeinen Werkstätten, Getreidespeicher, Scheunen, Ställe, Mühlen und Weinkeller. Wohnungen für den Spitalsmeister, für Dienstleute und Spitalsgeistliche wurden benötigt, sofern sie nicht im Spital selber wohnten. Neben den wirtschaftlichen Einkünften vermehrten Stiftungen und Einnahmen aus dem Pfrundeinkauf das Besitztum, das für den täglichen Le-

²¹ Vgl. Craemer 1963, S. 97.

²² Vgl. Ebd. S. 17; vgl. Blaschko 1997, S. 43. Auf dem Stich ist in der Krankenhalle ein Kreuzaltar mit Skulpturen aufgestellt. Die Aufstellung der Krankenbetten erfolgt längs- und querachsig des Raumes.

²³ Vgl. Windemuth 1995, S. 95.

²⁴ Vgl. Rappersberger 2001, S. 5.

²⁵ Vgl. Braun 1983, S. 86.

bensunterhalt sorgte.²⁶ So war der Spitalkomplex eine eigene sozioökonomische Einrichtung, die man gewinnbringend zu bewirtschaften versuchte. Spitäler waren in diesem Sinne multifunktionale Einrichtungen oder mit Weigels und Justs Worten zu sprechen: „*Hybride eines generalisierenden Patchworks*.“²⁷

2. Die Entwicklung der Bürgerspitäler

Mit dem Aufblühen der Städte änderte sich die soziale Struktur von Hospitälern.²⁸ Es kam zu den ersten Gründungen von den so genannten ‚*Bürgerspitalern*‘.²⁹ Sie zeugten erstmals von der Armenfürsorge in Städten und Märkten, sowie vom finanziellen Aufschwung der Bürgerschaft.³⁰ Die Namen gebenden Bürger waren gesetzlich vollwertige Mitglieder einer Stadt oder eines Marktes, die alle Rechte und Pflichten genossen.³¹

Obwohl nun die Bürger die Trägerschaft übernahmen, hatten sie jedoch keinen Einfluss auf kirchliche Doktrinen. Die mittelalterlichen Fürsorgeeinrichtungen standen unter dem römisch-katholischen Kirchenrecht, *Corpus Juris Canonici*.³² Die Vorrangstellung der *Spiritualia*, das geistige Gut der Kirche, blieb von der Bürgerschaft unangetastet, nur die *Temporalia*, die wirtschaftlich-rechtliche Leitung, unterstand kommunaler Verwaltung.³³ In dieser engen Verbindung von seelsorglicher und leiblicher Fürsorge erfüllten Spitalspriester und Spitalsmeister ihre Pflichten zusammen.

Die Finanzierung und Verwaltung eines Bürgerspitals samt den dazugehörigen wirtschaftlichen Gebäuden stand unter der Administration der Bürgerschaft. Im Prinzip

²⁶ Vgl. Blaschko 1997, S. 44. Weit verstreute Güter wurden in Pacht gegeben und während der Erntezeit war der Spitalsbetrieb auf Saisonarbeiter angewiesen. Oftmals wurden die Spitalsinsassen zum Almosensammeln aufgefordert.

²⁷ Weigel/Just 2008, S. 150f.

²⁸ Vgl. Nowotny 1985, S. 267.

²⁹ Vgl. Braun 1983, S. 19.

³⁰ Vgl. Eder 1932, S. 183.

³¹ Vgl. Reisacher 1840, S. 185. Um zum Stand der Bürger zu gehören, was bedeutet Handel betreiben zu können, musste man Besitzer eines mit dem Bürgerrecht ausgestatteten Hauses sein. Ein weiterer Vorteil der Bürger war die Befreiung vom Freigeld und dem Robot gegenüber der politischen Herrschaft. Das Freigeld war die Besteuerung bei der Übergabe des Hofes durch Tod, Verkauf oder andere Umstände. Im Gegensatz zu den Bürgern waren die anderen Untertanen zusätzlich zur Arbeitsleistung für den Grundherrn, den Robot, verpflichtet. In Leonfelden musste, wer zum Stand der Bürger dazugehören wollte, „*ein eigenes Haus im Markte besitzen, sich bey dem Richter und drey oder vier Bürgern einkaufen, am St. Bartholomäustage als am Feste des heil. Kirchenpatrons, der Kirche ein Pfund Wachs, und den Bürgern einige Kandeln Wein (...) und den Bürger-eid leisten (...)*.“

³² Vgl. Reicke 1932, S. 199.

³³ Vgl. Stadler 1985, S. 16. Die Spitalsmeister waren für die Ausübung der Spitalshoheit zuständig, d.h. Aufsicht, Aufnahme der Insassen, Erlassen von Regelungen, Jurisdiktion, Kontrolle der Wirtschaftsführung und Instrumentalisierung der Ressourcen. Diese, auch als Spitalspfleger bezeichneten Personen, vertraten das Spital in allen rechtlichen Belangen.

war die Verfassung und Verwaltung in allen Städten gleich.³⁴ Sie basierte auf der Dreiteilung der Leitungsgewalt in Rat, Pfleger und Spitalsmeister. Der Rat als oberster Vertreter der Kommune hatte die oberste Leitung. Der Spitalsmeister war der eigentliche Verwalter vom Bürgerspital. Je nach Größe des Fürsorgezentrums wurde ein Spitalspfleger zwischengeschaltet, der das Bürgerspital vor dem Rat vertrat. In Leonfelden wurde gegen eine Remuneration (Belohnung) von 30 fl. ein Bürger aufgestellt, welcher jeweils am Ende des Jahres dem Magistrat die Rechnung legte.³⁵

In welchem Umfang Hilfe bereitgestellt wurde, kam auf die Größe der Anstalt und auf die Anzahl der dort wohnenden Personen an. Von Leonfelden weiß man, dass Anfang des 19. Jahrhunderts noch eine weibliche Person zur Unterstützung der Pfründner tätig war, diese jedoch außer freier Wohnung nur Holz und Licht erhielt. Für das geistige Wohl sorgte zur gleichen Zeit ein Vorbeter, der jährlich für 4 fl. die gemeinschaftlich verpflichtenden Gebete organisierte. Neben dem Bürgerspital gab es 1833 zusätzlich ein nach Vorschrift gegründetes ‚Pfarr-Armeninstitut‘, das für die Armen, die nicht Anspruch auf die Unterstützung des Spitals hatten, eingerichtet wurde.³⁶

Im Laufe des ausgehenden Mittelalters wurden die Bürgerspitäler zu Pfründnerhäusern, wobei die Bezeichnung ‚Bürgerspital‘ erhalten blieb. Die wohlhabenden Bürger hatten für die Aufnahme ins Spital eine Gegenleistung zu erbringen, meist Besitztum, Liegenschaften oder auch Bargeld. Die lebenslange Versorgung durch das Spital mit Wohnungsmöglichkeit, Verpflegung und Kleidung wird in Stiftungsurkunden, als ‚provenda‘ oder ‚praebenda‘, zu Deutsch als ‚ewige Pfründe‘ bezeichnet.³⁷ Dieser Ausdruck bezieht sich auf die lebenslange Gewährung von Unterkunft und Verpflegung im Spital.³⁸

Während die Spitäler der Reichsstädte 80 bis 100 Insassen beherbergten, nahmen die Bürgerspitäler in den österreichischen Kleinstädten in der Regel sechs bis zwölf Personen auf. Das Linzer Bürgerspital in der Vorstadt beherbergte zum Beispiel um

³⁴ Vgl. Lechner 1965, S. 37.

³⁵ Vgl. Reisacher 1840, S. 201. Nach der letzten Rechnung aus dem Jahre 1833 umfasste das Vermögen ein Kapital von 12.275 fl. 15 kr. 2 dl.

³⁶ Vgl. Ebd., S. 202.

³⁷ Vgl. Stadler 1985, S. 11.

³⁸ Vgl. Reicke 1932, S. 187.

1490 20 Insassen.³⁹ Scheutz und Weiß bezeugten, dass es „sogar noch kleinere Spitäler“ gab, in der Regel „notdürftig adaptierte, von der Stadt übernommene Bürgerhäuser, für vier bis sechs Personen“.⁴⁰ Genau um solch ein Beispiel handelte es sich bei der Gründung des Bürgerspitals in Leonfelden. Die Anzahl armer Bürger, die anfangs im Bürgerspital Leonfelden Unterschlupf fanden ist nicht überliefert. Im Stiftsbrief vom 2. Jänner 1762 wurde die Personenanzahl wegen Ermangelung der Wohnmöglichkeiten auf 24 beschränkt.⁴¹ 1833 wurden nur mehr 18 Personen verpflegt.⁴² Man kann davon ausgehen, dass rund 250 Jahre vorher, bei der Gründung des Bürgerspitals weit weniger Personen aufgenommen wurden, da das ursprüngliche Spital nur aus einem Haus bestand. Den Höhepunkt erreichten die bürgerlichen Spitäler Ende des 15. Jahrhunderts und Anfang des 16. Jahrhunderts. Dann brachte die Glaubensspaltung eine Vernachlässigung mit sich, da die Werkstätigkeit und die mit ihr verbundene Stiftung in Frage gestellt wurde. Dass aber auch reformierte Bürger und Adelige spendeten, bezeugt der Zubau des Arkadentraktes um 1600 (siehe Kapitel *Bürgerspital*).

3. Architektur von Spitälern

Die Hospitalarchitektur des Mittelalters übernahm im Allgemeinen ihre wesentlichen Merkmale von den Fürsorgeeinrichtungen der Klosteranlagen, den so genannten ‚Infirmerien‘ oder ‚Infirmatorien‘. Seit dem 11. und 12. Jahrhundert wurde hauptsächlich der rechteckige, ein- bis zweigeschoßige Saalbau in der Spitalsarchitektur angewendet. Als frühe Vertreter sind das Hospiz des Augustiner Chorherrenstiftes in Klosterneuburg, sowie der Gästetrakt in den Zisterzienserstiften Rein und Heiligenkreuz zu nennen.⁴³

Im 13. und 14. Jahrhundert fasste der Hallenbau im Spitalswesen Fuß. Das französische Hospital St. Jean in Angers (1180-1190) gilt als Vorreiter im zentraleuropäischen Raum, da es als dreischiffiger Hallenraum eingewölbt wurde.⁴⁴ Neben der

³⁹ Vgl. Katzinger 1977, S. 12.

⁴⁰ Scheutz/Weiß 2008, S. 204.

⁴¹ Vgl. SL, Stiftsbrief 2. Jänner 1762. Er liegt zur Zeit zur Besichtigung im Gemeindeamt auf.

⁴² Vgl. Kloiber 1885, S. 80f.

⁴³ Vgl. Blaschko 1997, S. 12-13.

⁴⁴ Vgl. Leistikow 1967, S. 26.

Verwendung der Halle bei großen Spitälern, bleibt vor allem der Saalbau für kleinere Spitäler vordergründig. Es etablieren sich jedoch die beiden Bautypen parallel und sind wiederholt in der Hospitalarchitektur festzustellen.⁴⁵

Durch eine zunehmende kommunale Autonomie entwickelten sich die Bürgerspitäler, welche durch neue Aufgabenbereiche auch individuelle Architekturlösungen bevorzugten. Der Krankensaal und der Kirchenraum waren nicht mehr in einem Raum integriert, sondern es gab eine räumliche Trennung zwischen dem Sakralraum und dem eigentlichen Hospital. Allgemein trifft die Feststellung zu, dass funktionale Ansprüche im Vordergrund standen, Form und Stil der Spitäler waren nebensächlich.⁴⁶

Aus diesem Grund waren die Bürgerspitäler meist gleichwertig mit der städtischen und märktischen Bürgerarchitektur. Nach außen hin waren die Spitäler als solche nur durch kleinere architektonische Elemente erkennbar. Diese beschränken sich landläufig auf wenige Details, wie Fenstergewände oder Strebepfeiler.⁴⁷ Weitere bürgerliche Bauelemente, die verwendet wurden, sind Bauteile wie Erker und vorkragende Geschoße, die Anfang des 16. Jahrhunderts zur gängigen Motivik gehörten.⁴⁸ Im ausklingenden Mittelalter und an der Wende zur Neuzeit waren Arkadengänge und Arkadenhöfe eine weitere beliebte Bauform und bei Spitalkomplexen weit verbreitet. Auch der Typus Hofanlagen der südlichen Länder wurde aufgegriffen und bildet den Übergang zu den österreichischen Renaissancespitälern.⁴⁹

Durch das Aufkommen des Pfründnerwesens kam es zur einer Diversifizierung von Arm und Reich, welche auch in den so genannten Pfründnerhäusern architektonisch sichtbar ist.⁵⁰ Denn je nach gesellschaftlichem Status und Einkauf in das Bürgerspital, bekamen die Spitäler Einzelstuben (sog. Pfründnerkammern) oder sogar Kleinwohnungen für Ehepaare zugewiesen und wohnten von den ärmeren Insassen getrennt, die unter anderem auch auf die Mildtätigkeit der Stifter angewiesen waren. Die wohlhabenden Pfründner wohnten in den oberen Stockwerken, währenddessen die ärmeren Insassen ebenerdig untergebracht waren. Durch die Teilung der Bewohner-

⁴⁵ Vgl. Craemer 1963, S. 6f.

⁴⁶ Vgl. Blaschko 1997, S. 14.

⁴⁷ Vgl. Ebd., S. 44.

⁴⁸ Vgl. Feuchtmüller 1959, S. 82.

⁴⁹ Vgl. Mühling 1985, S. 149. Das um 1550 bis 1589 neuerbaute Spital in Wiener Neustadt wurde mit einem zweigeschoßigen Laubengang erbaut.

⁵⁰ Vgl. Blaschko 1997, S. 27.

schaft in ein Ober- und Untergeschoß ergab sich zusätzlich die Möglichkeit, dass im straßenebenen Geschoß auch Pilger oder andere Reisende aufgenommen wurden. Dieser Umstand manifestierte sich in den reicher ausgestatteten Obergeschoßen und in den nüchterneren Spitalsräumen im Erdgeschoß. In den mittelalterlichen Anstalten bürgerte sich dabei die Namen gebende Bezeichnung ‚Ober‘- bzw. ‚Unterpründner‘ ein.⁵¹

Schließlich entsprach diese Teilung der Vorstellung, dass Obergeschoße bzw. Emporen in Kirchen den sozial höher Gestellten zukamen. 19 von 29 noch existierenden Bürgerspitälern in Niederösterreich belegen, dass zweigeschoßige Bürgerspitäler zahlenmäßig die Mehrheit bilden.⁵²

4. Architektur von Spitalskirchen

Im Allgemeinen besitzen Spitalskirchen den Status von Filialkirchen und sind dadurch in ihren pfarrlichen Rechten eingeschränkt.⁵³ Aussagekräftig hierfür sind Stiftsbriefe, die eine klare Rechtsgrundlage darstellen und den Stellenwert zur Pfarrkirche thematisieren. Oftmals erhielten sie keine Seelsorgerechte, nur das Bußsakrament, die Eucharistie und die Letzte Ölung wurden gespendet.⁵⁴ Aus diesem Grund entwickelten sich Spitalskirchen im Land ob der Enns nicht zu eigenständigen Personalpfarren, obwohl häufig sogar ein eigener Priester angestellt war. Großen Fürsorgezentren allerdings, wie die Spitalspfarre von Linz und das Bürgerspital zu Eferding, wurden gelegentlich pfarrliche Rechte eingeräumt.⁵⁵ In Altbayern sind einfache und kleinere Spitalskirchen herausragend, deren Stellung am Außenbau ablesbar ist, die meistens ohne Glockenturm auskommen, da ein Dachreiter denselben primären Zweck erfüllte.⁵⁶ Ebenso waren am Außenbau der meisten Filialkirchen des 15. Jahrhunderts und in unserem Fall Anfang des 16. Jahrhunderts Zierformen nur spärlich vorhanden.⁵⁷

⁵¹ Vgl. Stadler 1985, S. 7-23.

⁵² Vgl. Mühling 1985, S. 165.

⁵³ Vgl. Braun 1983, S. 39.

⁵⁴ Vgl. Ebd., S. 87; vgl. Reicke 1932, 2. Teil, S. 138.

⁵⁵ Vgl. Eder 1932, S. 32.

⁵⁶ Vgl. Braun 1983, S. 95.

⁵⁷ Vgl. Nussbaum 1994, S. 221.

Grundsätzlich lassen sich die Bauformen von Spitalskirchen in zwei verschiedene Kategorien einteilen, in Zentralbauten sowie Langbauten. Zentralbauten finden sich nur vereinzelt. Blaschko nennt als frühesten Zentralbau die Infirmieriekapelle des Stiftes Rein (1406-1409), die jedoch stark verändert wurde.⁵⁸

Als Spezifikation der Zentralbauform erweisen sich Einstützenräume als charakteristische Bauform von Spitalskirchen. Eine weitere nennenswerte Abänderung des Zentralbaus stellt die Braunauer Spitalskirche (Abb. 9,10) dar, eine weiterentwickelte Rezeption von Hans von Burghausen. Ihre Architektur spiegelt die Auseinandersetzung mit dem Einstützenraum des südböhmischen Raumtypus, der dort hauptsächlich an Spitalskirchen erprobt worden ist. Der Braunauer Spitalskomplex wurde mit seiner architektonischen Innovation wegweisend für den Landkirchenbau. Der Dreistützentypus breitete sich danach vor allem in Altbayern, im oberösterreichischen Hausruck und dem Traunviertel (Frankenburg und Laakirchen) bis nach Niederösterreich (St. Pantaleon) und südlich nach Kärnten (Berg) aus, wo er in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum Höhepunkt heranreift.⁵⁹

Als Langhausbauten wurden anfänglich Saalbauten errichtet, ehe in der Spätgotik die Hallenkirche vermehrt auftrat. Im altbayrischen Raum sind laut der Untersuchung von Braun Spitalskirchen generell nur als Saal- oder Hallenkirchen konzipiert worden. Das basikale Schema scheidet aus.⁶⁰

Die ältesten, noch erhaltenen Spitalskirchen in Österreich sind Saalkirchen, die im 12. und 13. Jh. in den Ordensklöstern nachzuweisen sind. Die Hospizkapellen der Zisterzienserstifte Zwettl (1217) und Rein (1129) sind Saalkirchen mit einer halbrunden angeschlossenen Apsis. Die Chorturmkirche St. Gertrud (1140) im ehemaligen Hospiz des Augustiner Chorherrenstiftes in Klosterneuburg weist einen flachen Saalraum mit eingezogener Apsis auf.⁶¹ Während jeder einzelne Bau in Länge, Breite und Höhe variiert, war die Form der Verwendung der Apsis individuell geprägt. Es wurden Saalkirchen ohne Altarraum mit apsidialem Abschluss, mit polygonalem Abschluss

⁵⁸ Vgl. Braun 1983, S. 39.

⁵⁹ Vgl. Brucher 1990, S. 152-154.

⁶⁰ Vgl. Braun 1983, S. 36-41.

⁶¹ Vgl. Blaschko 1997, S. 38.

und Saalkirchen mit eingezogenem und ausgeschiedenem Chor konstruiert. Interessant ist die Frage, wann die Bauformen zeitlich einzubetten sind, jedoch konstatiert Braun für Altbayern, dass „*sich wider Erwarten keine typologische Periodisierung*“⁶² erkennen lässt. Jedoch decken Saalkirchen mit ausgeschiedenem und eingezogenem Chor die Zeitspanne zwischen 1125 und 1514 ab, in dem dieser Typ als Spitalskirche errichtet worden ist. Neben der Saalkirche ist die Halle die zweite bedeutende und häufige Raumform, vor allem bei spätgotischen Spitalskirchen im heutigen altbayerischen Raum.⁶³ Diese für Altbayern geltenden Regeln lassen sich vermutlich auf die oberösterreichischen Gegebenheiten umsetzen. Blaschko jedenfalls hebt die Dominanz der einschiffigen und gewölbten Saalbauten im 13. und 14. Jahrhundert auf österreichischem Boden hervor.⁶⁴ Weitere Untersuchungen sind jedoch ausständig.

5. Typologie von Spitalskomplexen

Als erster Kunsthistoriker typologisierte 1963 Craemer mittelalterliche Spitäler im Zusammenhang mit den dazugehörigen Sakralbauten im europäischen Raum mit Schwerpunkt Frankreich und Deutschland. Das städtische Pfründnerhaus des Spätmittelalters gliederte er in vier Bautypen, welche aus dem vorgegebenen Winkel zwischen Spital und Kirche resultieren:⁶⁵

- a) Kapellenanschluss in Fortsetzung der Längsachse,
- b) Winkelanschluss der Kapelle,
- c) Parallelanschluss der Kapelle und
- d) Hospitalanlage mit Arkadenhof.

Braun nimmt diese Einteilung 1983, genau zwanzig Jahre später, abgewandelt auf und wendet sie an den von ihm katalogisierten mittelalterlichen Spitalskomplexen mit Schwerpunkt der sakralen Bauten in Altbayern an. Obwohl sein Forschungsmittelpunkt die Spitalskirchen sind, versucht er die ursprünglichen Spitalskomplexe in ihrer Gesamtheit zu sehen.

⁶² Braun 1983, S. 41 Teils in engen Zeiträumen, teils über Jahrhunderte hinweg sind die Typen vereinzelt zur Anwendung gekommen.

⁶³ Vgl. Braun 1983, S. 113.

⁶⁴ Vgl. Blaschko 1997, S. 39.

⁶⁵ Vgl. Craemer, 1963, S. 70f.

Er erweitert die Bautypen von Craemer um den

e) Einraumtypus und um den

f) Typus der räumlichen Trennung.⁶⁶

Er beweist durch seine Forschungstätigkeit und Katalogisierung der Bauten, dass für den Bürgerstand, der die meisten Spitäler gründete, kein Spitalstyp besonders charakteristisch ist. Weigel und Just stimmen in ihrer Untersuchung 2008 über die Baugestalt der Spitäler in Niederbayern und Österreich mit den Angaben Brauns überein und bestätigen die vielfältigen Varianten der Hospitalarchitektur, deren Ursprünge sich aus dem mittelalterlichen Klosterbau ableiten lassen.⁶⁷

Der Architekt Mühling erfasste 1985 die bautypologischen Merkmale der 29 noch bestehenden Bürgerspitäler in Niederösterreich.⁶⁸ Er unterteilte die Spitalskomplexe in eine offene und geschlossene Bauweise, die er je nach Kompaktheit aus dem Grundriss ablas. Neben den bekannten Typen

a) Hoftyp,

b) linearer Typ,

c) gekoppelter Typ (Parallelstellung) benannte er zusätzlich den

d) kompakten Typ (Einraumtypus) und den e) Zentraltyp.

Die gesamten österreichischen Bürgerspitäler und Spitalskirchen des Mittelalters wurden erstmalig von Blaschko 1997 kunsthistorisch zusammengefasst und katalogisiert.⁶⁹ Jedoch ist nicht die Gesamtheit der Spitäler und Spitalskirchen erfasst, sondern sie beschränkte sich auf die schon gut erfassten Spitalskomplexe. Sie fasst die einzelnen Unterscheidungen folgendermaßen zusammen:

a) Typus des Winkelanschlusses,

b) Typus der Parallelstellung,

c) Typus der Hofanlage,

⁶⁶ Vgl. Braun 1983, S. 24-36, vgl. Craemer, S. 10f. Fast ausnahmslos sind die Spitäler, die Braun bearbeitet hat, im 14. oder 15. Jahrhundert gebaut worden.

⁶⁷ Vgl. Weigel/Just 2008, S. 183.

⁶⁸ Ebd., S. 183. Er war für die bauhistorische Untersuchung von insgesamt 29 heute noch bestehenden Spitälern in Niederösterreich verantwortlich, die im Wesentlichen die Ergebnisse für Bayern bestätigt. Prinzipiell lassen sich der *„umschließende Hoftyp“* (U-förmig, sieben Nennungen), vom *„linearen“* (neuen Nennungen) und *„gekoppelten Typ“* (drei Nennungen) trennen.

⁶⁹ Jedoch ist der Katalog aus verständlichen Gründen nicht vollständig, da ländliche Bauten nicht erfasst wurden. Blaschko hält sich dahingegen an die historisch und quellentechnisch gut erfassbaren Bürgerspitäler.

- d) Einraumtypus,
- e) linearer Typ.⁷⁰

Im folgenden Abschnitt wird diese Kategorisierung der Bautypologie von Blaschko beibehalten und mit entwicklungsgeschichtlich relevanten, aber auch mit Beispielen aus dem österreichischen Raum, ergänzt. Zusätzlich lässt sich klar erkennen, welchem Typus die Spitalkirche in Leonfelden folgt.

a) Typus des Winkelanschlusses

Der Spitalkomplex in Bad Leonfelden reiht sich nahtlos in den Typus des gewinkelten Anschlusses ein. Das Spital liegt im Allgemeinen in einem rechten Winkel zur Kirchenachse (Abb. 11). Die Verbindung zwischen Spital und Sakralraum erfolgt durch Zugänge ins Schiff und in die Empore.⁷¹ Dieser Typus kommt besonders variantenreich vor, je nach Größe der Winkelöffnung und Nahtstelle kann man Untergruppierungen bilden. In Leonfelden wurde dieser Typus wegen der Begrenzung zur Straße gewählt. Das bedeutet, dass geografische Voraussetzungen oftmals ausschlaggebend für die Bauform waren.

In Deutschland sind die großen Spitalkomplexe wie Erfurt (Abb. 12), aber auch Lübeck und Treysa zu nennen.⁷² Klassische niederösterreichische Beispiele für die Errichtung eines gewinkelten Spitalkomplexes sind Kirchberg am Wagram, Baden, Bruck an der Leitha, St. Pölten und Zwettl.⁷³ Neben diesen klar typologisierten Formen sind Mischformen gängig. Durch An- und Zubauten werden lineare und gewinkelte Anschlüsse zu Hofanlagen oder Parallelstellungen wie zum Beispiel Horn, Retz, Waidhofen an der Ybbs (Abb. 13).⁷⁴

b) Typus der Längsanbindung⁷⁵

Dieser Typus ist weit verbreitet und tritt im altbayerischen Raum am häufigsten auf. Vom Einraumtypus des 12. und 13. Jahrhunderts kommt es durch den baulichen Zuwachs einer Kapelle oder Kirche zum Typus der Längsanbindung. Bei diesem Typ

⁷⁰ Vgl. Blaschko 1997, S. 29.

⁷¹ Vgl. Braun 1983, S. 28.

⁷² Vgl. Craemer 1963, S. 60; Blaschko 1997, S. 29f.

⁷³ Vgl. Mühling 1985, S. 165.

⁷⁴ Vgl. Ebd., S. 29.

⁷⁵ Vgl. Craemer 1963, S. 71.

sind der Spitals- und Sakralbau längsgerichtet und in einer Flucht aneinander gereiht. Beim linearen Typus können Kirche und Spital räumlich miteinander verschmelzen oder getrennt sein.⁷⁶ Sieben von 29 bestehenden Bürgerspitälern in Niederösterreich entsprechen dem linearen Typus: Falkenstein, Hainburg, Mödling, Retz, Spitz a. d. Donau, Strass und Weitra (Abb. 14).⁷⁷ Das sind rund ein Viertel der noch existierenden Bürgerspitäler. Vermutlich dominierte dieser Bautyp auch in Oberösterreich.

In der Nähe von Bad Leonfelden können ebenfalls zwei lineare Typen festgestellt werden. Der ehemalige Bürgerspitalskomplex in Ottensheim entspricht mit seiner Spitalskirche dem linearen Typ (Abb. 4,5).⁷⁸ Eine Abwandlung ist die T-förmige Anbindung der beiden Baukörper, die für die Architektur von Heilig-Geist-Komplexen bestimmend ist. In Pulgarn (OÖ) wurde die Spitalskirche fast zeitgleich mit der Entstehung der Leonfeldner Spitalskirche 1514 linear an das Hospital angebaut (Abb. 15).⁷⁹ Der Komplex weist die charakteristische Bauweise des Hl. Geist-Ordens auf. An ein längliches Hospital wird in der Mittelachse im rechten Winkel die Spitalskirche dazu gebaut.⁸⁰ Diese T-Form ist charakteristisch für Heilig-Geist-Spitalskomplexe und ist eine Sonderform. Der Spitalskomplex Braunau ist eines der wenigen, original erhaltenen Ensembles auf altbayerischem Gebiet.⁸¹ Das Spital liegt in einer Achse hinter der Kirche. Die reichen Pfründner konnten vom Obergeschoß aus in die Empore gelangen, die mit einem eigenen Altar ausgestattet war.

c) Typus der Parallelstellung

Neben dem Typus des Winkelanschlusses und der Längsbindung findet man häufig in Altbayern den Typus der Parallelstellung.⁸² Die Hauptachsen von Kirche und Spital stehen in diesem Fall parallel. Dieser Typus ist oft Ausgangspunkt für die Weiterent-

⁷⁶ Vgl. Blaschko 1997, S. 30.

⁷⁷ Vgl. Mühlring 1985, S. 165.

⁷⁸ Vgl. Mittermayer 1967, S. 49f.; Vgl. Dehio MV 2003, S. 553. Die Spitalskirche wurde am 21. Mai 1787 unter Josef II. verkauft und wird seitdem privat genutzt. Das ehemalige Spitalsgebäude ist ein lang gezogener zweigeschoßiger und in drei Einzelgebäuden getrennter Bau, der im Ober- und Erdgeschoß Zugänge zur Kirche aufwies.

⁷⁹ Vgl. Dehio MV 2003, S. 875-877. Ab 1509 wurde an diesem Einraumspitalskomplex aus dem 14. Jahrhundert eine Spitalskirche in der Längsachse angebaut.

⁸⁰ Vgl. Craemer 1963, S. 60.

⁸¹ Vgl. Braun 1983, S. 30.

⁸² Vgl. Braun 1983, S. 26f.

wicklung zur Hofanlage. Das Heilig-Geist-Hospital in Nördlingen (Abb. 16) und Rothenburg waren Paralleltypen, die jedoch heute nicht mehr existieren.⁸³

Bei dem heute verbliebenen Bestand in Österreich liegen die Spitalsbauten jeweils an der Südseite der Kirche. In Niederösterreich konnte Mühling drei Spitalskomplexe, die parallel liegen, ausfindig machen: Waidhofen an der Thaya, Drosendorf und Eggenburg.⁸⁴ Mühling bezeichnet die Parallelstellung auch als ‚gekoppelten Typ‘ und unterteilt sie, je nach Kompaktheit, in eine offene oder geschlossene Bauweise.⁸⁵

d) Einraumtypus

Die seltenste Form der Spitalskomplexe ist die Verschmelzung von Kirche und Spital zu einem Raum. Es dominiert die Funktion der Krankenanstalt, jedoch ist für das Seelenheil ein Altar für die täglichen Gebete eingerichtet. Mehrheitlich weisen diese Spitalskomplexe sakrale Architekturformen im Äußeren auf.⁸⁶ Die Prototypen dieses Einraumtypus sind in Frankreich zu finden, wo sich dreischiffige Hospitalhallen seit dem 12. Jahrhundert behaupten. Die Raumkonzeption von Einraumtypen erinnert an die Infirmeriehallen des Zisterzienserordens in Ourscamp oder Eberbach aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts (Abb. 17).⁸⁷ Craemer dokumentiert in seiner Arbeit das eingangs erwähnte Spital Hôtel Dieu in Paris, dessen Krankensaal mit einem eingestellten Altar (Abb. 8) ausgestattet ist, die Architektur wird aber nicht nennenswert beeinflusst.⁸⁸ Neben den Klosterspitälern gehören zum Einraumtypus oftmals Leprosen- oder Siechenhäuser, die meist aus Gründen des gewollten Abstandes außerhalb der Städte gebaut worden sind.⁸⁹

e) Zentraltypus

Ähnlich dem Einraumtypus kommt auch der Zentraltypus zum Tragen. Der Zentralbautypus stellt die Architektur in den Vordergrund, während der Einraumtypus auf die

⁸³ Vgl. Craemer 1963, S. 76f.

⁸⁴ Vgl. Mühling 1985, S. 131f. Drosendorf stellt mit seinen Annexbauten eine Mischform zwischen dem Paralleltypus und dem gewinkelten Typus dar.

⁸⁵ Vgl. Ebd., Anhang.

⁸⁶ Vgl. Blaschko 1997, S. 29. Zu den Vorläufern dieses Typs zählen die frühen Passhospize. Die Pilger und Reisenden fanden in der Hospizkirche ihre Unterkunft, wie in Spital am Semmering.

⁸⁷ Vgl. Craemer 1963, S. 24 - 34; Vgl. Blaschko, S. 29.

⁸⁸ Vgl. Ebd., S. 17.

⁸⁹ Vgl. Braun 1983, S. 30.

Verschmelzung von Liturgie und Pflege in einem Raum hindeutet und mehrere Bauformen umfassen kann.

Die zentrale Architektureinheit ist nahezu ausschließlich bei Spitalskirchen zu finden.⁹⁰ Interessant ist, dass dieser Typus in der Bürgerspitalsarchitektur des Mittelalters fehlt. Er taucht erst wieder mit dem Beginn der Renaissance auf, wo er anhand von zwei niederösterreichischen Beispielen fassbar ist. Den frühesten Zentralbau eines Bürgerspitals besitzt Döllersheim, der mit großer Wahrscheinlichkeit gegen Ende des 16. Jhs. anzusetzen ist (Abb. 18a,b).⁹¹ Der Zentralbau des Bürgerspitals in Kirchberg am Walde (Abb. 19) erfolgte zwischen 1717 und 1719 durch einen Umbau und durch die Neugründung des Grafen Johann Leopold von Kufstein.⁹² Döllersheim und Kirchberg am Wagram sind Vertreter der Ende des 16. Jahrhunderts aufkommenden Zentralbauweise bei ländlichen Spitalkomplexen.⁹³

f) Kompakter Typus

In Niederösterreich bezeichnet Mühling rechteckige Spitäler mit und ohne Kapelle als ‚*kompakte Typen*‘. Kennzeichnend für diesen Typus ist die späte Entstehungsphase ab der Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Bau besteht meist aus einem quaderförmigen Gebäude ohne sakralen Anbau oder nur mit einer kleinen integrierten Kapelle im Spital, wie zum Beispiel im Bürgerspital von Ybbs a. d. Donau (Abb. 20) von 1860.⁹⁴

g) Hofanlagen

Neben dem Einraumtypus ist in Altbayern der Typus der Hof- bzw. Kreuzganganlage gleichermaßen wenig verbreitet.⁹⁵ Diese Hofanlagen entwickelten sich meist durch das natürliche Wachsen der Bürgerspitalskomplexe. Das St. Blasius Spital in Salzburg stellt ein prominentes Beispiel in Österreich dar. Aus dem zusätzlichen Raum, der durch die Aufnahme von Pfründnern gebraucht wurde, entstand eine Hofanlage (Abb. 22).⁹⁶ Das Spital wurde im 16. Jahrhundert durch einen dreigeschoßigen Arka-

⁹⁰ Vgl. Blaschko 1997, S. 12.

⁹¹ Vgl. Mühling 1985, S. 47. Im Mittelpunkt befand sich die Kapelle, um die Spitalsräume kreuzförmig angeordnet waren. Heute sind durch den Truppenübungsplatz nur mehr die Ruinen des Hospitals erkennbar.

⁹² Vgl. Ebd., S. 80.

⁹³ Vgl. Ebd., S. 165.

⁹⁴ Vgl. Ebd., S. 153.

⁹⁵ Vgl. Braun 1983, S. 34.

⁹⁶ Vgl. Blaschko 1997, S. 31.

den Trakt erweitert, der an den Mönchsberg grenzt, und mit der Bürgerspitalskirche einen Hof umschließt. Mühling nennt Eggenburg (15. Jh.), dessen Komplex aus zwei parallel liegenden Spitalstrakten einen Hof einschließt.⁹⁷

Der Schwibbogen zwischen Spitalsmeisterhaus und Spitalskirche in Leonfelden bezeugt noch Verschlüsse eines einstigen Tores (Abb. 21). Vermutlich wurde das Fürsorgezentrum durch Anbauten späterer Zeit zu einem Areal, das mindestens zur Straßenseite hin verschließbar war. Ebenso weist das ehemalige Bürgerspital in Linz vom 13. bis 17. Jahrhundert diesen Typus auf (Abb. 3). Auf dem Stich sieht man parallel zur Kirche weitere Gebäude stehen. Sie werden durch Verbindungsmauern zu einem Spitalshof zusammengefasst. In Niederösterreich sind als Hofanlagen konzipierte Bürgerspitalskomplexe Baden, Bruck an der Leitha, Horn, Retz, Waidhofen an der Ybbs.⁹⁸

6. Zusammenfassung

Das mittelalterliche Spitalwesen in Österreich umfasst mehrere Entwicklungsstufen. Als erste Vertreter sind Hospize und klösterliche Spitälern zu nennen. Das Spital und der Sakralraum verschmolzen meist zu einer zentralen Bauform, welche die räumliche Verflechtung von geistlichem und körperlichem Wohlergehen versinnbildlichte. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der Städte und dem damit verbundenen Erstarken des Bürgertums übernahm erstmals die Kommune die Trägerschaft von Spitälern. Spital und Kirche wurden getrennt errichtet, jedoch befanden sich diese Bauteile in einem einzigen Gebäudekomplex. Die Spitälern wurden ausschließlich für die Unterbringung der Hilfsbedürftigen errichtet. Im Vordergrund stand daher der funktionale Aspekt, und der Bau entsprach der gängigen Architektur des Bürgertums.

Die Spitalskirchen dagegen standen unter rein kirchlichen Vorzeichen und unterlagen der sakralen Bauweise. Im oberösterreichischen und niederbayerischen Raum dominiert zwischen dem Anfang des 12. Jahrhunderts bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts der Typus der Saalkirche mit ausgeschiedenem und eingezogenem Chor. Parallel dazu entwickelte sich der Hallenbau in verschiedenen Variationen. Mitte des 20. Jahrhunderts typologisierte Craemer als erster Kunsthistoriker die Spitalskomplexe

⁹⁷ Vgl. Mühling 1985, S. 55.

⁹⁸ Vgl. Ebd., S. 165.

im Gesamten anhand der topologischen Charakteristika von Spital zur Kirche. Punktuell wurde die Architektur von Spitalkirchen, sowie die Bauweise der Spitäler katalogisiert und analysiert. Anhand dieser Ergebnisse lässt sich jedoch nur ein Querschnitt der Architektur im Spitalswesen ermitteln. Weitere Studien wären wünschenswert.

III. Das Bürgerspital in Bad Leonfelden

1. Geschichte des Bürgerspitals

Leonfelden entstand an der Kreuzung zweier gut frequentierter Handelswege des Mittelalters. Namentlich erwähnt wird Leonfelden erstmals 1241 als *lonveld* in einer Urkunde von Friedrich Herzog von Österreich als *preadium* (Landgut), in der er über seine Besitztümer schreibt, die er im Bistum Passau zu Lehen hatte. Am 28. November 1292 wurde Leonfelden erstmals als Pfarre genannt, und zwar im Zusammenhang mit der Loslösung von der Mutterpfarre Gramastetten und der Erhebung zur eigenständigen Pfarre. Der Wallseer Teilungsvertrag der Herrschaft Waxenberg aus dem Jahre 1356 bezeichnet das *Amt Leonfelden* mit seinen mittlerweile 22 Ortschaften als Verwaltungsbezirk der Herrschaft Waxenberg.⁹⁹ Die geistige Oberhoheit übernahm ab der Inkorporation der Pfarren Leonfelden, Gramastetten und Theras in Niederösterreich am 7. Juli 1400 das Zisterzienserstift Wilhering, zu dem Bad Leonfelden noch heute gehört.¹⁰⁰ Da der Markt in der Hussitenzeit mehrmals verwüstet wurde und während der Grenzkriege Schauplatz verschiedener Fehden war, wurde der Markt mit einer Ringmauer und einem Graben umgeben.

Um 1500, zur Zeit der Gründung des Bürgerspitals, war Leonfelden ein Markt mit Maut und Gericht im Land ob der Enns und zählte ungefähr sechzig Häuser (Abb. 6).¹⁰¹ Das Teilfürstentum Österreich ob der Enns grenzte im Norden an Südböhmen, im Osten an Österreich unter der Enns, dem heutigen Niederösterreich, im Süden an die Steiermark und im Westen an Altbayern.

⁹⁹ Vgl. Hofer 1954, S. 5-8.

¹⁰⁰ Vgl. Ebd., S. 127-129.

¹⁰¹ Vgl. Ebd., S. 86. Im Jahr 1499 zählte der Markt 56 Häuser.

Leonfelden gehörte zum Herrschaftsgebiet Waxenberg, das seit dem Jahre 1504 Wolfgang IV. Jörger zu Tollet (1462 - ca.1524) als Pfand unterstand.¹⁰² Wolfgang IV. hatte das Amt als Salzhauptmann in Gmunden inne und war darüber hinaus vom 21. Februar 1513 bis am 15. Oktober 1521 Landeshauptmann im Land ob der Enns.¹⁰³ Als Vogt verwaltete er die gerichtlichen Angelegenheiten des Marktes.

In diesem Umfeld wurde am 10. Dezember 1505 vom Richter und dem Rat von Leonfelden das Bürgerspital gegründet. Der Stiftsbrief wurde ausgestellt, in dem geschrieben stand, dass die „*Behausung des Bürgers Paul Polz*“ von den Bürgern des Marktes Leonfelden gekauft und darin ein Bürgerspital „*für die Verpflegung und Betreuung verarmter und kranker Bürger und deren Kinder*“¹⁰⁴ eingerichtet wurde.¹⁰⁵ Dieser Stiftsbrief war die rechtliche Grundlage, welche die Stellung zwischen Hospital, Bürgerschaft und Kirche fixierte.¹⁰⁶ Darin wurden die Einzelheiten der Gründungsbedingungen beurkundet, wie Stifter, Finanzierung, Rechte, Pflichten und die Anzahl der Hospitalinsassen. Der ursprüngliche Gründungsrevers des Bürgerspitals ist verschollen, tradiert ist dieser Sachverhalt jedoch in einem Dokument des 18. Jahrhunderts und der Literatur des 19. Jahrhunderts. So beschäftigte sich der Wilheringer Zisterzienser Pater Mathias Reisacher 1840 erstmals ausführlich mit der Geschichte des Bürgerspitals und seiner Kirche.¹⁰⁷

Die nächste Quelle findet sich 1507, zwei Jahre nach der Spitalsgründung. Im Landesarchiv Oberösterreich existiert ein Stiftungsbrief des Schenkenfeldner Pfarrers Hanns Strobel, der am 17. Juli 1507, im Spital eine Ewige Messe für sich und seine Nachkommen stiftet.¹⁰⁸ Richter und Rat des Marktes und die Zechleute des Spitals in

¹⁰² Vgl. Hofer 1954, S. 80.

¹⁰³ Vgl. Wurm 1955, S. 57f.

¹⁰⁴ Vgl. Hofer 1954, S. 242.

¹⁰⁵ Vgl. Eder 1932, S. 200.

¹⁰⁶ Vgl. Windemuth 1995, S. 93.

¹⁰⁷ Vgl. Reisacher 1840, S. 193. Sein umfängliches und detailliertes Wissen bleibt die Basis für die Übernahme in der darauf folgenden Literatur. Leider nennt er in diesem Kapitel keine Quellen, vermutlich zitiert er den Stiftsbrief vom 2. Jänner 1762, der sich im Besitz von Kons. Lehner befindet. Im diesem Dokument erwähnt der Richter und Rat das Bürgerspital, dass „anno 1505 von seiner königlichen Majestät Maximilian als damals glorreichst regierender Römischer König allerhöchst seligsten Gedächtnis die vom bürgerlichen Paul Polz ehrsam besessene Behausung allhier wiederholten Markt auf sein allerdemütigstes Bitten von allen Dienst, Steuer und Kontribution ganz frei eigen überlassen.“

¹⁰⁸ Vgl. OÖLA, Marktarchiv Leonfelden, Urk. Nr. 2 Schachtel 1.

Leonfelden bestätigten die mit Testamenten errichtete Gottesdienststiftung.¹⁰⁹ In seinem Stiftungsbrief ist ausdrücklich von einer ‚*Messe im Spital*‘ die Rede. Da die Spitalskirche um 1507 noch sieben Jahre auf ihre Entstehung warten musste, kann man davon ausgehen, dass zumindest ein fixer oder mobiler Altar im Spital stand, um den Armen und Kranken ihre täglichen Gebete zu ermöglichen. Eine geistliche Betreuung in benachbarten Kirchen oder mit Hilfe eines Tragaltars war die Voraussetzung, bis dass der eigene sakrale Raum geschaffen worden ist.¹¹⁰

Am 15. Mai 1509 beurkunden Richter und Rat, dass sie den Fröhmesshof in Gramastetten zu dem neu errichteten Spital gekauft haben, dem Markt Ottensheim werden die Rechte zum Rückkauf eingeräumt. Dass das Leonfeldner Bürgerspital auch ein potenter Wirtschaftskörper war, lässt sich auch aus einem anderen Dokument ablesen. Nach einem undatierten Verzeichnis im Archiv Wilhering besaß das Bürgerspital neben „*mehrere(n) Wiesen- und Ackergründen auch sechs Zehentholden in der Pfarre Gramastetten, welche zugleich Untertanen waren, und ein Haus mit einem Weingarten in Krems.*“¹¹¹ Zu unterstreichen ist die enge Bindung von Leonfelden zur ehemaligen Mutterpfarre Gramastetten. Zudem war es keine Seltenheit, einen Weingarten zu besitzen. Im Mittelalter war der Weinbau in vielen Gebieten in Ober- und Niederösterreich etabliert. Stiftsbesitzungen im damaligen Land unter der Enns waren keine Seltenheit.¹¹² Wann jedoch diese Besitzungen des Spitals wieder ausgeschieden wurden, ist nicht überliefert. Laut einem weiteren undatierten Protokoll aus Wilhering wurde das Bürgerspital von zwei Personen verwaltet, außerdem war dort noch ein eigener Spitalsmeier angestellt, der zugleich Marktwächter war.¹¹³

¹⁰⁹ Vgl. Eder 1932, Bd.1, S. 160. Die Antwort auf die Frage, warum ein Pfarrer aus einem benachbarten Markt im Spital zu Leonfelden eine Ewige Messe stiftet und nicht in der nahe liegenden Pfarrkirche, findet man in der katholischen Liturgie. So war die Wertigkeit der Gebete von Armen und Kranken nach katholischer Tradition höher gestellt als Gebete von Gesunden, was dazu führt, dass das Gebet der Armen und Kranken für etwaige Stifter besonders begehrt war. Vermutlich bot die Erwartung eines größeren Seelenheils für den Schenkenfeldener Pfarrer Anlass, seine Stiftung dem Bürgerspital in Leonfelden zu widmen.

¹¹⁰ Vgl. Weigel/Just 2008, S. 164.

¹¹¹ Kloiber 1885, S. 37.

¹¹² Vgl. Kaindl 1930, S.19. Schon Anfang des 14. Jahrhunderts kaufte Abt Stephan vom Stift Hohenfurth in Niederösterreich Weinberge. Am 17. März 1311 kaufte Abt Stephan Otto von Dornbach einen Hof in Nußdorf und bat den Herzog Friedrich von Österreich um die Erlaubnis, weitere Gründe in Österreich ankaufen zu dürfen. Herzog Friedrich erlaubte ihm am 4. Mai 1311 für 60 Mark Silber Wiener Gewichtes Weinberge in Österreich zu erwerben.

¹¹³ Vgl. Hofer 1954, S. 97.

Mit der Reformation und dem Einbrechen der Stiftungen wurde im Allgemeinen die Wirtschaftlichkeit der Bürgerspitäler geschwächt. In Leonfelden hingegen gibt es Indizien, dass in der Reformation das Spital erweitert und von Protestanten unterstützt wurde.

1840 schreibt nämlich Reisacher, dass die „ersten und vorzüglichsten Wohltäter“¹¹⁴ des Spitals die Brüder Dr. Christian und Thomas Stängl von Waldenfels waren. Es kann sich bei diesem Gebäude nur um das um 1600 erweiterte Spitalsgebäude mit dem Arkadentrakt handeln, denn das Geschlecht Stängl scheint nämlich erst zwischen 1584 und 1636 als Besitzer der Herrschaft Waldenfels auf. Die Gebrüder Dr. Christian und Thomas Stängl sind aber namentlich nach derzeitigem Forschungsstand weiters nicht fassbar.¹¹⁵ Diese Umstände verhindern zwar eine genaue Datierung, begrenzen jedoch den Zeitraum des Zubaus zwischen 1584 und 1636. Durch die Vehemenz der Gegenreformation wurde Österreich ob der Enns mit allen Mitteln rekatholisiert und die Herrschaft der protestantischen Stängl wurde 1636 an den erzkatholischen Konstantin Grundemann von Falkenstein verkauft.¹¹⁶

Die nächste relevante Aufzeichnung stammt aus dem Jahr 1660. Am 18. April dieses Jahres schenkte der Regent der Herrschaft Waxenberg, Wolf Christoph Voggentanz, dem Leonfeldner Fürsorgeinstitut die Summe von 1.500 fl. für die Verpflegung einer armen Person aus dem Leonfeldner oder Weißenbacher Amt. Das Bürgerspital besaß offenbar eine gute Reputation und wurde dementsprechend gefördert. Das nächste Argument dafür findet man acht Jahre später. Der damalige Besitzer der Herrschaft Waxenberg Balthasar Conrad Graf von Starhemberg ließ eine Strecke des ihm gehörigen Sternwaldes urbar machen. Dort entstand eine Ansiedlung, welche den Namen ‚*Thürnau*‘ erhielt, und er überließ deren Zehent dem Spital, was mittels Schenkungsurkunde vom 15. März 1668 belegt ist. Aus einem Stiftsbrief vom 2. Jänner 1762 weiß man, dass noch 1709 die Stiftung von Herrn Wolf Christoph Voggentanz, der dem Bürgerspital 1500 Gulden vermacht hatte, bestand.¹¹⁷

¹¹⁴ Reisacher 1840, S. 201; vgl. Kloiber 1885, S. 37. Anschließend schreibt er von der Stiftung von Wolf Christoph Voggentanz, der 1660 für das Spital 1500 fl. stiftete.

¹¹⁵ Vgl. Birngruber 2007, S. 33-35.

¹¹⁶ Vgl. ebd., S. 42.

¹¹⁷ Vgl. Kloiber 1885, S. 37.

Der originale Stiftsbrief aus dem Jahre 1505 ist verschollen, aber es existiert ein nachträglich abgefasster Stiftsbrief vom 2. Jänner 1762, der ausgestellt wurde, da der erste nicht mehr vorhanden war.¹¹⁸ Dieser Stiftsbrief war die offizielle Urkunde, in der die äußeren und inneren Angelegenheiten des Bürgerspitals geregelt wurden. So verpflichtete sich das Magistrat nur die verarmten und mühseligen Personen anzunehmen. Außerdem wurde die Insassenanzahl auf 24 beschränkt.

Der Grund für einen neuen Stiftsbrief hing mit den Änderungen des staatlichen Fürsorgewesens zusammen. Unter Maria Theresias Regierung wurde die *„Milde Stiftungskommission“*¹¹⁹ geformt, deren Ziel neben der Dokumentation des gegenwärtigen Zustandes des Spitalswesens eine Neuordnung der karitativen und geistlichen Stiftungen war. So erging an alle Spitäler im Land der Auftrag, dass sämtliche Spitalsrechnungen innerhalb von sechs Wochen nach Ablauf des Kalenderjahres dem zuständigen Vogt vorgelegt werden müssen. Zusätzlich sollten die Stiftsbriefe bei der *„Milden Stiftungskommission“* eingereicht werden, und falls sie nicht vorhanden waren, musste man sie neu aufsetzen.¹²⁰ Da der ursprüngliche Stiftungsbrief des Bürgerspitals in Leonfelden nicht mehr existierte, musste ein neuer Stiftungsbrief ausgestellt werden, der sich heute wie viele andere Dokumente aus dem Markt- und Pfarrarchiv in der Sammlung von Lehner befindet.

1787 erfolgte im Spitalswesen ein gewaltsamer Einschnitt. Joseph II. bestimmte trotz Widerstands der Magistrate die völlige Auflösung aller bürgerlichen Spitäler. Den Verkaufserlös widmete er der Speisung von Armenfonds.¹²¹ Stationäre Aufsicht wird nur mehr bettlägerigen Kranken gewährt. Aus diesen Gründen wurde das Bürgerspital offiziell aufgehoben und in einen Armenfond umgewandelt. Reisacher schrieb 1840 in seiner Dokumentation über das Spital, dass die Armen durch öffentliche Fonds, bei Privaten anliegenden Kapitalien, durch das *„grundherrliche und Zehend-*

¹¹⁸ Vgl. SL, Stiftsbrief vom 2. Jänner 1762. Ein weiterer Punkt betrifft die liturgische Zelebration der Messe. Montags musste diese immer in der Spitalskirche stattfinden, sonst immer in der Pfarrkirche. Die Insassen sind dazu verpflichtet beim Rosenkranzgebet am Abend teilzunehmen, um für die Stifter zu beten. Der Magistrat muss sich um die Verwaltung der Spitalsgründe und Wiesen sorgen. Dazu werden zwei besoldete Spitalsverwalter eingesetzt.

¹¹⁹ Die Akten der Stiftungshofkommission sind beim Brand des Justizpalastes 1927 zu 90% verbrannt.

¹²⁰ Vgl. Scheutz/Weiß 2008, S. 202-203.

¹²¹ Vgl. Katzinger 1978, S. 28f.

pacht-Erträgnis“¹²² und durch Geschenke und Legate verpflegt werden. Ebenso wurde bei Kauf und Verkauf von bürgerlichen Realien und von Verlassenschafts-Abhandlungen von jedem 100 Gulden 12 fr. oder 1/5 % für das Spital abgegeben.

Die Bezeichnung Bürgerspital blieb nach seiner eigentlichen Auflösung aber in der Bevölkerung bestehen. Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wohnten dort vorwiegend sozial schwache Familien. Die nun leerstehenden Gebäude warten auf die bevorstehende Renovierung anlässlich der Landesausstellung 2013.

2. Die Baubeschreibung

2.1. Die mittelalterliche Bausubstanz

Der Spitalskomplex bestand ursprünglich aus einem Bürgerhaus, das die Bürgerschaft 1505 für die Spitalsgründung angekauft hat. Baugeschichtlich von Wichtigkeit ist die Gründung des Spitals mit der Übernahme des Bürgerhauses im Jahre 1505. Der Markt kaufte zwecks dieser Gründung das Bürgerhaus von Paul Polz an. Man kann davon ausgehen, dass dieses Bürgerhaus von Paul Polz nach den Hussitenkriegen und böhmischen Grenzfehden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gebaut worden ist.¹²³ Im Allgemeinen wurde ein Bürgerhaus im mittelalterlichen Leonfelden als Durchhaus mit einem vorderen Wohn- und Geschäftstrakt, einem Hof und einem Hintergebäude, dem landwirtschaftlichen Trakt erbaut.¹²⁴

Nach dem Kauf und der Spitalsgründung wurde das Bürgerhaus in ein Spital umgewidmet und musste entsprechend adaptiert werden. Im Urbar Waxenberg wird 1509 im Zusammenhang mit steuerlichen Abgaben das neu erbaute Spital erwähnt.¹²⁵ Daraus lässt sich schließen, dass das Spital zumindest großflächig adaptiert oder sogar neu gebaut wurde.

Der Neubau um 1509 wird von einer weiteren Tatsache unterstrichen. Nach Meinung des Bundesdenkmalamtes ist die Grundstruktur des ehemaligen Spitalsgebäudes durchwegs in einer Bauphase entstanden, da nach den letzten Erkenntnissen keine

¹²² Reisacher 1840, S. 201.

¹²³ Vgl. Forster 2004, S. 79. Das bürgerliche Haus des Mittelalters und der frühen Neuzeit war nicht nur Wohnung, sondern auch Arbeitsstätte, wodurch es sowohl zur Straße, die wiederum in das handwerkliche und somit auch in das häusliche Leben mit einbezogen wurde, als auch zur Nachbarschaft hin offen war.

¹²⁴ Vgl. Brosch 1932, S. 260. Das Wohnhaus zeigte einst den gotischen Stirngiebel. In der Barock- und der Zopfzeit verdeckte man ihn vielfach durch eine Ziermauer. Mit dem Brande von 1892 kam es zur Errichtung der Feuermauern, und damit zur Drehung der Firste in die Richtung der Marktachse.

¹²⁵ Vgl. Hofer 1954, S. 86; vgl. Hofkammerarchiv Wien, Wächsenberg Urbar 1571, Nr. 1173, Bd. 258/6.

klaren Baufugen erkennbar sind.¹²⁶ Das Bürgerhaus wurde als zweistöckiger Bau geplant und errichtet, dies lässt sich auch am Schnitt ablesen (Abb. 23). Der Schnitt durch das Bürgerspital A zeigt die Schwerkraftmauern im Erdgeschoß, die fast doppelt so dick sind wie das äußere Mauerwerk im Obergeschoß. Grund für diese Dicke des Mauerwerks ist die statische Belastung. Kleinhanns, langjähriger Architekt beim Bundesdenkmalamt Oberösterreich, bestätigt, dass die Mauerstärke im Erdgeschoß aufgrund des eingeplanten Obergeschoßes notwendig geworden war. Die oberen Außenmauern sind dünner, der Rücksprung der Mauern diente als Aufsatz für die hölzernen Deckenbalken. Folglich ist die ursprüngliche Zweigeschoßigkeit des vormaligen Wohnhauses belegt. Der Knick in der Außenmauer (Abb. 24) markiert aber eine Baunaht, die sicherlich in diesem Zusammenhang steht. Er kann auf geographische Gegebenheiten (Grundgrenze, Befestigungsmauer) verweisen, oftmals belegt er Nahtstellen von älterer und jüngerer Bausubstanz, was auch in diesem Fall vermutet werden kann. Vermutlich wurde das Spital neu gebaut, und Reste von alten Mauern des vorgehenden Bürgerhauses wurde integriert. Inwiefern dieser Neubau vonstatten ging, muss die zukünftige Baubefundung klären.

Heute wirkt der quaderförmige, zweigeschoßige Baukörper mit Satteldach durch diverse Umbauten nach außen hin wie ein gewöhnliches Wohnhaus. Die Fassade (Abb. 25) wird durch unregelmäßige Fensterachsen gegliedert und ist entsprechend der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gestaltet. Der ehemalige Eingangsbereich des Spitals lag laut der Rekonstruktion von Franz Bosch am Marktplatz, der im Zuge der Erbauung der Spitalskirche um 1514 verbaut worden ist (Abb. 6,7,26).

Ein Blick auf den Grundriss des Erdgeschoßes (Abb. 24) zeigt zwei größere Räume, ursprünglich ein einziger Raum, die als Kommunestube genutzt wurden, in denen die Insassen gepflegt wurden und tagsüber gemeinschaftlich lebten. Zwei Ofenanschlüsse, einer mit Kachelofenrelikt, zeugen von der gemeinsam beheizten Stube. Zumeist gab es zusätzlich zum gemeinschaftlichen Aufenthaltsraum noch separierte

¹²⁶ Vgl. BDA 2000, S. 4. Das BDA behält sich aber vor, noch genauere Erkenntnisse im Zuge der Adaptierungsarbeiten zu erhalten; vgl. Pillwein 1827, S. 46. Um 1509 sind in Österreich böhmische Adelige samt ihren Genossen eingefallen, die durch Brandschatzung, Raub und Gefangennahme mehreren Bauersleuten im Ort „übel mitspielten“. Ob es bei diesen Wirren auch zu einer Zerstörung des Spitals kam, muss dahin gestellt bleiben.

Räume. Nördlich dieser großen Kammer weisen drei gewölbte Einzelkammern auf separierte Ruhestätten hin, die im Allgemeinen zur Unterbringung für Unterpfündner dienten. In solchen separierten Kammern wurden im Allgemeinen Pfleglinge mit besonderen Bedürfnissen, wie psychisch oder physisch Kranke untergebracht. Generell legte man auch Wert auf die Unterkunftsmöglichkeit für fahrende Scholaren, Vaganten und Händler.¹²⁷ Es ist durchaus möglich, dass das Bürgerspital Leonfelden im begrenzten Ausmaß wandernden Personen als Herberge diente, wo sie sich für einige Stunden oder für eine Nacht ausruhen konnten.

Nordwestlich der Kommunestube befindet sich die gewölbte ‚Schwarze Kuchl‘ mit eingebautem Kamin, bei der wegen der Brandgefahr auf eine hölzerne Holztramdecke verzichtet wurde und daher mit Stein eingewölbt wurde. Ihr gegenüber wird ein Vorratslager oder Kleinstall vermutet, der durch einen schmalen Gang von der ‚Schwarzen Kuchl‘ getrennt liegt.

Zwischen der Spitalskirche und dem Bürgerspital liegt der so genannte ‚Fletz‘¹²⁸, mit den Eingängen zum Bürgerspital und der Spitalskirche (Abb. 27). Dort befand sich der ehemalige Haupteingang zum Bürgerhaus, bevor es als Spital adaptiert wurde. Dieser Vorraum wurde nach der Fertigstellung der Spitalskirche errichtet, was man an den nachträglich eingebauten Pfeilern ablesen kann (Abb. 29). Der Fletz ist ein kreuzgratgewölbter Flur, der erst nach der Entstehung der Kirche errichtet wurde (Abb. 28) und durch welchen die Bewohner des Bürgerspitals gehen mussten. Das Portal zum Fletz (Abb. 30) präsentiert sich mit spätgotischem, abgefastem Schulterbogensturz. Das gegenüberliegende ehemalige nordwestliche Eingangsportal dient heute als Zugang zu einer nachträglich angebauten Kammer (Abb. 31). Dieses Portal entspricht stilistisch dem des Sakristeieinganges und zeugt von der gleichen Entstehungszeit. Die nördliche Kammer, in der zwei rezente Granitgrander stehen, ist mit einem Spitztonnengewölbe mit Kreuzgratverschneidung versehen (Abb. 32-36). Damit ergeben sich die unsymmetrisch und scheinbar behelfsmäßigen Gewölbebildun-

¹²⁷ Vgl. Bodingbauer 1967, S.75.

¹²⁸ Vgl. Krünitz 2010. Der Begriff ‚Fletz‘, oder auch ‚Flötz‘ wird in Bayern mit einem Vorhaus, einem Flur, einem überdeckten Gang oder einer Galerie gleichgesetzt. Im Braunauer Bürgerspital wird heute noch der Begriff ‚Fletz‘ verwendet.

gen, die den Eingangsbereich im Erdgeschoß förmlich überdecken und von provisorischem Charakter zeugen.

Dass das Bürgerspital in Leonfelden auch ein Pfründnerhaus war, beweist die geräumige Architektur des Obergeschoßes, welche höheren Komfort in Helligkeit und Weite der Räume aufweist, als im Erdgeschoß. Heute führt eine gemauerte Stiege von außen zu den Pfründnerwohnungen im Obergeschoß. Der kreuzgratgewölbte Stiegenaufgang mit Granitblockstufen (Abb. 26, 37-38) überdeckt den ursprünglichen östlichen Eingang zum Vorraum. Der Eingangsbereich der Unterpfründner wurde damit bewusst überbaut, was ein klares Indiz für ihre niedrigere soziale Stellung ist. Die Tür- und Fensterleibungen im Stiegenaufgang deuten auf eine barocke Entstehungszeit hin. Der heutige Stiegenaufgang wurde vermutlich im Zusammenhang mit der Einweihung der Josephskirche und den darauf folgenden reichen Stiftungen Ende des 17. Jahrhunderts erbaut. Inwieweit ein Stiegenaufgang jedoch vor dem Bau des barocken Treppenaufganges dort bestand, kann heute nicht mehr ermittelt werden.

2.2. Der Arkadentrakt

Das spätgotische Spital wurde um 1600 um ein zweigeschoßiges Gebäude mit Arkadengang erweitert (Abb. 39-41). Der Schnitt zeigt ein Ineinandergehen von Arkadengang und Außenmauer (Abb. 23), was auf eine einzige Bauphase schließen lässt. Der vorgestellte Arkadengang auf abgefasten Granitpfeilern mit böhmischen Kappengewölben und Gurten ist eine allgemeine und gängige Bauform bürgerlicher Häuser in Spätmittelalter und Neuzeit (Abb. 42). Im Obergeschoß ist der vorgestellte Arkadengang auf toskanischen Granitsäulen, ebenfalls mit böhmischen Kappengewölben und Gurten, errichtet, ein visueller Hinweis für verschiedene Gesellschaftsschichten, die das untere und obere Geschoß bewohnten. Die Arkaden mit den toskanischen Säulen zeigen deutlich Einflüsse der Renaissance. Die Raumeinteilung dieser zweiten Bauphase entspricht dem typischen bäuerlichen Mittelflurhaus (Abb. 43). Der Flur teilt das Gebäude links und rechts in zwei Wohnbereiche. Der Gang wiederum weist ursprünglich nördlich die Schwarze Kuchl aus.

Das Bundesdenkmalamt legt sich bezüglich der langen formalen Kontinuität der Arkaden zeitlich nicht fest.¹²⁹ Der Arkadentrakt wurde aber vermutlich von den Brüdern Dr. Christian und Thomas Stängl, gemeinschaftliche Inhaber von Waldenfels, um 1600 erbaut (siehe Kapitel *Geschichte des Bürgerspitals*). Untermauert werden kann dies mit den gleichartigen Arkadengängen mit Kreuzgratgewölben und toskanischen Säulen mit Postamenten, die sowohl in Waldenfels als auch im Spitalstrakt zur Anwendung kamen, und dem Zeitstil entsprachen (Abb. 44). Birngruber stellt fest, dass ab dem freieigentümlichen Erwerb der Herrschaft ab 1584 durch Joachim Stängl die größten Umbauten durchgeführt wurden.¹³⁰ Damit lässt sich der Arkadentrakt zeitlich um 1600 ansiedeln.

Als jüngster Anbau lässt sich der dreijochige Bauteil im Norden des neuen Spitaltraktes ausweisen. Dieser ist nach dem Befund des Bundesdenkmalamtes ein neuzeitlicher Anbau, da die drei Joche ein „*böhmisches Kappengewölbe mit Gurten aus dem 18. und 19. Jahrhundert*“¹³¹ aufweisen (Abb. 43). Er wurde als Stall oder Vorratsspeicher genutzt. Der Kataster von 1827, sowie eine Fotografie, zeigt weitere Anbauten an den Spitalstrakt, die ehemalige Wirtschaftsgebäude vermuten lassen (Abb. 45). Heute reduziert sich der Fürsorgekomplex auf die Spitalskirche, dem ursprünglichen Bürgerspital und dem Arkadentrakt mit seinem jüngeren Anbau.

3. Zusammenfassung

Am 10. Dezember 1505 wurde vom Richter und Rat im Markt Leonfelden das Bürgerspital für die Verpflegung und Betreuung verarmter und kranker Bürger und deren Kinder gegründet. 1509, vier Jahre nach der Gründung, wird von einem neu gebauten Spital berichtet. Das Bundesdenkmalamt stellte zudem fest, dass das Gebäude in einer einzigen Bauphase entstanden ist. Das lässt auf einen gesamten Neubau schließen. Jedoch deutet der Knick in der Außenmauer auch auf eine Baufuge zwischen alter und neuer Bausubstanz hin. Inwiefern das alte Bürgerhaus umgebaut wurde, oder ob es zur Gänze neu erbaut wurde, lässt sich nach heutigem Stand einer Baubefundung nicht restlos klären. Eine Stiftung aus dem Jahr 1507 belegt, dass zu diesem Zeitpunkt schon arme und kranke Bürger im Spital unterge-

¹²⁹ Vgl. BDA 1983, S. 4.

¹³⁰ Vgl. Birngruber 2007, S. 76.

¹³¹ BDA 1983, S. 2.

bracht waren, da eine Ewige Messe im Spital gestiftet wurde. Um 1600 wurde das Spital erweitert und der Arkadentrakt angebaut, um noch mehr Bürger zu beherbergen. Weitere An- und Umbauten bezeugen die lange Kontinuität des Fürsorgezentrums, ehe es formal unter Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde. Dieses Gebäude wurde von den Gebrüdern Stängl von der Herrschaft Waldenfels gestiftet. Zum Spitalskomplex gehörten in seiner Hochblüte zweifelsfrei weitere Gebäude, die im Laufe der Geschichte ausgeschieden wurden. Der heutige übrig gebliebene Spitalskomplex dient nur mehr als stiller Zeuge einstiger Wohltätigkeit und wartet auf seine baldige Renovierung.

IV. Die Spitalskirche in Bad Leonfelden

1. Die Baugeschichte

Nach der Gründung des Bürgerspitals ersuchten Richter und Rat von Leonfelden 1505 den seit 1480 vorstehenden Patronatsherren Abt Thoman von Wilhering um die Erlaubnis, beim Spital eine Kirche bauen zu dürfen und für diese einen eigenen Priester oder Benefiziaten einstellen zu dürfen.¹³² Eine solche Bewilligung erfolgte grundsätzlich zusammen mit der Errichtung des Spitals.¹³³ In Leonfelden sollte es aber noch neun Jahre bis zur offiziellen Bewilligung dauern. Der zuständige Abt Thoman von Wilhering starb schon 1507, zwei Jahre nach dem Ansuchen, ohne seine Bevollmächtigung für den Bau des neuen Gebetshauses gegeben zu haben. Erst sein Nachfolger, Abt Kaspar I. erteilte am 29. Juni 1514 die Genehmigung für den Bau der Spitalskirche (Abb. 46).¹³⁴ Als Grund für diese Verspätung wurde der lange Verhandlungsprozess über die vom Stift Wilhering gestellten Bedingungen angenommen.¹³⁵ Tatsächlich bedurfte es bei einer Kirchengründung genauer Überlegungen im Sinne religiösen und gesellschaftspolitischen Handelns. Sogar die Errichtung eines Altars war von der Erlaubnis des Bischofs abhängig, und eine Bewilligung dieser Art blieb durchaus keine reine Formsache. In zahlreichen Fällen wurde eine Erlaubnis auch verweigert. Im Fall Leonfeldens können aber weitere Gründe für die verspätete Bewilligung angeführt werden (siehe Kapitel *Steinmetzzeichen*).

¹³² Vgl. Kloiber 1885, S. 30.

¹³³ Vgl. Lechner 1965, S. 48.

¹³⁴ Vgl. Reisacher 1840, S. 192; vgl. Brandstätter 1991, S. 17-20.

¹³⁵ Vgl. Hofer 1954, S. 116.

Erst am 29. Juni 1514, am Tag der Apostel Simon Petrus und Paulus, denen neben der Hl. Jungfrau Maria die Kirche gewidmet wurde, kam es jedenfalls zur Unterzeichnung des Reverses. Das Patrozinium der Spitalkirche ist der Mutter Gottes gewidmet, im konkreten Fall „zu Ehren der hochgelobten Jungfrau Maria zum Gedächtnis ihrer bitteren sieben Schmerzen, zu Lob und Ehre aller Heiligen, auch zu aller gläubigen Seelen, Hilfe und Trost.“¹³⁶ Das marianische Patrozinium wird zusätzlich an alle Heiligen gerichtet. Somit hat man der zisterziensischen Tradition eines Marienpatroziniums Rechnung getragen, aber auch den Intensionen der Bürger entsprochen. Diese Erweiterung beruht vermutlich auf dem Wunsch der gesamten Leonfeldner Bürgerschaft und ist außerdem von den jeweiligen Modeströmungen in der Patroziniumsvergabe abhängig, die als Ausdruck lokalthistorischer Entwicklungen zu verstehen sind. Im Allgemeinen regelte ein Gründungsrevers die Verpflichtungen der Spitalspriester, Kapläne und Benefiziaten bei Messen und Jahrestagen, ebenso die Spende der Sakramente, die Abhaltung von Begräbnissen und Messen. Die Mitwirkung der Spitalsgeistlichen an Messen in der Pfarrkirche oder bei Prozessionen durfte nicht eingeschränkt oder gar unterlassen werden.¹³⁷ Der Stiftungsbrief von 1514 ist ein beredter Zeuge, dass die Rechte der Pfarrkirche nicht beschnitten werden dürfen.¹³⁸ Obwohl das Weihedatum nicht überliefert ist, kann man aber davon ausgehen, dass die Kirche nach kurzer Bauzeit um 1520 fertiggestellt worden ist. 1526 kommt es zur nächsten Erwähnung der Spitalkirche. Diese Quelle im Archiv Wilhering bestätigt die Existenz eines Spitalsbenefiziaten, der zugleich für Frühmessen in der Pfarrkirche zuständig war. Der Spitalsbenefiziat hatte ein eigenes Haus als Wohnstätte, welches sich östlich der Spitalkirche (Hausnr. 56) befindet (Abb. 7).¹³⁹ Wann die Konsekration der Kirche und des Altares erfolgte, ist nicht überliefert. Eder zählt detailliert die Altarstiftungen zwischen 1490 und 1525 nördlich der Donau auf, aber von der Spitalkirche in Leonfelden ist bis 1525 kein Wort die Rede.¹⁴⁰ Mit Si-

¹³⁶ Reisacher 1840, S. 203.

¹³⁷ Vgl. Weigl/Just 2008, S. 164.

¹³⁸ Vgl. Eder 1932, S. 236; vgl. Reisacher 1840, S. 202f. In diesem Jahr erteilte Abt Kaspar I. von Wilhering die Erlaubnis zum Bau der Spitalkirche in Leonfelden. Punkt 4 der Bedingung verbot dem Benefiziaten, ohne Bewilligung des Pfarrers in der Spitalkirche ein Amt zu singen, das Evangelium zu verlesen und hl. Zeiten zu verkünden.

¹³⁹ Vgl. Hofer 1954, S. 133. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde es vom Markt an eine Privatperson verkauft.

¹⁴⁰ Vgl. Eder 1932, S. 139 ff.

cherheit war aber 1526 mit der Nutzbarkeit durch einen Spitalsbenefiziaten die Spitalkirche schon geweiht.

1538 wurde zwar noch einmal ein Benefiziat erwähnt, aber während der nächsten Jahrzehnte wurde die Spitalkirche Refugium lutheranischer Prediger, den Prädikanten.¹⁴¹ Sie besetzten bis zur Gegenreformation die Spitalkirche und predigten dort das Evangelium.¹⁴² Erst ein knappes Jahrhundert später wurde durch gerichtlichen Spruch vom 24. Oktober 1615 die Spitalkirche geschlossen und die evangelische Religionsausübung in ihr verboten.¹⁴³

Mehr als ein halbes Jahrhundert später, am 25. November 1673, dem Tag der Hl. Katharina von Bologna, wurde die Spitalkirche von der Josephi-Bruderschaft dem Namen gebenden Hl. Josef wieder nach katholischem Ritus eingeweiht.¹⁴⁴ Am 24. April 1711 wurde von der Errichtung einer Messstiftung in der Spitalkirche berichtet.¹⁴⁵ Generell erfolgte durch Bruderschaften eine rege Stiftungstätigkeit, die sich in Leonfelden durch diverse Um- und Zubauten in der Spitalkirche architektonisch auswirkte (siehe Kapitel *Rekonstruktion*). Der nächste für den sakralen Bau wichtige Beleg stammt aus der Spitalkirche selbst. Die Jahreszahl 1724 ist in dem Überlegerbalken des Turmportals eingemeißelt (Abb. 47a,b). Damit ist der Terminus post quem für die Barockisierung des westlichen Teils der Empore, des Kirchturms und des westlichen Teiles der nördlichen Empore belegt. Papst Benedikt XIV. verlieh der St. Josephs-Kirche einen auf Pergament geschriebenen Ablassbrief, der am 15. Juli 1752 verfasst wurde.¹⁴⁶ Neben der Josephi-Bruderschaft wurde noch eine Singbruderschaft, die der Hl. Cäcilia gewidmet war, in der Spitalkirche eingerichtet.¹⁴⁷

¹⁴¹ Vgl. Kloiber 1885, S. 30.

¹⁴² Vgl. Hofer 1954, S. 47; vgl. Eder 1936, S. 196. Dafür erscholl in der Spitalkirche, in der ein Prädikant sein Amt ausübte, fleißig dieses Kampflied: „*Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur' des Papsts und Türken Mord.*“ Zwischen den Klerus von Wilhering und fast die Gesamtheit der Bevölkerung Leonfeldens war ein langwieriger Glaubenskampf vorprogrammiert.

¹⁴³ Vgl. Hofer 1954, S. 69; vgl. AW, Sept. 29 1619.

¹⁴⁴ Vgl. Reisacher 1840, S. 203-207; Andreas Wilhelm Morckharodt von Westerhagen, kaiserlich österreichischer Vicedom-Amts-Gegenhandler und Graf Starhembergscher Lehensprobst - Herrschaftsregent und dessen Ehefrau Maria Ursula, geb. von Hüttendorf errichteten die Bruderschaft.

¹⁴⁵ Vgl. OÖLA, Marktarchiv Leonfelden, Schachtel 3, Urkunde Nr. 27. Johann Leopold Pachner k. k. Kriegsbuchhalter und Helena Christina errichten bei der Spitalkirche im Markt Leonfelden eine Messstiftung.

¹⁴⁶ Vgl. Kloiber 1885, S.122

¹⁴⁷ Vgl. Reisacher 1840, S. 197. Mathias Reisacher beschreibt in seinem Werk von 1840, dass Pfarrer Malachias Schopper, dessen Überreste an den Stufen der Spitalkirche begraben sind, die Singbruderschaft der Hl. Cäcilia in der Spitalkirche errichtete. Anlässlich der Übertragung dieser Bruderschaft in die Pfarrkirche wurde 1769 in derselben ein Altar errichtet.

Eine für die Architektur einschneidende Tatsache war der Marktbrand vom 28. Oktober 1776, der zahlreiche Bürgerhäuser, die Josephi-Kirche und das Bürgerspital, wie es in der Pfarrchronik beschrieben steht, in Asche gelegt hat, und dem weitere Umbauten folgten (siehe Kapitel *Rekonstruktion*).¹⁴⁸

Die wohl mittlerweile einschneidendsten Veränderungen brachte die Zeit Josephs II. mit sich. Der Kaiser ließ in Oberösterreich insgesamt vierundzwanzig Klöster schließen, und zusätzlich wurden alle Bruderschaften per Dekret am 9. August 1783 aufgelöst.¹⁴⁹ Drei Jahre später erfolgte die nächste gesetzliche Änderung. Am 7. Dezember 1786 übergab Christof Freiherr von Lehrach dem bischöflichen Consistorium eine Consignation über 53 Kirchen, die im Mühlviertel zu sperren seien. Damit waren die Dechanten gezwungen, die Vorbereitungen für die Exsekration der betreffenden Kirchen zu treffen. Auch für Leonfelden blieb es nicht ohne Folgen. Am 6. Jänner 1787 wurde die Spitalskirche aufgrund dieses landübergreifenden Dekrets gesperrt.¹⁵⁰ Knappe drei Monate später kam die im Volksmund bezeichnete Josephi-Kirche unter den Hammer. Am 28. März 1787 erfolgte die öffentliche Versteigerung der Spitalskirche durch den Pfleger von Helfenberg Johann Pühringer. Da sich kein Käufer fand, ersteigerte der Markt Leonfelden die Spitalskirche um nur 200 Gulden, und sie wurde zum Rathaus umfunktioniert.¹⁵¹

Im Laufe der nächsten Jahre wurde die Spitalskirche als Gemeindeamt adaptiert und dementsprechend umgebaut (Abb. 48-51). Der Zugang zum Bürgerspital wurde zugemauert und eine Zwischendecke wurde eingezogen, sodass ein Obergeschoß ent-

¹⁴⁸ Vgl. Kloiber 1885, S. 16, vgl. Reisacher 1840, S. 197. Dieser verwüstete fast alle Häuser samt der Spitalskirche und dem Bürgerspital. Auf einer Farbtafel im Bürgerspital kann man mehrere Schichten von Bränden und anschließenden Übertünchungen feststellen. Dokumentierte Großbrände verursachten am 24. 11. 1746, 13. April 1751, 28. Oktober 1776 und am 24. August 1799 großen Schaden. Am 19. Juni 1841 brannte es ebenfalls.

¹⁴⁹ Vgl. Ferihumer 1952, S. 235.

¹⁵⁰ Vgl. Ladin/Wurzingner 1991, S. 152.

¹⁵¹ Vgl. Ferihumer 1952, S. 405. Ferihumer gibt den Verkaufspreis der Spitalskirche in Leonfelden mit nur 101,5 fl. an.

stand. Die Sakristei wurde zum Gemeindegotteshaus umfunktioniert.¹⁵² Weiters wurden die Arkaden zwischen Langhaus und Seitenschiff zugemauert und mit Zwischenwänden unterteilt. Für die profane Nutzung wurde ein Kamin zwischen Langhaus und Seitenschiff nebst dem Turm erbaut, der das Gewölbe des nördlichen Seitenschiffes und das der Empore durchbohrte und somit auch die äußere Turmzone visuell veränderte (Abb. 52).

In den Jahren 1877 bis 1890 war in ihr auch die Sparkasse untergebracht, später unter anderem das *„k&k Aichamt“*, ehe die Spitalkirche u. a. als Garage, Werkstatt, und während des Zweiten Weltkriegs als Standesamt diente (Abb. 52,53).¹⁵³ In den späten 1940er und 1950er Jahren war darin eine Schule untergebracht, ab den Sechzigern der Nachlass von Peter Krenn, dem ersten Heimatforscher Leonfeldens.¹⁵⁴ Auf Initiative des Bürgermeisters Franz Huemer wurde in den Achtziger Jahren die Spitalkirche unter Mitwirkung des Heimatvereins und vieler Freiwilliger renoviert. Vom 26. bis 29. 9. und vom 10. bis 13.10.1983 wurde das Gebäude von Wladimir Obergottsberger vom Amt der OÖ Landesregierung, vermessen und 1987 renoviert (siehe Kapitel *Rekonstruktion*). Bei der Renovierung von 1987 wurde versucht, weitgehend den ursprünglichen architektonischen und malerischen Bestand freizulegen. Es wurden sämtliche nachträglich eingebaute Mauern entfernt, zwei nachträglich eingebaute Kamine abgerissen, die zwei zugemauerten gotischen Chorfenster ausgebrochen (Abb. 54-60) und die freigelegten Fresken restauriert (Abb. 61-63). Auch wurde die Zwischendecke abgetragen und die Chorbrüstung wiedererrichtet. Am 29. August 1987 wurde in einem feierlichen Akt die restaurierte Spitalkirche durch Landeshauptmann Josef Ratzenböck eröffnet.¹⁵⁵ Seit der Eröffnung wurde diese adaptierte Kirche unter anderem als Räumlichkeit für standesamtliche Trauungen und kulturelle Veranstaltungen genutzt.

¹⁵² Vgl. Kloiber 1885, S. 122; vgl. Ladin/Wurzing 1987, S.3; vgl. Ladin/Wurzing 1991, S. 152. Die Paramente und eine der drei Glocken wurden an die Pfarrkirche übergeben, eine andere Glocke an die Pfarre Urfahr abgegeben; eine dritte Glocke blieb bei der entweihten Spitalkirche, das Altarblatt des Hl. Josef kam an die neu erbaute Pfarrkirche in Traberg. Außerdem schenkte der Markt das Altarblatt der Kirche in Aigen, die aber 1808 abbrannte.

¹⁵³ Vgl. Kloiber 1885, S. 122; vgl. Ladin/Wurzing 1987, S. 12. Am 1. Jänner 1877 eröffnete die *„Communale Sparkassa“* ihre Pforten.

¹⁵⁴ 1967 erfolgte die Eröffnungsausstellung *„75 Jahre Brandkatastrophe“* des Heimathauses im Bürgerspital.

¹⁵⁵ Vgl. Ladin/Wurzing 1987, S. 11-13.

2. Die Baubeschreibung

2.1. Äußeres Erscheinungsbild

Die Spitalskirche steht mit ihrer Südfassade an der Linzer Straße in Bad Leonfelden (Abb. 64,65), die quer durch die Stadt führt. Im Lauf der Geschichte wurde die Spitalskirche, wie bereits erwähnt, mehrfach zweckentfremdet und stets ihren neuen Funktionen architektonisch angepasst. Trotz dieser Umbauten lässt die Außenfassade deutliche Rückschlüsse auf die originale spätgotische Bausubstanz zu. Da der Bau verputzt ist, kann man den Bauprozess aber nur erahnen, da keinerlei Baufugen ablesbar sind. Inwieweit dieses für die Spitalskirche in Leonfelden zutrifft, kann nur durch eine weitere Bauuntersuchung aufgeschlüsselt werden. Das Gotteshaus ist in seinem heutigen Bestand eine zweischiffige, dreijochige Emporenhalle mit einem eingezogenen 5/8-Chorpolygon. Die Gliederung der Außenfassade spiegelt die Dreijochigkeit des sakralen Baus wider.

Die zwei dreieckigen und zierlichen Wandvorlagen gliedern die Fassade in drei Teile (Abb. 66). Zusätzlich strukturieren rundgebogene und einfach gestaltete Fenster mit Steinrahmen die Wandfläche in zwei Reihen. In der ersten Reihe flankieren zwei rundgebogene Fenster das Eingangsportal in der Mitte. In der oberen Etage befinden sich drei Fenster mit Rundbögen, jeweils in der Mitte der gegliederten Fassadenfläche, jedoch sind sie niedriger als die unteren Fenster. Trotz gleicher Form, Höhe und Breite sind die Materialien der Steinrahmungen verschieden, was sich in einer anderen Farbgebung und Form der Rahmung ausdrückt. Während die Fensterrahmungen des westlichen und mittleren Jochs älteren Charakter zeigen, sind die des östlichen Jochs eindeutig neueren Datums. Auch lassen sich leichte stilistische Variationen an den Leibungen erkennen, Indizien, die unterschiedliche Entstehungszeiten markieren (siehe Kapitel *Rekonstruktion*).

Das Südportal stammt von 1851 (Abb. 68) und ist gemäß seiner damals weltlichen Aufgabe als einfache Bauplastik des Bürgertums ohne besonders hochstehende künstlerische Ambition gestaltet. Ein Rundbogen mit dem Schlussstein, auf dem die Jahreszahl eingemeißelt ist, liegt auf den klassizistischen Türleibungen, die in historisierender Manier mit einem einfachen Sockel und einem einfach gekröpften Kapitell ausgestattet sind, das wiederum den Übergang zwischen Leibung und Rundbogen

formal durchbricht. Das Portal wird seitlich in die Sockelzone aus Bruchstein integriert.

Diese ungefähr einen Meter hohe Sockelzone aus Bruchsteinen zieht sich um das Langhaus bis zur Apsis durch. Nur die dreieckigen Wandvorlagen und das Portal durchbrechen diese Anordnung und markieren die Grenzziehung zwischen den Jochen. Westlich wird die Außenmauer bis zum nächsten Bürgerhaus durchgezogen, die selbst die so genannte ‚Raihe‘, den verbindlichen mittelalterlichen Abstand zum nächsten Haus, mit Wand und Sockelzone ausfüllt. Ein Bürgerhaus wurde vom Nachbargebäude durch diese schmale Kluft getrennt.¹⁵⁶ Dadurch wird dieser Teil der Fassadengliederung um ca. einen halben Meter verbreitert. Ein kleines Holztürchen (Abb. 67) füllt diesen Abstand aus, und macht ihn nach außen hin deutlich. Südlich wird die Außenmauer durch die Einrückung der Apsis zurückgesetzt und mit einer klassischen Steinreihung abgeschlossen. Am Dachansatz des Satteldaches wird die Außenmauer durch ein einfach gekehltes Dachgesims entlang der gesamten Dachflächenbreite abgeschlossen. Beim genaueren Hinsehen werden Unregelmäßigkeiten im Gesims feststellbar (Abb. 69). Offenbar wurden alte Teilstücke am westlichen und östlichen Joch gekappt und durch neue Gesimselemente ersetzt, die im Laufe der Zeit beschädigt wurden.

Die ursprüngliche Fensterzone der Außenfassade wurde spätestens 1787 mit der Profanierung und dem darauf folgenden Einbau des Zwischenbodens geändert.

Durch den Einbau der Westempore fanden sich jedenfalls im westlichen Joch zwei Öffnungen übereinander. Er ließ jedenfalls kein längliches, über die ganze Höhe sich erstreckendes Fenster zu. Die anderen zwei Joche wurden entweder von länglichen, über die ganze Fassade reichenden, Fenstern geschmückt, zumindest bezeugt die Innenseite, dass sich die Fenster mindestens bis zum Ansatz des Zwischenbodens durchgezogen haben (Abb. 70). Die heutige Fensterzone besteht spätestens ab der Profanierung 1787 mit dem Einziehen des Zwischenbodens und der dadurch entstehenden Zweiteilung der Fensterzone.

¹⁵⁶ Vgl. Brosch 1932, S. 260.

Aus dem Dachfirst der verbauten Nordseite der Kirche ragt ein schmaler und relativ niedriger Kirchturm. Optisch wird er durch ein horizontal einfach gegliedertes Gesimsband in zwei Zonen geteilt, die wiederum mit einfachem Stuck in barocker Manier rechteckig eingerahmt sind (Abb. 71). Das erste Geschoß ist in jeder Himmelsrichtung mit rechteckigen schmalen Luken aus Stein versehen, die ohne jegliche Verzierung nur Lichtschlitze im Turm darstellen. Das obere Geschoß weist statt den schmalen Luken barocke Fensteröffnungen auf. Es handelt sich dabei um einfache Steinfenster mit geschwungenen Schulterbögen und angedeuteten Schlusssteinen. Darüber wird jede Fensterluke oberhalb von Zifferblättern der Turmuhr gekürt, die wiederum das horizontale Gesims förmlich zu biegen scheinen und so formal in den Turmhelm eindringen. Dadurch wird die ansonsten stringente horizontale und vertikale Gliederung aufgelockert und der Übergang zwischen Turmgeschoß und Turmhelm vereinheitlicht. Diese barocke Eigenheit unterstreicht die Dynamik und den Schwung der Architektur. Bei dem verheerenden Marktbrand 1892 fiel der äußere Turm wieder dem Feuer zum Opfer. Erst 1902 wurde der Spitzhelm, der heute noch zu sehen ist, aufgesetzt.¹⁵⁷

Im Allgemeinen waren Spitalskirchen mit einem Dachreiter ausgestattet, das ist ein auf dem Dachfirst aufsitzender schlanker, häufig hölzerner Miniaturturm, der als Glockenstuhl diente. Der Dachreiter war mittels Pfosten mit dem Dachstuhl fixiert und besaß vermutlich kein eigenes Fundament. Oftmals sind sie nachweisbar, jedoch nicht mehr erhalten. Dachreiter wurden vor allem ab dem 13. Jahrhundert in der Bettelordenarchitektur und bei kleinen sakralen Bauten angebracht. Speziell für asketisch lebende Orden wie die Zisterzienser, Kartäuser und Bettelorden waren in die Höhe ragende Türme ein abschreckendes Beispiel, welches in der biblischen Erzählung vom Turmbau zu Babel (Gen. 11) widergespiegelt wurde.¹⁵⁸ Spitalskirchen erhielten außerdem nur einen Dachreiter, da sie als Filialkirche nicht mit den Pfarrkirchen optisch konkurrieren sollten. Dass noch im 17. Jahrhundert bei einem Neubau

¹⁵⁷ Vgl. Jalkotzy 1987, S. 3-4.

¹⁵⁸ Vgl. Untermann 2009, S. 69.

einer Spitalkirche ein Dachreiter Usus war, bezeugt die Spitalkirche von Kirchberg am Wagram (Abb. 72), die 1687 mit einem Dachreiter erbaut wurde.¹⁵⁹

Das älteste visuelle Zeugnis der Spitalkirche stellt ein Stich von Vischer von 1667 dar. Er zeigt die Abbildung der Pfarr- und Spitalkirche in Leonfelden (Abb. 73).¹⁶⁰ Die Pfarrkirche sticht aus der Vedute von Leonfelden hervor, aber auch das zweithöchste Gebäude, die Spitalkirche mit einem barocken Zwiebelhelm, kann man gut erkennen. Da der Turm der Pfarrkirche damals noch nicht die heutige Höhe besaß, und die Spitalkirche mit ihrer Spitze nur minimal aus der Häuserfront ragt, findet man die Annahme, dass es sich um einen Dachreiter handelt, bestätigt.

Ein weiterer optischer Beleg ist das Gemälde vom 7. September 1761, auf dem zwar die Spitalkirche seitenverkehrt, aber mit separatem Turm zu sehen ist (Abb. 74). In diesem Gemälde erscheinen nur spärliche Details realitätsgetreu, insofern ist dieses Bild nur von Symbolcharakter und wenig aussagekräftig.

Ein anderes Ölgemälde von 1776 zeigt ebenfalls die Vedute von Leonfelden aus der Vogelperspektive mit den architektonischen Charakteristika und Gegebenheiten von Rathaus, Pfarr-, Bründl- und Spitalkirche (Abb. 75). Es hängt heute in der Pfarrbibliothek. Die Details der Spitalkirche sind jedoch nicht gut erkennbar, und außerdem entspricht dieses Gemälde wiederum nicht gänzlich der realen Ansicht. In der Pfarrchronik schreibt Kloiber vom Marktbrand im Jahre 1776, „*als der hölzerne Thurm und die Glocken der Spitalkirche durch den Brand zugrunde gingen*“.¹⁶¹ Das spricht eindeutig für einen Dachreiter, da ein Dachreiter im Allgemeinen nicht gemauert war, sondern aus einem hölzernen Gerüst bestand.

2.2. Inneres Erscheinungsbild

2.2.1. Das Langhaus

Das Langhaus der Spitalkirche ist eine zweischiffige dreijochige Langhaushalle mit der „*Wirkung eines einheitlichen Saalraumes*“¹⁶², welche durch optisches Abgrenzen der Arkadengliederung der Nord- und Westempore initiiert wird (Abb. 76). Ein einjo-

¹⁵⁹ Vgl. Mühling 1985, S. 75.

¹⁶⁰ Vgl. Brosch 1932, S. 219.

¹⁶¹ Kloiber 1885, S. 186.

¹⁶² Dehio MV 2003, S. 61.

chiges Sanktuarium mit 5/8 Schluss bildet den östlichen Abschluss (Abb. 77). Die Spitalskirche beeindruckt nur mit ihrer revitalisierten spätgotischen Architektur. Ausstattung und Inventar fehlen seit der Profanierung im Jahre 1787.

Die nördliche Empore wurde, im Gegensatz zur Westempore, zusammen mit der Kirche errichtet. Sie unterteilt das Seitenschiff in zwei Etagen und bildet eine einheitliche Architektur, die das Langschiff der Halle optisch in den Vordergrund rücken lässt. Vom Hauptschiff ist die Empore durch rundböige Arkaden, die auf achteckigen schweren Pfeilern fußen, getrennt. Die achteckigen Pfeiler sind die gebräuchlichsten Stützen der österreichischen Gotik, deren Verbreitung so groß ist, dass sich nach Buchowieckie „*sich die Nennung von Beispielen erübrigt*“.¹⁶³

Die Empore wird von einer Brüstung eingefasst. Diese geschlossene Brüstung ist in insgesamt elf Bildflächen gegliedert. Vier Freskenbilder (Abb. 78) haben die verschiedenen Epochen und Funktionen der Spitalskirche überdauert und wurden im Zuge der Restaurierung 1983 freigelegt.

Sowohl ebenerdig, als auch auf der Empore, gibt es einen direkten Zugang zum Bürgerspital. Das Portal im Erdgeschoß ist ein spätgotisches Schulterbogenportal, das aus dem Anfang des 16. Jhs. stammt (Abb. 79). Auf der Empore dagegen fehlt ein Portal aus der Entstehungszeit, obwohl ein direkter Zugang von Anfang an bestanden hat (Abb. 80). Direkte Zugänge von Bürgerspitälern dienten im Allgemeinen dem praktischen Zweck, kranken und liegenden Bürgern die Möglichkeit zu geben, am Gottesdienst teilzunehmen. Sogar Schwerkranke konnten in ihren Betten von ihren Räumen in das nördliche Seitenschiff und ins Obergeschoß auf die Empore geschoben werden, um die täglichen Stiftungsgebete verrichten zu können.¹⁶⁴ Man kann davon ausgehen, dass sich auch mindestens ein Altar für die Armen und Kranken auf der Empore befunden hat.¹⁶⁵ Aus diesem Grund war der Emporenbau für Spitalskirchen im Allgemeinen sehr bedeutend. Im Mühlviertel gibt es neben der Westempore eine Häufung von zusätzlich integrierten nördlichen Emporen, um auch gewisse gesellschaftliche Differenzierungen zu unterstützen. Speziell in Oberösterreich sind

¹⁶³ Buchowiecki 1952, S. 59.

¹⁶⁴ Vgl. Mühling 1985, S. 50. In Drosendorf (NÖ) führte ein Zugang vom Bürgerspital in die Spitalskirche.

¹⁶⁵ Vgl. Braun 1983, S. 90. Das bestätigen verschiedene Aufzeichnungen über Emporenaltäre. In Braunau und Salzburg ist kurz nach der Fertigstellung der Empore ein Florians- bzw. ein Elisabethaltar eingerichtet worden. Eigene Altäre eröffneten die Möglichkeit, eigene Messen auf der Empore zu lesen.

häufig Kirchen zu finden, die Emporen nicht nur an der Westwand, sondern auch an einer oder an beiden Langhausseiten aufweisen.¹⁶⁶

Die gotische Nordempore verschmilzt mit der Westempore, die ein barockes Erscheinungsbild hat. Das Aussehen der Westempore wurde empfindlich durch den nachträglich erfolgten Turmeinbau gestört (Abb. 80). Der Baumeister nahm es offensichtlich in Kauf, den prominenten Platz auf der Westempore durch den Turmeinbau zu verlieren. Offensichtlich war der Turm als akustisches und weit sichtbares Zeichen wichtiger als der Verlust der Räumlichkeit. Der Turm steht optisch auf vier Pfeilern, um die höchstmögliche Transparenz zu fördern und die architektonische Störung zu mindern (Abb. 81). Beim näheren Betrachten entdeckt man jedoch nur einen einzigen freistehenden Pfeiler. Die restlichen drei sind in die Westempore integriert. Die vier Grundpfeiler des Turmes sind mit Stuck horizontal gegliedert. Ein einfaches Gesims teilt den Übergang zwischen Basis und Pfeiler, ein schmales gekröpftes Gesims symbolisiert ein Kapitell. Jeder Pfeiler bildet mittels einer schmalen Tonne ein Gewölbe. Es scheint, dass der Architekt einen Durchgang oder Torbogen durch den Turm assoziieren wollte. Oberhalb des angedeuteten stuckierten Gesimses wird das Emporstreben der Turmzone durch das Kreuzgratgewölbe der Empore abrupt durchschnitten.

Im Obergeschoß verursacht der eingebaute Turm gröbere Störungen in der Architektur als im Erdgeschoß. Das Tonnengewölbe des Langhauses geht dort in ein einfaches barockes Kreuzgratgewölbe über, das analog zum Erdgeschoß mit barocker Stuckatur verziert ist. Diese Gewölbeeinheit wird durch den Turm sozusagen halbiert und erheblich gestört (Abb. 82). Durch das Gesims wird der Teil des Turmes als eigenständige Architektur mit Basis und Kapitellzone unterteilt.

Die Westempore mit dem Treppenaufgang wurde nach der eingemeißelten Jahreszahl am Überlegerbalken im Jahre 1724 neu erbaut (Abb. 47). Die Empore wird in der Mitte von einer toskanischen Säule mit angedeutetem Kapitell getragen (Abb. 81-83). Bei der Abbildung handelt es sich um eine Lilie, die symbolisch für die Hl. Maria oder auch für ihre Mutter, die Hl. Anna, steht. Das oftmals auf drei Blätter reduzierte

¹⁶⁶ Hudetz 2003, S. 11. Hudetz verweist auf Arbing, Bad Leonfelden, Dimbach, Mauthausen, Pabneukirchen, Perg, Pergkirchen, St. Georgen am Walde, St. Oswald bei Freistadt, St. Valentin, Saxen, Senftenberg, Tragwein, Wartberg ob der Aist.

Pflanzensymbol repräsentiert vordergründig die Attribute Reinheit, Jungfräulichkeit und Unsterblichkeit. Der Lilienstab gilt auch als Attribut Christi, sowie auch des Engels Gabriels, der ihn als Zeichen göttlicher Vollmacht bei der Verkündigung mit sich führt. Das Lilienszepter wird ebenso als Herrschaftszeichen von Gottvater, Christus und Maria als Himmelskönigin verwendet. Auch die Form der französischen Lilie in der Heraldik wurde von einem Herrschaftsanspruch abgeleitet.¹⁶⁷

2.2.2. Die Apsis

Den Mittelpunkt der kirchlichen Feierlichkeiten bildet der Hochaltar, wo die heilige Messe zelebriert wird. Im liturgischen Sinne wird dieser oftmals separierte Raum als Sanktuarium, als heiliger Ort, bezeichnet. Im kunstgeschichtlichen Sinne wird häufig der Begriff ‚Chor‘, oder auch ‚Apsis‘ verwendet. Oftmals ist das Sanktuarium, wie in Bad Leonfelden, ein oder mehrere Stufen erhöht. Neben dem Altar waren solche Raumeinheiten mit einem Becken mit Weihwasser, mit Schränken für liturgische Geräte und Reliquien, sowie ab dem 14. Jahrhundert mit einem Sakramentshaus mit Hostie ausgestattet.¹⁶⁸ Oftmals waren auch Wandnischen dafür vorgesehen. Solch eine Wandnische befand sich ursprünglich rechts neben dem Eingang zur Sakristei (Abb. 62,77) und ist während der Renovierungsarbeiten geschlossen worden. Es ist auffällig, dass Pfarr- und Stadtkirchen einen länglichen Chor mit mindestens zwei Jochen besitzen. Die liturgischen Handlungen sind jedoch in Spitalkirchen meistens auf Eucharistie und Andachtsübungen beschränkt, weswegen der Chorraum kleiner konstruiert und dafür dem Laienraum mehr Gewicht verliehen wurde.¹⁶⁹

Das Chorpolygon ist einjochig und endet mit einem 5/8-Schluss. Zwei Chorfenster im Süden und Südosten (Abb. 77) verleihen dem Raum das nötige Licht. Weitere Chorfenster im Nordosten fehlen. Dieses oftmalige Fehlen von nördlichen Chorfenstern bei sakralen Bauten entspricht der lokalen spätmittelalterlichen Gepflogenheit in Oberösterreich, da der Norden meteorologisch und klimatisch stärker der Witterung

¹⁶⁷ Vgl. Lein 2006, S. 309; vgl. Engelhardt 1976, S. 16 - 24, S. 44-47. Es handelt sich nicht um ein Lebensbaum-motiv. Vgl. Górecka 1999, S. 92. In allen Bereichen der Frömmigkeit wie Reliquien, Wallfahrten, Festtagen, Hymnen, Motetten, Legenden, Spielen, Gemälden und Statuen, Patronate von Kirchen und Klöstern, Predigten, theologische Abhandlung oder Visionen war Maria nicht nur gegenwärtig, sondern spielte eine ganz wesentliche Rolle.

¹⁶⁸ Vgl. Untermann 2009, S. 47.

¹⁶⁹ Vgl. Braun 1983, S. 110.

ausgesetzt ist und der Lichteinfall gering ist. In diesem Fall wird durch den Anbau der Sakristei und wegen des Schwibbogens auf die Fenster verzichtet.

Im Inneren reichen die Chorfenster mit ihrer Einrahmung bis zu den Schildbögen des Rippengewölbes. Das eher unharmonische Zusammenspiel zwischen Fenster und Gewölbe im Bereich des Chores lässt eher auf die Funktion als auf den Anspruch wertvoller Ausarbeitung schließen. Durch die Umgestaltung der Spitalkirche 1787 zum Gemeindeamt und dem darauf folgenden Einziehen der Zwischendecke wurden auch die Chorfenster in Mitleidenschaft gezogen. Das südliche Chorfenster wurde in zwei einzelne Rundbogenfenster unterteilt und an die Außengliederung angepasst. Alte Fotografien um 1900 belegen diese Teilung (Abb. 52). Das östliche Chorfenster wurde vermauert. Die Fenster wurden anlässlich der Renovierungsarbeiten 1987 in den herkömmlichen Zustand zurückversetzt und mit einem einfachen zweibahnigen Maßwerk ergänzt. Das originale spätgotische Maßwerk war vermutlich ebenfalls künstlerisch nicht hochwertig. Es dürfte ähnlich dem Maßwerk an der Pfarrkirche eher nüchtern ausgefallen sein. Im Bericht von 1878/79 über die Renovierung der Pfarrkirche klagt der Autor über die vier renovierten Fenster der Pfarrkirche, „*welche unschönes, zur Breit und Höhe außer Verhältnis stehendes Maßwerk hatten*“¹⁷⁰ und rühmt das „*neue, weiter hinabreichende Maßwerk*“.¹⁷¹ Da die Ausführung der Steinmetzkunst in den Händen der lokalen Steinmetze lag und die Kirchen in Leonfelden keinen herausragenden Prestigecharakter besaßen, wurde die Arbeit auf schlichte Art und Weise ausgeführt. Man kann annehmen, dass die aufsteigende Finanzkraft des Bürgertums eine sichtbare Rolle spielen sollte, dennoch lässt die Einfachheit der Fenster nur ein schlicht ausgeführtes Maßwerk zu. Es könnte maximal eine Fischblasen- oder Rosettenmusterung einfachster Art getragen haben, nach spätgotischer Manier in Bewegung gehalten, jedoch künstlerisch nicht hochstehend.¹⁷² Heute sind die Chorfenster mittels einfachsten Maßwerks zweibahnig gestaltet. Man kann davon ausgehen, dass spätestens bei der Umgestaltung der Spitalkirche Ende des 18. Jahrhunderts das originale Maßwerk zerstört worden ist.

¹⁷⁰ Winkler 1878/79, 4. Jg., S. 128.

¹⁷¹ Ebd. S. CXXVIII.

¹⁷² Zitiert nach Behling 1978, S. 50 f.

Die vier Fresken an der Brüstung stammen stilistisch aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts und sind der letzte Restbestand einer umfassenden malerischen Ausstattung, die sich über die gesamte Apsis und die Arkaden samt ihrer Brüstung zog. Anlässlich der Restaurierungsarbeiten im Jahre 1983 wurden die heute vier sichtbaren Fresken (Abb. 63) freigelegt und restauriert. Fotografien vor der Restaurierung lassen Klampfenhiebe (Abb. 84) erkennen, die für die Haftbarkeit einer neuen Putzschicht notwendig waren.¹⁷³ Wann die Fresken verputzt worden sind, ist nicht mehr feststellbar, vermutlich aber erst bei der Schließung der Kirche. 1525 schrieb Luther, die Bilder seien ‚zum ansehen, zum zeugnis, zum gedechtnis, zum zeychen‘ erlaubt, und meint damit, die Bilder seien vor allem wegen ihrer erzieherischen Funktion und ihres Potentials für die Verkündigung des Gotteswortes anzuwenden.¹⁷⁴ Im Mühlviertel sind auch keine Anzeichen von Bilderstürmen bekannt. Ein zweites Argument für das Belassen der Fresken während der Reformationszeit ist in der fehlenden Bildung der Bevölkerung zu suchen. Für die Bevölkerung, die des Lesens und Schreibens nicht mächtig war, war es unumgänglich, durch visuelle Medien verstärkt am christlichen Kult teilzunehmen.

Die zwei rechten Freskenbilder sind einfacher ikonografischer und ikonologischer Herkunft. Das erste Fresko von rechts zeigt die Darstellung der Anna Selbdritt (Abb. 63,84), die Figurengruppe Mutter Maria, der Hl. Anna, samt ihrer Tochter Maria und dem Enkel Jesus. Die weitaus beliebteste Patronin in den zwei Jahrzehnten zwischen 1495 und 1515 im deutschsprachigen Raum war die heilige Anna.¹⁷⁵ Die Darstellung der Maria Selbdritt befindet sich auch in Reliefform an der Tür der St. Anna-Kirche in Steinbruch, was die Popularität dieser Darstellung im Mühlviertel Anfang des 16. Jahrhunderts unterstreicht (Abb. 85). Das Fresko links daneben zeigt die Darstellung von zwei Heiligen (Abb. 63), die nebeneinander stehend den Betrachter auf ihre in der Hand befindlichen Attribute hinweisen. Es handelt sich links um den Hl. Petrus mit dem Schlüssel und rechts um den Hl. Andreas mit dem Kreuz. Das dritte Bild zeigt zwei Heilige, die noch nicht identifiziert sind. Der rechte Heilige hält einen Pilgerstab in der Hand, der linke Heilige ist scheinbar eine bedeutende katholi-

¹⁷³ Vgl. Ladin/Wurzinger 1987, S. 25.

¹⁷⁴ Vgl. Scribner 1990, S. 11.

¹⁷⁵ Vgl. Buchholz 2005, S. 35.

sche Kirchenpersönlichkeit, der als Attribut den Bischofsstab, aber auch eine Feder in den Händen hält.

Das letzte Bild in der Reihe stellt die Hl. Barbara¹⁷⁶ mit Kelch und Hostie (Abb. 87) dar sowie einen weltlich gekleideten Mann mit dem Attribut Pilgerstab und einer Fahne, der vermutlich den Hl. Joachim darstellt.¹⁷⁷

In der Apsis ist in Augenhöhe ein Fresko in Form eines Medaillons (Abb. 86) zu finden. In diesem kreisrunden Fresko ist der Hl. Petrus mit grünem Untergewand und weißer Ummantelung zu sehen. Petrus hält in seiner Rechten den Schlüssel und in seiner Linken das Buch der Bücher. Anhand der Fotos von den Restaurierungsarbeiten (Abb. 62) sind in der ganzen Apsis vielfach Reste von Fresken festzustellen, die jedoch nicht mehr gerettet werden konnten. Weiters zeigen die Reste einer auf der Arkadenwandfläche vorhandenen Wandbemalung, dass die ursprüngliche Ausmalung sich über die ganze Apsis und einen Bereich der Brüstung zog und damit ein stimmungreiches sakrales Ambiente erzeugten.

2.2.3. Das Gewölbe

Das Gewölbe im 5/8-Chorpolygon besteht aus einem Sternrippengewölbe. Die doppelt profilierten birnstabförmigen Rippen aus Stein wachsen förmlich aus den einfachen kegelförmig gestalteten Konsolen heraus und rahmen die Stichkappen des Chorpolygons (Abb. 88,90). Die Konsolen sind kegelförmig, der Übergang zur Rippe wird durch einen zwischengeschalteten runden Wulst angekündigt (Abb. 89,91). Die Konsolen scheinen außerhalb der Mauer befestigt zu sein und verdicken sich trichterförmig, ehe eine zarte Rille als Übergang zum tellerförmigen Wulst hinleitet, der den Gewölbeanfänger hält. Gleich wie in der zisterziensischen Architektur werden die Gewölbedienste in der Apsis abgekragt.¹⁷⁸ Die Rippen folgen den Stichkappen, wo sie zusammenschmelzen und in den Chormittelpunkt strahlen, um einen Stern zu bilden (Abb. 88,90). Dieses Sternrippengewölbe geht im Langhausbereich zu einem Bogenrippengewölbe über. Am Übergang zum Langhaus sind die Rippen vom Mittel-

¹⁷⁶ Vgl. Braun 1943, S. 114-116. Die Heilige wird oftmals mit verschiedenen Attributen charakterisiert: dreifensteriger Turm, eine brennende Fackel, ein Kelch mit oder ohne Hostie und die unter den Füßen der Heiligen liegende Figur ihres Vaters Dioscurus.

¹⁷⁷ Vgl. Ladin/Wurzing 1991, S. 154.

¹⁷⁸ Vgl. Untermann 2001, S. 655.

punkt des Chorpolygons gebogen, um das Motiv des Bogenrippengewölbes im Langhaus einzuleiten (Abb. 90).

Das Hauptschiff, im Grunde ein einzelnes Tonnengewölbe, besteht, wie auch an der gegliederten Architektur der Westfassade ersichtlich, aus drei queroblungen Gewölbejochen (Abb. 95). Die Jochgrenzen, die durch die inneren Wandpfeiler optisch unterstrichen werden, bilden den geometrischen Ausgangspunkt der Bogenrippenkonstruktion. Im Gewölbescheitel wird durch die unterschiedliche Anordnung der Bogenrippen eine Reihung gedrückter sphärischer Rauten geformt. Durch die querechteckige Jocheinteilung wird die Breite des Raumes betont. Im Seitenschiff dagegen ist die Jocheinteilung annähernd quadratisch. Im Kulturbericht von 1987 schreibt der Autor über das „*Netzrippengewölbe mit gebogenen Rippenstücken*“¹⁷⁹ im Bereich des Chores. Da es aber keine netzförmigen Überschneidungen gibt, handelt es sich im Langhaus um ein uniformes Bogenrippengewölbe. Von den Wandpfeilern ragen jeweils zwei Rippen in den Gewölbescheitel empor, die sich dort in einem Bogen vereinigen. Die daraus entstandenen Schlingen treffen im Scheitel auf die gegenüberliegenden Schlingen und bilden, ohne sich zu überschneiden, im Scheitelmittelpunkt eine Abfolge von gedrückten Rauten.

An der südlichen Seite des Langhauses wachsen die Rippen aus den Wandpfeilern heraus, man hat den Eindruck, als würden die Rippenenden in den Innenpfeilern (Abb. 92,93) versinken. Nordseitig führen die Rippen vom Gewölbescheitel aus in den Pfeiler der Empore, durchbrechen die steinerne Brüstung und verschwinden im Pfeiler der Emporearkaden in der Wandoberfläche (Abb. 126). Um das Verschwinden der Gewölbeansätze in die Wand hervorzuheben, wird mit Hilfe einer illusionistischen Freskenmalerei ein Sockel imitiert, der optisch zwischen den Stockwerken eine trennende Wirkung erzielt.

Das zweite Joch greift dieses Schema konsequent auf. Die Gewölbefiguration endet jedoch abrupt mit einer eigenartigen bogenförmigen Ausbuchtung des Gewölbes (Abb. 94). Im zweiten Joch sind die östlichen Schlingen vollständig, die zwei westlichen dagegen scheinen weggebrochen zu sein. Von den beiden Rippen, die aus dem Pfeiler herausragen, tritt nur eine in das Zentrum und deutet einen Bereich der

¹⁷⁹ Jalkotzy 1987, S. 3.

Schlinge an. Man hat den Eindruck, als seien die fehlenden Schlingenteile weggebrochen oder entfernt worden. Die Gewölbefiguration endet somit abrupt und hinterlässt im Blickfeld eine Lücke, die ins Auge springt. Dieser Teil lässt an eine Improvisation schließen, die im Zusammenhang mit der Errichtung der barocken Westempore steht. Das originale Bogenrippengewölbe wurde vermutlich an der westlichen Jochseite zerstört und mittels neu applizierter Rippen unorthodox zu Ende geführt, treten sie doch unvermittelt aus den Seitenflächen empor.

In der Sakristei befindet sich ein einfaches Segelgewölbe, das ehemals - wovon auch Ladin und Wurzinger ausgehen - von einem Kreuzrippengewölbe geschmückt wurde.¹⁸⁰ Da die Sakristei ein wichtiger liturgischer Raum war - sie diente zur Vorbereitung der Eucharistie und als Umkleideraum des Priesters - wurde das Gewölbe dementsprechend hochwertig ausgeschmückt. Warum das ursprüngliche Gewölbe abgeschlagen wurde, ist nicht dokumentiert. Gewölbe Neben der Bewahrung von liturgischen Gewändern, Geräten und Büchern diente der Raum in Leonfelden vermutlich auch der Aufbewahrung der Reliquien der Hl. Cäcilia.

Im Gegensatz zu den glatten Konsolen der Apsis trifft man unterhalb der Nordempore im östlichsten Joch auf eine schräg geriefelte Konsole mit einer nach oben hin anschließender runden Ausbuchtung. Diese differenziert zwischen der Konsole und dem angedeuteten Gewölbeanfänger, auf dem die Rippenenden des Gewölbes sichtbar lagern (Abb. 96). Die Konsole ist rechtsdrehend kanneliert und ähnelt den Konsolen der Empore der Pfarrkirche (Abb. 97).

Von diesen charakteristischen Konsolen aus erstrecken sich jeweils zwei gerade birnstabförmige Rippen parallel über ein Gewölbejoch (Rautensterngewölbe) (Abb. 98) und münden in einem nahtlosen Übergang in jeweils eine Halbsäule. Diese ist auf den achteckigen Pfeilern der Empore und der gegenüberliegenden Wand unterhalb der jochbildenden Gurtrippe appliziert (Abb. 99). Das westliche Joch der Nordempore trägt ein barockes, mit Stichkappen strukturiertes Kreuzgratgewölbe, das an den Kanten statt mit Rippen mit Flachstuck geschmückt ist (Abb. 133). Der Kontrast zwischen Spätgotik und der späteren Bauphase in der Barockzeit springt dem Be-

¹⁸⁰ Vgl. Obergottsberger 1983, S. 3; Ladin/Wurzinger 1987, S. 12.

trachter sofort ins Auge. Dieses Emporenjoch war vermutlich ursprünglich, so wie die zwei östlichen Joche, mit einem Rautensterngewölbe versehen. Im Vergleich zu den bauplastischen Referenzen der Pfarrkirche deutet das Gewölbemuster der Seitenschiffe auf eine Stileinheit. Das Rautengewölbe aus der Unterwölbung der Spitalsempore ist gleichzusetzen mit der Unterwölbung der südlichen Empore der Pfarrkirche, womit der Bezug zur Pfarrkirche wiederum aufs Neue gefestigt wird.

Das Emporengeschoß (Abb. 100,101) ist samt dem über der Sakristei liegenden Raum vierjochig. Das Gewölbe über der Sakristei ist ein Kreuzgratgewölbe ohne jegliche Rippen. Auf der Innenseite der Arkadenpfeiler im Obergeschoß sind in den zwei mittleren Jochen halbsäulenartige Dienste vorgelagert, aus denen birnstabförmige Rippen förmlich aus dem Nichts herauswachsen, analog den Rippen an den Wandpfeilern, und im Gewölbe einen Rippenstern bilden (Abb. 102). Durch das Weglassen der Diagonalrippen wird bei dieser Gewölbeform bereits auf ein wichtiges statisches Konstruktionselement verzichtet.¹⁸¹

Die zwei Rippensterngewölbe in den mittleren zwei Jochen weisen als Besonderheit kleine Schlusssteine auf, die aufgrund der verworrenen Baugeschichte in sehr dürftigem Zustand sind. Der westlichere Schlussstein entspricht einer vierteiligen Blume, deren Konturen samt Umrundung herausragt und plastisch wirkt. Die Sternfiguration ist ein beliebtes Gewölbemotiv in der Spätgotik Mitteleuropas. Insofern lässt sich die Struktur der Sternfigurationen auf den gesamten mitteleuropäischen Raum ausweiten. Sie ist vor allem ein beliebtes Motiv für Seitenschiffgewölbe. Gleich dem ersten Schlussstein trägt der zweite dieselbe Struktur, ist aber schwerer erkennbar (Abb. 103). Florale Ornamente in den Schlusssteinen von Gewölben sind in der Spätgotik keine Seltenheit. Die Pfarrkirche in Schenkenfelden (Langhaus um 1525) weist im südlichen Seitenschiff ebenfalls florale Strukturen im Zentrum des Jochs auf (Abb. 105), jedoch ist die Steinmetzarbeit von erheblich feinerer und differenzierterer Art. Die roten Schlusssteine in der Liebfrauenkirche in Freistadt (Langhaus E. 15. Jahrhundert) zeigen neben einer Blumenabbildung, deren einzelne Blüten für das freie Auge gut sichtbar sind (Abb. 104).

¹⁸¹ Vgl. Clasen 1958, S. 76-77.

Das westliche Joch ist durch den Einbau der barocken Westempore entsprechend dem Erdgeschoß gestaltet und beinhaltet den Stiegenaufgang zur Empore.

Die Sternfigurationen im Gewölbe der oberen Empore der Spitalskirche entsprechen den Sternfigurationen der Spitalskirche in Landshut in Bayern, die Hans von Burg-hausen (1407 begonnen, 1461 gewölbt) entwickelt hat (Abb. 106).¹⁸² Diese Art von Rippensternen ist vorrangig in Altbayern vertreten.¹⁸³

Bauplastische Details, wie die kannelierten Konsolen und die zierliche Verstärkung der spätgotischen Portalgewände, entsprechen dem allgemeinen Zeitstil. Das Portal-gewände zur Sakristei ist von gleichem Muster und gleichem Stil wie das Verbin-dungsportal zwischen Annexbau und Nordkapelle, ebenso das Portal, das vom Flur in ein dunkles fensterloses Kämmerchen führt (Abb. 31,79). Diese Portale sind eine simple Ausführung spätgotischer Portalarchitektur. Fast schmucklos erfüllen sie ihren Zweck, nur wenige Profilierungen sind ausgearbeitet. Diese kreuzen sich in den Ec-ken des Schulterbogens und bilden geometrische Verstärkungen.¹⁸⁴

Ulm stellt anhand der Pfeilerformationen oberösterreichischer Kirchen zahlreiche ge-drehte Sockelkanneluren fest.¹⁸⁵ Sie entsprechen dem Zeitstil, der sich mittels Riefe-lung an der Bauplastik im gesamten mitteleuropäischen Raum zeigt. Selbst in profa-nen Bauten werden verschiedene Kanneluren, rechts, links, rautenförmig und gera-de, inklusive Verzierungen und Kerbschnittornamenten erfasst.¹⁸⁶ Diese Kannelluren sind ein Zierelement der gotischen Bauplastik und treten europaweit gerade zur Zeit der Spätgotik auf. Vermutlich zog sich diese Motivik ursprünglich über die ganze Nordempore der Spitalskirche. Nach diversen Umbauten reduzieren sie sich nur mehr auf spärliche Details.

Diese spezifischen spätgotischen Charakteristika in der Gestaltung von Portalen durchziehen überregional die Länder Mitteleuropas. Lorenz lokalisiert die Gestaltung der Durchstärkung nicht nur in Böhmen und Österreich, sondern auch in Westfalen, Mähren und Thüringen. Das Motiv der Verstärkungen in Portalzonen ist bis nach Un-garn gekommen. Diese spezielle Form von Kleinarchitektur im frühen 16. Jahrhun-

¹⁸² Vgl. Wagner-Rieger 1988, S. 173-174.

¹⁸³ Vgl. Brucher 1990, S. 229.

¹⁸⁴ Vgl. Cechner 1929, S. 386.

¹⁸⁵ Vgl. Ulm 1962, 82-87.

¹⁸⁶ Vgl. Stadelober 1996, S. 74.

dert steht noch in der handwerklichen Steinmetztradition des Hüttenwesens, die geometrische Klarheit schreibt jedoch Lorenz der Frührenaissance zu.¹⁸⁷

3. Problematiken in der Architektur und der Versuch einer Rekonstruktion

3.1. Die Lage der Spitalskirche und ihre topologische Struktur

Die Rekonstruktion von Franz Brosch zeigt den Markt Leonfelden um 1470 (Abb. 6).¹⁸⁸ Südlich und nördlich vom Bürgerhaus Nr. 90 führten zwei Straßenzüge vorbei. Der Ausschnitt aus dem Kataster von 1828 (Abb. 7) zeigt den Bestand von Bürgerhäusern im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Der Grundriss zeigt die Spitalskirche mit dem anliegenden Bürgerspital.¹⁸⁹ Nimmt man die Rekonstruktion von Brosch und vergleicht sie mit dem späteren Aussehen, wird augenfällig, dass das Bürgerhaus an der Stelle der heutigen Spitalskirche stand. Demnach dürfte zuerst das Bürgerspital gebaut worden sein. Anschließend wurde das alte Bürgerhaus abgerissen und die Spitalskirche an seiner Stelle errichtet. Die nördliche Straße wurde mit dem Gebäudekomplex verbaut, was auch den Knick in der Außenmauer erklären kann. Die Bürgerhäuser, im Volksmund nach ehemaligen Besitzernamen unter anderem ‚Eyblhäuser‘ genannt, welche heute westlich zwischen Marktplatz und der Spitalskirche liegen, sollten nach der Rekonstruktion von Brosch Ende des 15. Jahrhunderts noch nicht existiert haben.¹⁹⁰ Das bedeutet, dass die Spitalskirche als Pendant zur Pfarrkirche auf der anderen Seite des Ortes stand. Ein Foto mit dem Blick aus dem Turm verdeutlicht die zentrale Lage der Spitalskirche vis à vis vom Rathaus (Abb. 107). Aus welchen Gründen die Bürgerhäuser später vor die Kirche gebaut worden sind, lässt sich nicht mehr exakt bestimmen. Die im Anfang des 17. Jahrhunderts erfolgte Gegenreformation und die daraus resultierende Schließung der bisher protestantischen Spitalskirche im Jahr 1615 könnten Gründe für die anschließende Verbauung der Spitalskirche sein, die ihr den heutigen dezentralen und verbauten Charakter gibt. Diese sichtbare Verbauung der Spitalskirche kann damit ideologisch ge-

¹⁸⁷ Vgl. Lorenz 2004, S. 37.

¹⁸⁸ Vgl. Brosch 1932, S. 295.

¹⁸⁹ Vgl. OÖLA, Indikationsskizze von 1827. Ausschnitt aus der Katastralgemeinde Leonfelden.

¹⁹⁰ Vgl. Bosch 1932, S. 295.

rechtfertigt werden, dass sie bis dahin eine Enklave protestantischer Theologie war und als diese das gegenreformatorische Marktbild nicht mehr beeinträchtigen sollte. Eine zusätzliche Untermauerung dieser These bietet das Fehlen eines originalen Südportals. Demnach dürfte sich neben dem nördlichen Zugang durch die Vorhalle nur noch an der Westfassade ein Portal befunden haben.

3.2. Die Unstimmigkeiten im Grundriss

Laut Bundesdenkmalamt war die spätgotische Spitalskirche ursprünglich zweijochig und 13,66 Meter lang und wurde erst durch den Zubau des Turmes und der Westempore auf 18,07 Meter verlängert.¹⁹¹ Der dafür ausschlaggebende Hinweis wurde von Obergottsberger am rechten südlichen Innenpfeiler abgelesen, der im Gegensatz zu seinen östlich gelegenen Pfeilern breiter konstruiert wurde (Abb. 48). Obergottsberger fertigte 1983 eine Bauaufnahme an. Er kennzeichnete im Grundriss durch die Verwendung verschiedener Schraffuren die unterschiedlichen Entstehungszeiten. Er interpretierte diesen Pfeiler als Rest der ehemaligen Westmauer und folgte daraus, dass die Spitalskirche ursprünglich zweijochig war. Auch wenn diese Form der Bauzeiteausscheidung sehr objektiv wirkt, handelt es sich nur um eine Interpretation von Befunden.¹⁹² Seiner Ansicht wurde das westliche Joch frühestens in der Barockzeit dazugebaut, was er aus der Inschrift 1724 am Treppenaufgang zur Empore ablas. So folgte er, dass 1724 die Westempore und das Westjoch an- und eingebaut wurden und datierte aus diesen Gründen das gesamte westliche Joch auf 1724. Diese Thesen wurden von der darauf folgenden Literatur übernommen.¹⁹³

Das Aussehen des dritten Joches besteht zu einem Teil sicherlich seit 1724 und spätestens seit 1776 mit dem Einbau des Turmes in seiner heutigen Gestalt. Da es in Leonfelden immer wieder zu Marktbränden kam, welche Häuser und Kirchen verwüsteten, kann man annehmen, dass im Zuge eines Brandes um 1724 das dritte Joch zerstört und wieder aufgebaut wurde. Als Konsequenz wurde 1724 das westliche Joch samt der Westempore und Teilen der Nordempore in barocker Manier erneuert. Diesen vorerst logisch erscheinenden Erklärungen widerspricht die Tatsache, dass die südliche Außenmauer durch dreieckige Lisenen gegliedert wird, deren Ursprung

¹⁹¹ Vgl. Obergottsberger 1983, S. 1.

¹⁹² Vgl. von Wintherfeld 2003, S. 99.

¹⁹³ Vgl. Obergottsberger 1983, S. 2; vgl. Ladin/Wurzinger 1991, S. 152.

spätgotisch ist (Abb. 66). Würde der ursprüngliche Bau nur zweiachsig gewesen sein, wäre die westliche Lisene an der nördlichen Eckkante, was formal und stilistisch jeder Konvention widerspricht. Mauerecken sind entweder durch Eckpfeiler gegliedert, die quer die Schublast abfangen, wie zum Beispiel in Ottensheim (Abb. 131), oder der Mauerverbund wurde zur Stabilisierung entsprechend breit und stabil erbaut. Die zwei Lisenen sind jedoch Gliederungseinheiten, die eindeutig auf eine ursprüngliche Dreijochigkeit schließen lassen. Die gleichmäßige Verwitterung der Lisenenoberfläche unterstreicht dieses Faktum.

Dennoch bleibt die Gegebenheit, dass die Außenmauer der Südseite im Schnitt und ebenso an den Wandpfeilern verschiedene Stärken aufweist. Die Frage nach der Sinnhaftigkeit des breiteren Innenpfeilers stellt sich daher und fordert eine Antwort.

Ein weiteres Indiz für die ursprüngliche Dreijochigkeit ist der spätmittelalterliche Usus einer Westempore in sakralen Bauten. Sie waren vor allem in der Spätgotik im Allgemeinen ein obligatorisches Bauelement (siehe Kapitel *Emporen*). Da die meisten spätgotischen Emporen jedoch nur im Mitteljoch von Säulen und Pfeilern getragen werden und seitlich vom Schub der Empore durch die Außenwand abgeleitet werden, muss dies nicht der ursächliche Grund für die unstimmig breite eingezogene Mauer sein. Diese Argumentationen verfestigen die Theorie, dass das Gotteshaus dreijochig geplant wurde oder während der Fertigstellung des Baus noch um ein drittes Joch erweitert worden ist. Obwohl der ursprüngliche Grund für die breite Mauer bei diesem Forschungsstand nicht exakt eruiert werden kann, gilt es wegen der oben angeführten Umstände als sicher, dass die Spitalskirche schon im Anfang des 16. Jahrhunderts dreijochig ausgeführt worden ist.

Ein noch plausiblerer Grund lässt sich in den Schriften von Brosch finden.¹⁹⁸ Wie erwähnt, war er der Ansicht, dass vor dem Bau der Spitalskirche ein Bürgerhaus auf diesem Grund gestanden ist. Älteres Mauerwerk wurde meistens in den Neubau integriert, das würde dafür sprechen, dass der breite Pfeiler ursprünglich Mauerfragment des zuvor dort errichteten Bürgerhauses gewesen ist. Ein weiterer Rest der Mauer ist als tragender nördlicher Pfeiler der Westempore auszumachen (Abb. 50),

welcher diese These untermauert. Das profane Mauerwerk wurde demnach teilweise in den Bau der Empore integriert.

3.3. Versuch einer Rekonstruktion

In Leonfelden bildet das Portal von 1851 das optische Herzstück der Südfassade (Abb. 66,68). Die Frage nach dem originalen Portal drängt sich damit förmlich auf. Ob es an der Westfassade und/oder an der Südfassade ein Portal gegeben hat, lässt sich anhand des aktuellen Baubefundes nicht mehr eruieren, sondern es bedarf baupatologischer Vergleiche, um sich dieser Thematik nähern zu können.

Da der Gottesdienst im Spital im Allgemeinen nicht auf die Spitalsinsassen beschränkt war, erfolgten Altar- und Messstiftungen von Bürgern in die Spitalskirche, ebenso die Verleihung zahlreicher Ablassse für alle, die Messen an Altären mitfeierten.¹⁹⁴ Aus diesen liturgischen Gegebenheiten kann man ableiten, dass für öffentliche Prozessionen ein prominenter Zugang da gewesen sein muss. Oftmals wurden die Prozessionen in die Kirche durch die Seitenaltäre geführt.¹⁹⁵ Infolgedessen fehlt ein prominentes spätgotisches Portal, wodurch die Bürgerschaft eintreten konnte.

Ulm stellt in seinen Untersuchungen fest, dass bei der Hälfte aller untersuchten Kirchen im unteren Mühlviertel der Westeingang ganz fehlt. Außerdem bemerkt er, dass Südportale reicher verziert sind und gegenüber den Westportalen bevorzugt worden sind. Vermutlich wurde wegen den vorherrschenden, rauen klimatischen Bedingungen den Südportalen der Vorzug gegeben.¹⁹⁶ Auch Braun geht davon aus, dass allgemein Kirchenbesucher durch ein eigenes Portal an den Längsachsen in den Innenraum eintreten konnten.¹⁹⁷ Die Hauptportale befanden sich häufig im Seitenschiff und nicht an der Westfassade. Falls an der Südfassade ein Portal bestanden hat, war es im Westjoch vertreten. Das mittlere und östliche Joch trugen, wie man an der Innenseite der Fensterleibungen erkennen kann, ein durchgängiges spätgotisches Fenster. Die ehemalige Spitalskirche in Freistadt weist neben dem Westportal einen Eingang im Süden auf. Auch die um 1514 neu erbaute Spitalskirche in Pulgarn hatte neben

¹⁹⁴ Vgl. Stadler 1985, S. 10.

¹⁹⁵ Vgl. Untermann 2009, S. 77.

¹⁹⁶ Vgl. Ulm 1953, S. 15.

¹⁹⁷ Vgl. Braun 1983, S. 30.

dem direkten Zutritt vom Bürgerspital in die Kirche einen Eingang im Norden und im Süden. Es wäre somit auch möglich, dass auch südlich ein Portal vorhanden war.

In Leonfelden hingegen sprechen die Indizien für ein Portal an der Westfassade.

Zum einen spricht die positionierte Lage als Pendant zur Pfarrkirche für den prominenten Eingang an der Westfassade (Abb. 107). Allerdings ist bei zweiachsigen Bauten ein Westeingang selten vorhanden. Zum anderen kann auch trotz der Zweischiffigkeit ein prominenter Eingang bestanden haben, führte das Portal doch in ein saalähnliches Langhaus. Das untermauert die These, dass in Leonfelden ein Portal an der Längsachse zum Marktplatz bestanden hat.

4. Zusammenfassung

Die Spitalskirche unterlag im Laufe der Zeit mehrerer baulicher Adaptierungsphasen, die sich den jeweils neuen sakralen und profanen Funktionen anzupassen hatten. Obwohl das Erscheinungsbild der Spitalskirche im Gesamten spätgotisch geprägt ist, kann man die komplexe Baugeschichte an der Fensterzone, am Turmeinbau und an den Portalzonen ablesen. So war die Bürgerspitalskirche bald nach ihrer Entstehung in protestantischer Hand, ehe sie während der Gegenreformation 1615 geschlossen wurde und als Josephi-Kirche 1673 wieder katholisch eingeweiht wurde. Während der Gegenreformation dürfte der Spitalskomplex seine prominente Stellung im Markt verloren haben, da man ihn mit Bürgerhäusern verbaut hat.

Danach folgten weitere große Neugestaltungen. 1724 bestätigt eine Inschrift den Neubau der Westempore, 1776 wurde der Turm eingebaut, und mit der Entweihung und Profanierung des Spitalskirche anlässlich der Josephinischen Reformen 1787 wurden weitere Umbauten ausgeführt, die das äußere und innere Erscheinungsbild wesentlich änderten. Erst mit der Renovierung im Jahre 1983 wurde die ursprüngliche spätgotische Bausubstanz und Teile ihrer malerischen Ausstattung freigelegt und restauriert. Anlässlich der Landesausstellung 2013 wartet der Spitalskomplex auf eine weitere Renovierung und Adaptierung.

V. Die Spitalskirche und die Architektur der ausgehenden Spätgotik

1. Allgemein

In Oberösterreich erreichte die sakrale Bautätigkeit zwischen 1490 und 1525 den Höhepunkt. Grund für diesen Bauboom war unter anderem das aufsteigende Bürgertum, welche die finanzielle Grundlage für den Großteil der sakralen Neu- und Umbauten bildete. Zudem steigerte sich die Volksfrömmigkeit in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, in der das Geltungsbedürfnis von einzelnen Personen, Familien und Körperschaften sich in der Stiftungsfreudigkeit ausdrückte.¹⁹⁸ Besonders die Region nördlich der Donau steht im Schnittpunkt der großen Bauhütten in Prag, Passau, Steyr und Wien. An den ländlichen Kirchenbauten waren vorwiegend lokale Bauhütten beteiligt, deren Werkmeister die Stil- und Formgebung der großen Zentren wie Passau, Steyr und Wien rezipierten.¹⁹⁹ Die Werkmeister, die für die Planung und den Bau zuständig waren, eigneten sich ihr Wissen durch die Erfahrungen in der Wanderschaft an und durch den Austausch mit anderen Werkmeistern.²⁰⁰ In Oberösterreich war hauptsächlich die Bauhütte von Steyr als Filiale der Wiener Dombauhütte für einen Impuls auf die umliegenden Regionen im Donauraum verantwortlich. Der Westen Oberösterreichs steht vorwiegend unter dem Einfluss der Hütten von Burg hausen und Passau, während die böhmische Bauweise hauptsächlich in der nördlichen Grenzregion das Erscheinungsbild der Kirchenbauten beeinflusste. Dort manifestiert sich das Formenvokabular der Rosenberger Hütte und die Einflüsse der Riedschen Innovation.

Im Osten hingegen ist ab der Jahrhundertmitte die Bauhütte von Wien bedeutend, die in Kontakt mit der Steyrer Hütte steht. Die Wiener Hütte beeinflusste wiederum die östliche Grenze zu Oberösterreich und die Architektur Niederösterreichs und Mährens.²⁰¹ Das südliche Mühlviertel stand baulich unter dem Einfluss der dynamischen Architektur des Donauraumes, die sich durch die bewegten Gewölbefiguren aus Bogen- und Schlingrippen ausdrückte. Dass eine rege Wanderschaft im gesamten europäischen Raum Grundvoraussetzung für die architektonische Vielfalt war, beweisen unter anderem erhaltene Rechnungen von Baustellen, welche Bau-

¹⁹⁸ Vgl. Danicke 2001, S. 18.

¹⁹⁹ Vgl. Wagner-Rieger 1988, S. 208.

²⁰⁰ Vgl. Binding 2006, S. 76.

²⁰¹ Vgl. Nussbaum 1994, S. 234.

meister von anderen Ländern nennen.²⁰² Durch die rege Wanderschaft der Architekten, Poliere und Steinmetze fand ein umfassender Wissensaustausch statt. Dieser führte zu einzigartigen und individuellen Gewölbeformationen. Im Gegensatz zu den monumentalen Palastbauten, Dom- und Pfarrkirchen verfolgten die Baumeister einfache Gewölbeschemata bei kleineren Landkirchen oder Filialkirchen. Die Spitalskirche in Bad Leonfelden vertritt mit ihrem einfachen Bogenrippengewölbe die uniforme ländliche Gewölbebauweise, was in den folgenden Kapiteln dargestellt werden soll.

2. Problematik der Terminologie

Allgemein wird in der Literatur die Spätgotik zwischen 1350 bis um 1500 angesetzt, die Grenzen sind jedoch regional und zeitlich unterschiedlich zu setzen. Der Terminus ‚*Spätgotik*‘ hinterlässt so in der Kunstgeschichte ein offenes Feld von Meinungen über die zeitliche und regionale Begrenzung, über die eigene Arbeiten verfasst werden.²⁰³ Stilistisch, formal und bautypologisch kann man die Periode mit dem Ismus ‚*Stilpluralismus*‘ charakterisieren.²⁰⁴ Im Laufe der kunsthistorischen Auseinandersetzung wurde die Spätgotik nochmals in mehrere zeitliche Episoden unterteilt. Es kursierten verschiedene Ausdrücke, welche die dynamisierte Architektur des ausgehenden 15. Jahrhunderts und Anfang des 16. Jahrhunderts unter einer Begrifflichkeit zu subsumieren versuchten. Begriffe wie ‚*Endgotik*‘, ‚*Barockgotik*‘ und ‚*Donaustil*‘ werden im Zusammenhang mit der Architektur der ausgehenden Spätgotik oftmals unterschiedlich verwendet. Vor allem die Termini ‚*Barockgotik*‘, ‚*Donaustil*‘ bzw. ‚*Donauschule*‘ finden sich immer wieder im Zusammenhang mit kunsthistorischen Monografien über die spätgotische Architektur. Petrasch untergliederte 1949 die spätgotische Architektur in Österreich in drei große Zeitabschnitte: ‚*Weicher Stil*‘

²⁰² Vgl. ebd., S. 202. Am Mailänder Dombau um 1400 waren neben den französischen Meistern Hans von Freiburg, Heinrich von Gmünd, Ulrich von Ensingen und Wenzel von Prag als Baumeister und Gutachter tätig. 1483 folgte der Straßburger Johannes Niesenberger mit fünfzehn Handwerkern. Auch in der Prager Dombauhütte unter Peter Parler arbeiteten Steinmetze aus Polen, Oberitalien und Niederlanden.

²⁰³ Vgl. ebd., S. 194-195. „Die Meinung über die Baumformen der Spätgotik im 19. Jh. beinhaltete deren Abwertung als Zeichen kulturellen Niedergangs (Schlegel 1805, Schnaase 1834, Ruskin 1849, Renau 1862). Um 1900 wurde die Spätgotik als „nordische Renaissance“ gesehen (Schmarsow 1899, Haenel 1899, Niemeyer 1904). Riegel bezeichnete sie erstmals als barocke Phase der europäischen Kunst und Clasen folgte 1937 mit der Bezeichnung eines erdgebundenen bürgerlichen Realismus. Die Ismen Dynamismus (Weise 1932-1950), Manierismus (Grodecki 1947), Realismus und Antirealismus des 15. Jh. (Krautheimer 1925, 1956, Panofsky 1933, Swoboda 1939, Heidenreich 1937) waren weitere Versuche die Epoche zu klassifizieren.“

²⁰⁴ Vgl. ebd., S. 196.

(1400-1430), *„Eckiger Stil“* (auch Realistische Gotik, 1430-1470) und *„Barockgotik“* (1470-1520).²⁰⁵

Der Begriff der Barockgotik wird vor allem für die Architektur des Mühlviertels von dem lokalen oberösterreichischen Kunsthistoriker Ulm aufgenommen. Als den Inbegriff der Barockgotik versteht Ulm das Schlingrippengewölbe des Freistädter Chores.²⁰⁶ In seiner Dissertation über die gotische Architektur im unteren Mühlviertel konkretisiert er diese Periode und unterteilt wiederum die Barockgotik in drei Zeiträume.²⁰⁷ Die Stilepoche der 80er und 90er Jahre des 15. Jahrhunderts in diesem Teil des Mühlviertels benennt er als *„Erste Barockgotik“*, die seiner Ansicht nach der Freistädter Chor vertritt. Die Architektur der Zeit um 1500 benennt er als *„Deutsche Spätgotik“* und die *„Zweite Barockgotik“* vertritt den Zeitraum von 1510 bis 1525. Wie aus dieser Arbeit aber hervorgehen wird, ist diese Einteilung wegen falscher zeitlicher Zuschreibungen des Freistädter Chores ungenau (siehe Kapitel *Freistädter Kirche*).

Aus diesem Grund ist eine andere Terminologie zu bevorzugen. Der Begriff der *„Donauschule“* bzw. des *„Donaustils“* wurde erstmals für die Malerei geprägt, und später auch auf die Plastik umgesetzt. Es folgte der Versuch, diesen Stil in die Architektur zu übersetzen. Ausgehend von der Kunst Benedikt Rieds wurde allgemein jede Gewölbebezeichnung mit geschwungenen Rippenstücken mit dem Begriff *„Donauschule“* verbunden.²⁰⁸ Baumüller konstatiert unter der Begrifflichkeit *„Donaustil“*, bzw. *„Donauschule“* weder einen eigenen Stil noch eine eigene Schule. Sie stellt diese Begriffe lediglich in den Zeitraum von 1500 bis 1550 und beschränkt seine Einflüsse auf das geografische Umfeld von Augsburg, Regensburg, Bozen und Wien.²⁰⁹ Typisches Zeichen donauländischer Architektur ist die Dynamisierung des Raumes und die Entwicklung fortschrittlicher Bautechnik und die Adaptierung ursprünglicher Formkomponenten.²¹⁰ Auf dieser Begrifflichkeit basiert der anschließende Teil dieser Arbeit.

²⁰⁵ Vgl. Petrasch 1949, S. 6-10. Der gut gemeinte Versuch scheitert allerdings an der Abgrenzung der verschiedenen Stilphasen und andererseits durch die weit hergeholte Gleichsetzung mit der Entwicklung der spätgotischen Gattungen Malerei und Plastik.

²⁰⁶ Vgl. Ulm 1953, S. 45.

²⁰⁷ Vgl. Ulm 1962, S. 83.

²⁰⁸ Vgl. Ulm 1962, S. 82.

²⁰⁹ Vgl. Baumüller, S. 68.

²¹⁰ Vgl. Fehr 1965, S. 207.

VI. Die Spitalkirche im Einflussbereich donauländischer Architektur

1. Bautypologische Untersuchung

1.1. Die Spitalkirche als Emporenhalle

Obwohl die Spitalkirche im Inneren durch den Einbau der Empore wie eine Saalkirche wirkt, ist sie eine zweischiffige asymmetrische Hallenkirche mit einer westlichen und einer nördlichen Empore, die direkt an den Eingangsbereich des Bürgerspitals grenzen. Die Spitalkirche besteht zudem aus einer reinen Halle, das heißt, dass die Schiffe gleich hoch sind (Abb. 52,53). Primärer Zweck der Halle war Schaffung von zusätzlichem Raum. Mehr Raum bedeutete grundsätzlich die Möglichkeit für mehr Kirchenbesucher. Nicht mehr das Sanktuarium stand im Mittelpunkt, sondern die Halle rückte in das Zentrum, von wo die Zuhörer erreicht werden konnten.²¹¹

Die zweischiffige Halle hatte noch andere grundsätzliche Vorteile. Zum einen war durch eine Teilung der Architektur die Trennung der Geschlechter während der Dauer der kultischen Handlung möglich. Die südlichen Schiffe waren gemeinhin für Männer bestimmt, das nördliche Schiff für Frauen. Der Gepflogenheit entsprechend teilte man die Raumteile oftmals mit hölzernen Wänden ab.²¹² Ein weiterer Grund für Zweischiffigkeit war die Unterteilung in Stände, die auch in der Spitalkirche eine Rolle gespielt hat. Diese Gepflogenheit lässt sich auch im Zusammenhang mit den Emporen nachweisen. Der Vergleich der bautypologischen Charakteristika der Leonfeldner Bauten mit umliegenden Kirchen lässt einige Schlüsse zu. Da die Spitalkirche eine Emporenhalle mit eingezogenen Wandpfeilern ist, ist es naheliegend, das Umfeld und die bautypologischen Ursprünge näher zu beleuchten.

Emporen in Spitalkirchen sind Ausdruck bürgerlicher Standesunterschiede und fast gänzlich ins Spätmittelalter zu datieren. Erhalten gebliebene Spitalkirchen des Johanniter-Ritterordens aus dem 12. und 13. Jh. weisen tiefe Westemporen auf, ebenso die bürgerlichen Spitalkirchen des Spätmittelalters.²¹³ Als einer der ersten österreichischen Emporenbauten wird die Westempore in der Hospizkirche von Klosterneuburg genannt.²¹⁴ Emporen sind weder mit Tribünen, Oratorien, Triforien, Lauf-

²¹¹ Vgl. Danicke 2001, S. 16.

²¹² Vgl. Buchowiecki 1952, S. 57.

²¹³ Vgl. Stadler 1985, S. 22.

²¹⁴ Vgl. Blaschko 1997, S. 42.

gängen oder Zwerggalerien zu verwechseln. Danicke definiert sie als *„erhöhte Einbauten oder Raumteile (...), die an die Außenmauer angelehnt sind, Verbindung zum Hauptraum haben und durch diesen über Treppen erreichbar sind.“*²¹⁵ In der Spätantike sind Emporen erstmals in den östlichen Mittelmeerländern belegt, wo sie kulturellen Zwecken gedient haben.²¹⁶ Der Einbau von Emporen im Mittelalter geht allgemein auf Singbruderschaften zurück. Sie wurden vor allem für Bruderschaften von Meistersingern eingerichtet, die in Böhmen aufkamen und mit der Zeit im kommunalen Leben eine führende Rolle spielten.²¹⁷ Meist sind die Emporen mit dem Gründungsbau entstanden oder zumindest noch im ausgehenden Mittelalter aus funktionalen Gründen eingebaut worden. Durch die größere Aufnahmekapazität erfolgte bei Spitalkirchen die Trennung der Gemeindearmen und Pilger im Erdgeschoß von den Pfründnern im Emporengeschoß.²¹⁸ Die Herrenpfründner nahmen als Ausdruck ihres gehobenen Ranges immer zu den kirchlichen Veranstaltungen auf den Emporen Platz. Diese Gepflogenheit ist zumindest für Braunau, Ingolstadt und München dokumentarisch belegt und darf allgemein angenommen werden.²¹⁹ Braun vermutet die gesellschaftliche Differenzierung als Ursache für die Häufung von Emporen in der Spitalkirchenarchitektur. In Altbayern treten hauptsächlich in Spitalkirchen Westemporen auf. Spitalkirchen ohne Emporen sind nach Braun selten zu finden.²²⁰

1.2. Emporenanlagen im Mühlviertel

1.2.1. Die Pfarrkirche in Bad Leonfelden

Im Mühlviertel sind neben den spätgotischen Kirchen in Bad Leonfelden nur die Emporenanlagen von Ottensheim und Gramastetten als zu nennen, die alle im Einflussbereich des Klosters Wilhering liegen. Auch die Pfarrkirche von St. Oswald bei Freistadt wurde Anfang des 16. Jahrhunderts zu einer Emporenanlage erweitert und unterstreicht die Popularität dieses Bautypus in unserem Breitengrad. Eine enge Ver-

²¹⁵ Danicke 2001, S. 18.

²¹⁶ Vgl. Bandmann 1951, S. 119.

²¹⁷ Vgl. Fehr 1969, S. 336.

²¹⁸ Vgl. Blaschko 1997, S. 29.

²¹⁹ Vgl. Braun 1983, S. 91. Als Beispiele dienen die Emporen der Pfalzkapelle in Aachen, die dem Herrscher Karl dem Großen diente, oder die Westempore der Capella Speciosa, der ehem. Palastkapelle der Babenberger in Klosterneuburg. Ebenso sind die Herrschaftsemporen der Burgkapellen dazuzurechnen.

²²⁰ Vgl. Braun 1983, S. 88-94.

wandschaft besteht sicherlich mit der Pfarrkirche von Ottensheim und der von Gramastetten, die in dieser Arbeit als Vergleichsobjekte im Vordergrund stehen.

Als nächstgelegene Emporenanlage weist sich die Pfarrkirche Bad Leonfelden (Abb. 112) aus. Sie ist eine dreiteilige Emporenhalle mit dreischiffigem und dreijochigem Langhaus (Abb. 108). Der Grundriss der Pfarrkirche wies die Emporenanlage ursprünglich nur im Süden aus (Abb. 109). Der originale Grundriss des Planes von Otto Schirmer (Abb. 110, 111), der zwischen 1875 und 1877 ausgeführt wurde, beinhaltet die Umgestaltung und den Neubau des Nordschiffes und des südlichen Emporenaufgangs. Der Plan befindet sich heute in der Sammlung Lehner.

Im Äußeren weist die südliche Ansicht eine Zweiteilung in rundbogigen Fensterfronten auf, die auf die eingebaute Empore beruhen (Abb. 113). Das äußere Erscheinungsbild mit den rundbogig gestalteten Fenstern verweist auf die gleichartigen Fensterpartien der Spitalskirche. Während der Bauaufnahme der Spitalskirche stellte Obergottsberger erstmals fest, dass deren dreieckige Wandvorlagen formal denen der Pfarrkirche in Bad Leonfelden entsprechen (Abb. 115, 116).²²¹ Tatsächlich gibt es im Mühlviertel dreieckige Lisenen nur mehr an den südlichen Außenmauern der Pfarrkirchen in Ottensheim (Abb. 117) und St. Martin im Mühlkreis (Abb. 118). Während das Langhaus in Ottensheim im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts entstanden ist, wird die südliche Kapelle in St. Martin im Mühlkreis auf 1519 datiert²²², gleichzeitig mit der Entstehungszeit der Spitalskirche. Jedoch weist die Südkapelle mit ihrem charakteristischen Gewölbe eindeutig Rosenberger Hüttencharakter auf und steht somit in Verbindung mit böhmischen Bauherren (siehe Kapitel *Rosenberger Hütte*), allein die dreieckige Fassadengliederung verweist auf bayerisches Terrain.²²³ St. Martin gehörte ebenfalls mit Ottensheim, Gramastetten und Bad Leonfelden zum Dekanat Wilhering.

Eine weitere Frage betrifft das Datierungsraster. An der Pfarrkirche gibt es einen konkreten inschriftlichen Anhaltspunkt. Eine Inschrift auf dem von Otto Schirmer

²²¹ Vgl. Obergottsberger 1983, S. 1; vgl. Ladin, Wurzinger 1991, S. 149; vgl. Ladin/Wurzinger 1987, S. 5.

²²² Vgl. Dehio MV 2003, S. 726. Die Bezeichnung befindet sich am Strebepfeiler.

²²³ Vgl. Buchowiecki 1952, S. 325.

translozierten Nordportal der Pfarrkirche lautet (Abb. 114,119): *Thaman Dienstl*²²⁴ - *Anno Domini 1483* und sie verweist auf den Bauherrn, Abt von Wilhering (Abb. 120), und auf die Entstehungszeit des Portales, eventuell ist es das Datum des Baubeginns. Dienstl war von 1480 bis 1507 Abt in Wilhering und als gebürtiger Leonfeldner sicherlich Initiator für den Neubau der Kirche.²²⁵ Zwischen dem Namen des Bauherrn und der Jahreszahl ist ein Meisterzeichen angebracht, das man bis dato jedoch nicht identifiziert hat. Der Baubeginn der Pfarrkirche lag damit rund 36 Jahre vor dem Bau der Spitalkirche.²²⁶ Bedauerlicherweise gibt es keine Aufzeichnung über die Fertigstellung und die anschließende Weihe der neugebauten spätgotischen Kirche. Das Gewölbe der Pfarrkirche weist auf das erste Drittel des 16. Jahrhunderts hin und steht im formalen Zusammenhang mit dem Gewölbe der Sakristei in Gramastetten (Abb. 109,112).²²⁷ Brendl datiert den Chor von Bad Leonfelden um 1500, was stilistisch bestätigt werden kann.²²⁸ Diese spezifische Gewölbefiguration findet Ende des 15. Jahrhunderts eine weite Verbreitung.²²⁹ Vermutlich dürfte die Pfarrkirche Anfang des 16. Jahrhunderts vollendet und eingeweiht worden sein, jedenfalls vor der Erteilung des Gründungsreverses der Spitalkirche im Jahre 1514, denn es war üblich, zuerst eine begonnene Baustelle fertig zustellen, ehe im Ort ein neuer Sakralbau begonnen wurde.

²²⁴ Vgl. Koch 1993, S. 26. Koch verweist in seinen geschichtlichen Erläuterungen über die Stiftungen für den Steyrer Stadtpfarrkirchenbau auf einen ‚Thomas Dinstl‘, der am 11. Februar 1479 26 Pfund Pfenning stiftete. Ob es sich um den Wilheringer Abt handelte ist jedoch fraglich.

²²⁵ Vgl. Anton Knoll von der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, Sammlung von Handschriften und Alten Drucken bestätigt den Schriftzug ‚Thaman Dienstl‘. Er nimmt aber an, dass *„der Steinmetz in den 1870er Jahren eine geschriebene Vorlage abmalte und in der Werkstatt dann den Türsturz nachmeißelte, denn das „T“ und das „A“ in ‚Anno‘ sehen sehr nach Initialen in Handschriften aus und setzen sich wie diese deutlich von der für theologische Texte üblichen Frakturschrift ab.“* Er geht davon aus, dass bei den Abschreibungen sich dabei *„kleine Fehler“* eingeschlichen haben.

²²⁶ Die Grabplatte von Thaman (Thoman) von Wilhering (Abt von 1480-1507 in Wilhering) ist im Kreuzgang des Stiftes Wilhering eingemauert und zeigt das Relief von Abt Thaman mit Abtstab und Wappen. In der Krümme des Stabes sieht man den Abt unter einem eselrückenförmig gestalteten Baldachin sitzen, der von Filialen bekrönt wird. Dieses Attribut deutet auf seine Eigenschaften als Bauherr hin, denn unter seiner Aufsicht wurde die Kirche in Leonfelden in Stein erbaut, wie die Inschrift im Tympanon des Nordportals beweist. Die kielförmige Gestaltung des Nordportales und an der Grabplatte entspricht dem europäischen Zeitstil.

²²⁷ Vgl. Dehio MV, S. 56.

²²⁸ Vgl. Berndt 2003, S. 141-144. Er vergleicht den Chor der Pfarrkirche von Pettenbach mit dem Chorgewölbe der Pfarrkirche von Bad Leonfelden, mit der Chor- und Langhausfiguration in der Pfarrkirche von Karpfham in Bayern, und dem Riss Inv. 16.822R im Wiener Kupferstichkabinett.

²²⁹ Vgl. Böker 2005, S. 83. Die gleiche Gewölbefiguration mit dem Rhombensterngewölbe findet man außerdem im Chor der Pfarrkirche von Heiligenblut am Großglockner (1483 datiert), sowie in Unterhaid (Dolní Dvořiště) in Mähren (1487-1507), Pfarrkirche in Münsterappel in der Pfalz, Owingen bei Überlingen bis nach Polen, Pfarrkirche zu Szydłowice.

Neben der Parallelen der Bautypologie wird auch die gleichartige Form und Gliederung der Arkaden in der Pfarr- und der Spitalskirche hervorgehoben.²³⁰ Tatsächlich ist die Krümmung der leicht spitzbogigen Arkaden, die von achteckigen Strebe Pfeilern emporragen, formal gleichmäßig komponiert. Unterstrichen wird dieses Faktum durch die gleiche Form der abgefasten Kanten in den zwei Bad Leonfeldner Kirchen, die förmlich aus den Arkadenpfeilern emporstreben und Einheitlichkeit bewirken (Abb. 112).²³¹ Die Seitenschiffe wurden jeweils durch gedrungene Spitzbogenarkaden in zwei Geschoße geteilt. Diese Scheidarkaden gehören in der Spätgotik vor allem bei Landkirchen zum festen Repertoire. Eine weitere Auffälligkeit sind die Rautensterngewölbe in den Seitenschiffen, die gleich gestaltet sind (Kapitel *Steinmetzzeichen*). Ebenfalls weisen die geriefelten Konsolen Übereinstimmung mit der Spitalskirche auf (Abb. 121). Zu guter Letzt unterstreichen übereinstimmende Steinmetzzeichen in den Kirchen Leonfeldens die formale und stilistische Einheit (siehe Kapitel *Steinmetzzeichen*). Allem Anschein nach wanderten einige Steinmetze von der fertiggestellten Pfarrkirche quer über den Marktplatz zur nächsten Baustelle.

1.2.2. Die Pfarrkirche in Gramastetten

Anlässlich einer Schenkung wurde 1444 der Neubau des Langhauses der Pfarrkirche St. Laurentius in Gramastetten in Angriff genommen (Abb. 122-125). Der Grundriss zeigt ein dreischiffiges vierjochiges Hallenlanghaus mit südlicher Empore, die wie in den Leonfeldner Kirchen mit einer Sternrippenfiguration unterwölbt wurde. Sieben weitere Stiftungen sind zwischen 1483 bis 1516 erwähnt. Der Bau reicht bis in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts, wo das Chorgewölbe der Pfarrkirche Hl. Laurentius in Gramastetten stammt.²³² Gleichzeitig wurde an der Emporenanlage in Ottensheim und in Leonfelden gebaut. Prokisch verwies lediglich 1983 auf die Verwandtschaft der Emporenanlagen von Ottensheim und Gramastetten.²³³ In Gramastetten wird die Emporenanlage südlich errichtet. Im Norden wird der Schub durch Strebe Pfeiler an der Außenwand abgefangen. Die Emporenanlage verstärkt den Charakter

²³⁰ Vgl. Obergottsberger 1983, S. 2; Ladin, Wurzing 1987, S. 5; Ladin, Wurzing 1991, S. 149.

²³¹ Jedoch sind nur die Arkaden zum Südschiff von Aussage. Das nördliche Seitenschiff wurde samt der Empore erst zwischen 1875 und 1877 unter Otto Schirmer errichtet, unter Wiederverwendung des ursprünglichen Portals. Das südliche Seitenschiff wurde aber schon mit Baubeginn ausgeführt. Im Chor enden die Rippen des Gewölbes in U-förmigen Schilden (Vgl. Königswiesen, Pabneukirchen, St. Georgen am Walde).

²³² Vgl. Dehio MV 2003, S. 207.

²³³ Vgl. Prokisch 1983, S. 188.

einer Saalkirche. In der Sakristei ähnelt das Gewölbe, wie bereits erwähnt, dem des Langhauses in der Pfarrkirche in Bad Leonfelden, welches auf die gleiche Entstehungszeit im Anfang des 16. Jahrhunderts hinweist. Im Gegensatz zu Leonfelden und Ottensheim gibt es in Gramastetten keine Konsolen, die Rippen wachsen aus Diensten und Pfeilern heraus (Abb. 125,126).

Nach dem Fertigstellen des Langhauses wurde die Einwölbung des Chores in Angriff genommen (Abb. 128). Die zeitliche Eingrenzung erfolgt aus der Sicht der formalanalytischen Betrachtungsweise, da das Weihedatum nicht überliefert ist.²³⁴ Schultes und Loidol stellten fest, dass die *„inzwischen formal weiterentwickelten, sphärisch gekrümmten Rippenstücke (...) bereits auf eine Errichtung im beginnenden 16. Jahrhundert“*²³⁵ hindeuten. Aus den Schildkonsolen und Chordiensten wachsen jeweils vier Radialrippen heraus, die sich im Bereich des Gewölbescheitels überschneiden und eine symmetrische Anordnung von linsenförmigen Gewölbesegmenten bilden. Unter dem Chor befindet sich eine Unterkirche, deren ursprünglich funktionale Bedeutung noch erforscht werden muss (Abb. 127).

Schwierz dokumentiert in seinem Heimatbuch auch ein Steinmetzzeichen, das sich an der nördlichen Langhauswand befindet. Die formalen Ähnlichkeiten mit denen von Leonfelden sind eindeutig (siehe Kapitel *Steinmetzzeichen*).²³⁶

1.2.3. Die Pfarrkirche in Ottensheim

In enger formaler Beziehung zur Pfarrkirche Gramastetten steht die Pfarrkirche in Ottensheim. Der Grundriss von Ottensheim (ab 1462 - ca. 1510) zeigt eine vierjochige dreischiffige Hallenkirche samt ausgeschiedenem zweijochigem Chor mit 5/8-Chorpolygon (Abb. 129-131, 134).²³⁷ Nordseitig bildet das Seitenschiff zusammen mit der Westempore eine Emporenanlage (Abb. 132,133). Im Gegensatz dazu bildet das südliche Langhaus mit seinem eingezogenen Strebepfeiler einen voll ausgebildeten Wandpfeilertypus mit entsprechenden Einsatzkapellen im Innenraum (Abb. 135,136) und dreieckigen Wandvorlagen an der Außenseite. Die Verdachung des südöstlichen

²³⁴ Vgl. Schwierz, 2009, S. 127. Man fand jedoch einen Reliquienbehälter am Frauenaltar mit dem Siegel des Passauer Weihbischofs Bernhard Meuerl (1497-1522), der diesen Altar geweiht hatte. Meuerl war aus Oberösterreich und konsekrierte nachweisbar mehrere Altäre, 1505 zwei Altäre zu Hollerberg bei St. Peter, 1518 zu Schönering, 1520 zu Eberstalzell. Am 12. Juli 1518 hielt er sich in Wilhering auf.

²³⁵ Vgl. Loidol/Schultes 2002, S. 132.

²³⁶ Schwierz 2009, S. 128.

²³⁷ Dehio MV 2003, S. 550.

Eckstrebebeylfeilers ist mit der Jahreszahl 1478 bezeichnet, was auf den Fertigstellungstermin hinweist.

Eine wertvolle Arbeit über die formalen und stilistischen Einflüsse in der Ottensheimer Kirche liefert Prokisch, der erstmals auf den Zusammenhang zwischen dreieckigen Wandvorlagen und deren Ursprung im bayerischen Raum aufmerksam macht, und die Ottensheimer Pfarrkirche als Nachfolgebauwerk der Eferdinger Stadtpfarrkirche sieht (Abb. 137) (vgl. S. 73).²³⁸ Anhand der Steinmetzzeichen des Chores in der Eferdinger Stadtpfarrkirche konnte ein Zusammenhang mit dem inneren Torbau der Ruine Schaunberg hergestellt werden, der wiederum einer bisher angenommenen Verbindung zur Wiener Dombauhütte widerspricht. Für Eferding und Schaunberg war damit die Dombauhütte in Passau verantwortlich.²³⁹ Auch die für den Donaauraum prägenden Bogenrippen sind im Gewölbe zu finden (Abb. 138).

Insgesamt verweist der Bautypus der Emporenanlage auf ein Phänomen, das vom Donaauraum kommend im Mühlviertel Fuß fasst. Direkte stilistische Parallelen sind im Einflussbereich von Stift Wilhering zu finden (Ottensheim, Gramastetten, Bad Leonfelden, St. Oswald). Der Ursprung der Wandpfeilerkirchen im Mühlviertel wurzelt im Ursprungsbau Ottensheim, von wo sie sich symptomatisch Richtung Norden ausdehnten. Ottensheim selbst steht im unmittelbaren baulichen Zusammenhang mit der Stadtpfarrkirche Eferdings, die von Passau abhängig war. Die Beeinflussung der beiden sakralen Leonfeldner Bauwerke weist somit rein bautypologisch auf donauländisches Terrain.

1.3. Die Spitalkirche als Wandpfeilerkirche

Die Spitalkirche in Leonfelden weist ein weiteres markantes bautypologisches Merkmal auf. Sie ist am ehesten als Emporenhalle mit einfachen Wandpfeilern zu charakterisieren. Die Strebebeylfeiler im Inneren des Langhauses gelten als das Charakteristikum einer Wandpfeilerkirche (Abb. 48,76). Diese Wandpfeiler beschränken sich jedoch auf die südliche Seite des Langhauses, das nördliche Seitenschiff wird

²³⁸ Vgl. Prokisch 1983, S. 188. Zusätzlich weisen die Formen der Schlusssteine auf die Stetheimerschule (Schule von Hans von Burghausen), und die Portalvorhalle der Südseite wird wiederum mit dem bayerischen Raum assoziiert. Der Einfluss nach Bayern wird auch durch die Vorbildwirkung des Eferdinger Chores auf Ottensheim dingfest gemacht anhand der Proportionalität des Innenraumes, der Chorfenster und Parallelen im Ripengewölbe.

²³⁹ Vgl. Ulm 1983, S. 112.

mit der West- und Nordempore statisch gefestigt.²⁴⁰ Im Zuge der Gliederung der Wandpfeiler im Rauminnen wird auch das Äußere einer Kirche sichtbar verändert. Dort, wo Strebpfeiler nicht mehr von Nöten sind, wird die glatte Außenwand im Allgemeinen optisch mit Dreiecklisenen oder flachen Strebenvorlagen gegliedert und strukturiert.²⁴¹

Auffallend sind die dreieckigen Wandvorlagen an der südlichen Außenmauer, die eine Strebpfeilerfunktion vortäuschen (Abb. 66). Diese zierlichen und einheitlichen Dreiecklisenen gliedern die flächige Außenmauer und widerspiegeln optisch die innere Strukturierung der Joche. Sie beschränken sich ausschließlich auf die Funktion der Fassadengliederung, da sie keinerlei stützende Funktion besitzen. Vor allem in Niederösterreich gibt es eine Tendenz zu dreieckigen Strebpfeilern (vgl. Spitalskirche von Krems).²⁴²

1.4. Die Herkunft des Wandpfeilertypus

Eine grundlegende Studie über die Entwicklung der Wandpfeilerkirche lieferte Büchner. Er zählt Wandpfeilerkirchen „zu den grundlegenden Raumformen des mittelalterlichen Kirchenbaues“, die „für weite Bereiche Süddeutschlands und Österreichs als eine charakteristische Leitform der spätgotischen Architektur bezeichnet werden kann.“²⁴³ Außerdem erkannte er, dass die süddeutsch-österreichische Wandpfeilerkirche der Spätgotik aus der bayerisch-salzburgischen Architektur stammt, die sich in den städtischen Bauzentren Burghausen, Landshut, Braunau, Eggenfelden und Salzburg manifestiert hat. Er differenziert im Wesentlichen drei Arten von Wandpfeilerkirchen (Abb. 139).²⁴⁴

- a) Saalkirche mit Strebpfeilern
- b) Saalkirche mit einfachen Wandpfeilern
- c) vollausgebildete Wandpfeilerkirche

Obwohl die Nischen zwischen den Innenstreben mit schmalen Tonnengewölben ausgestattet sind, kann man von keiner vollausgebildeten Wandpfeilerstruktur sprechen,

²⁴⁰ Vgl. Buchowiecki 1952, S. 38.

²⁴¹ Vgl. Büchner 1964, S. 7.

²⁴² Vgl. Brucher 1990, S. 219. Pfarrkirchen von Mödling, Scheibbs und Sallapulka, Spitalskirche in Oberndorf bei Raabs.

²⁴³ Büchner 1964, S. 1.

²⁴⁴ Ebd., S. 4-11; Er bedauert aber eine ausstehende Inventarisierung in diesen Bundesländern.

da Einsatzkapellen, wie in der Pfarrkirche zu Ottensheim, in die Tiefe gehende Raumteile bilden und stärker rhythmisieren (Abb. 76,135,136). Im Allgemeinen sind Wandpfeilerkirchen im Gebiet der Isar, dem unteren Inn und der Salzach geballt feststellbar. Der Typus der Wandpfeilerkirche taucht in Altbayern erst bei Spitalskirchen in der Spätgotik auf.²⁴⁵ Die Spitalskirche von Rosenheim (Abb. 142) (1. Hälfte 15. Jh.) und von Wasserburg (Abb. 143) (1483-1485) können stellvertretend genannt werden (Abb. 112).

Auch Passau kann eine bekannte Wandpfeilerkirche vorweisen: Die Einsatzkapellen der Passauer Wallfahrtskirche St. Salvator (Abb. 144-146) (147 - ca. 1520) samt Galerie und verschiedenen Figurationen dienten der Aufnahme von Pilgern. Das Gotteshaus ist außerdem mit verschiedenen Bogenrippenfigurationen unterwölbt (Abb. 114-116) und gilt unter anderem als Initiatorenbau für figurierte Gewölbe im Donauraum.²⁴⁶ Der Raumtypus der Wandpfeilerhalle mit Einsatzkapellen findet sich erstmals von Stephan Krumenauer in der Pfarrkirche zum Hl. Jakob in Wasserburg (Abb. 140), erbaut zwischen 1445 und 1458 (Abb. 113) und im Dom zu Salzburg (Abb. 141), erbaut zwischen 1408 und 1456 (Abb. 111), der schon im Einflussbereich von Hans von Burghausen gestanden haben mag.²⁴⁷

In Österreich schreibt Büchner die Ausbildung von Wandpfeilerkirchen in NÖ. und OÖ. hauptsächlich den Baugruppen um Steyr und um Krems zu. In Süddeutschland und Österreich treten die Kirchen des vollausgebildeten Bautypus erstmalig in der Spätgotik ab dem 15. Jahrhundert auf.²⁴⁸ Bekannte Wandpfeilerkirchen in Niederösterreich sind: Pernegg, eine ehemalige Stiftskirche, ist eine spätgotische Wandpfeilerkirche, die von 1500 bis 1520 errichtet worden ist.²⁴⁹ Entwicklungsrelevantes Beispiel ist die um 1500 entstandene Wandpfeilerkirche Steinakirchen am Forst. Die Gewölbe der Einsatzkapellen sind mit Bogenrippen ausgestattet.²⁵⁰

Zusammenfassend ist die Spitalskirche in Bad Leonfelden eine als zweischiffige Emporenhalle mit den Charakteristika einer Wandpfeilerkirche im südlichen Langhaus zu

²⁴⁵ Vgl. Braun, S. 67.

²⁴⁶ Vgl. Nussbaum 1994, S. 279.

²⁴⁷ Vgl. Büchner 1964, S. 10.

²⁴⁸ Vgl. Ebd., S. 2.

²⁴⁹ Vgl. Fehr 1965, S. 227.

²⁵⁰ Vgl. Schwarz 1980, S. 49. Beispiele für Ziegelgewölbe: Pfarrkirche St. Michael in Steinakirchen am Forst, Wandpfeilerkirche St. Sebastian in Wallmersdorf, Wallfahrtskirche Maria am Moos in Randegg.

verstehen. Der Raumtyp der Wandpfeilerkirche weist auf süddeutsche und salzburgische Einflüsse, die sich auch durch die Steyr und Kremser Bauhütten auf Oberösterreich und Niederösterreich ausbreiten.

Insgesamt lässt sich daraus schließen, dass die südliche Mauer mittels einer einfachen Wandpfeilerkonstruktion errichtet worden ist. Die Wandpfeilerelemente, die als Raumformen von Hans von Burghausen und seinem Nachfolger Stephan Krumenauer von Altbayern aus ab der Mitte des 15. Jahrhunderts favorisiert worden sind, wurden von der Spätgotik bis in den Barock in ihrer Bauweise kontinuierlich erweitert und weiterentwickelt.

2. Das Bogenrippengewölbe in der Spitalkirche und seine Einbettung in die umliegende Architekturlandschaft

2.1. Die Entwicklung der Bogenrippenfiguration

Folgt man dem Ursprung der Bogenrippenkonstruktion gelangt man nach Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert, wo die Bogenrippenfiguration in der Kathedralenlandschaft zuerst aus technischen, danach aus ästhetischen Gründen angewendet wurde. Im bayerisch-österreichischen Raum war der erste Baumeister Hans von Burghausen, der Anfang des 15. Jahrhunderts *„das Experiment mit den sphärischen gekrümmten Rippen in der Katharinenkapelle der Heiliggeistkirche in Landshut wagte“*.²⁵¹ In der Katharinenkapelle findet sich eine neben geraden Rippen mit Bogenrippen zusammengesetzte Sternfiguration (Abb. 106). Hans von Burghausen, in älterer Literatur fälschlicherweise mit Hans Stetheimer gleichgesetzt, arbeitete, wie die Inschrift am Epitaph (1432) an der Südseite der Martinskirche in Landshut besagt, auch als Architekt in Neuötting, Salzburg, Straubing und Wasserburg.²⁵² Es ist naheliegend, dass er während seiner Wanderschaft als Geselle auch in Böhmen tätig war.²⁵³ Nussbaum nennt ihn einen *„regelrechte(n) Bauunternehmer“*²⁵⁴, der wahrscheinlich den Polieren vor Ort vieles selbst entscheiden ließ.

Sein Nachfolger Stephan Krumenauer führte beim Bau der St. Jakobskirche in Wasserburg am Inn (60 km von Landshut entfernt) erstmals ein Bogenrippengewölbe im

²⁵¹ Baumüller 1989, S. 12f.

²⁵² Vgl. Brucher 1990, S. 144 vgl. Fn 29, J. Baldass, Hans Stethaimers wahrer Name, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte, Bd. XIV (XVIII), Wien 1950, S. 47ff.

²⁵³ Vgl. Braun 1983, S. 72.

²⁵⁴ Nussbaum 1994, S. 201.

ganzen Chorbereich ein (Abb. 140).²⁵⁵ Er zeichnete sich durch die eigene Interpretation von Einsatzkapellen aus, die er höher als in Landshut fasste.²⁵⁶ Auch die Seitenkapelle in der Stadtpfarrkirche in Braunau wird von Krumenauer mit Bogenrippen (1461) geschmückt (Abb, 147).²⁵⁷

Für den nächsten Schritt in der Verwirklichung von Bogenrippen im Gewölbe steht Eferding (Abb. 137,138). Laut der Inschrift *„anfang des lankhaus 1466“* an einem Pfeiler des nördlichen Seitenschiffes kann der konkrete Baubeginn des Langhauses festgemacht werden. Dass Eferding im Einflussbereich der Passauer Hütte steht, beweist neben den formalen, bautypologischen und stilistischen Merkmalen auch die Herkunft des Baumeisters. Eine schriftliche Quelle bezeugt diesen engen Kontakt.²⁵⁸ Der Baumeister in Eferding war kein geringerer als Georg Windisch, der Dombaumeister von Passau. Er ist 1466, kurz nach der Grundsteinlegung zu diesem Bau, gestorben. Weitergeführt wurde der Bau von dem Polier Bernhard Reckendorfer. 1507 wird noch ein Meister Andreas genannt.²⁵⁹

Die Stadtpfarrkirche Eferding ist eine dreischiffige sechsjochige Staffelhalle mit einem ausgeschiedenen dreieinhalbjochigen Presbyterium mit 5/8-Abschluss (Abb. 105-107). In den Seitenschiffen und Einsatzkapellen sind Stern- bzw. Rautengewölbe angebracht. Das Gewölbe des Langhauses zeigt die *„Wechsepurger-Harperger Rippenfiguration“*. Das bautypologische Moment der Einsatzkapelle findet sich in der Pfarrkirche Ottensheim wieder und lässt sich in unterschiedlichen Variationen bis zu den Kirchenbauten in Bad Leonfelden verfolgen. Neben den Standard-Varianten der Gewölbebildung stechen die Bogenrippen des dritten Jochs in den Seitenschiffen ins Auge, welche in der Steyrer Hütte dann weiterentwickelt werden. Zierliche Bogenrippen werden als Unterwölbung der Musikempore verwendet. Zusätzlich gilt das filialenbetrönte Südportal als Referenz für weitere Portalbauten.²⁶⁰

²⁵⁵ Vgl. Baumüller 1989, S. 13. In der Literatur wird immer in Verbindung mit dem Chor von Wasserburg Stephan Krumenauer genannt, was aber anhand formaler Vergleiche unwahrscheinlich ist. Eine Untersuchung sprengt den Auftrag dieser Arbeit und wird dahingehend nicht als sinnvoll angesehen.

²⁵⁶ Vgl. Brucher 1990, S. 160.

²⁵⁷ Vgl. Hampel 1995, S. 49.

²⁵⁸ Vgl. Brucher 1990, S. 162. Eine Inschrift am Pfeiler des nördlichen Seitenschiffs verrät, dass *„Mayster Georg (Jörg Windisch) Tuembmayster (Dombaumeister) zu passaw“* im Jahre 1466 den Grundstein zum Langhaus der Pfarrkirche legte. Eferding war zudem den Chorherren von St. Nikola in Passau unterstellt.

²⁵⁹ Vgl. Hainisch 1933, S. 34.

²⁶⁰ Vgl. Miedl 1970, S. 62.

Mit diesen Beispielen kann der altbayerische Raum als Zentrum der Verwendung von Bogenrippengewölben durch Hans von Burghausen und Stefan Krumenauer ange-
dacht werden. Durch ihren Einsatz wurde der Weg für die Einführung und Weiterver-
wendung der Bogenrippen donauabwärts salonfähig gemacht. Die technische Vor-
aussetzung für diese besondere formale Veränderung basiert unter anderem auf der
süddeutschen Errungenschaft des Ziegelgewölbes, mit der es zu neuen Entfal-
tungsmöglichkeiten im Gewölbebau kommt. Diese technische Neuerung mündet in
einem „*süddeutsch-donauländischen Bewegungsstil*“²⁶¹, der in Oberösterreich vor
allem im Einflussgebiet der Bauhütte von Steyr steht, letztlich donauabwärts von
Passau bis Wien vielfältige Impulse setzt. Bereits 1961 fasst Fehr zusammen, dass
die nach 1500 entstandenen Bogenrippengewölbe „*vielfach von donauländischen
Baugruppen beeinflusst*“ sind.²⁶²

2.2. Die Bauhütte von Passau und ihr Einfluss auf Oberösterreich

Die Dombauhütte von Passau ist eines der wichtigsten Zentren der spätgotischen
Bauhüttentradition in Mitteleuropa. Zusammen mit den Bauhütten Straßburg, Wien
und Köln gehörte sie zu den wichtigsten in deutschen Landen. Von hier aus erging
schon hochmittelalterlicher Einfluss der Passauer Dombauhütte auf die österrei-
sche Architektur.²⁶³ Zweifellos war sie eines der führenden Zentren für die Entfaltung
des Donaustiles bis nach Böhmen und donauabwärts bis nach Ungarn.²⁶⁴ In der
zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gewann sie sowohl für den süddeutschen als
auch für den österreichisch-böhmischen Raum an eminenter Bedeutung. Ihre Rezep-
tion wurde donauabwärts durch mehrere architektonische Nova begleitet. Rich-
tungsweisend sind einerseits die Raumformen der Ortenburger-Kapelle im Passauer
Dom und andererseits die ab 1479 entstehende Salvatorkirche an der Ilz (Abb. 144-
146).²⁶⁵

Für die Bogenrippen hat der Bau des Passauer Domes St. Stephan keine direkte
Bedeutung, jedoch wird die Bauhütte und der damit verbundene Austausch von Mei-
stern als Umschlagplatz spätgotischen Formengutes gehandhabt. Während der lan-

²⁶¹ Schwarz 1980, S. 49.

²⁶² Fehr 1961, S. 61.

²⁶³ Vgl. Schwarz 1993, S. 9- 29 Schwarz untermauert die Wichtigkeit der geistigen Oberschicht und deren Aus-
wirkung auf die österreichische Architektur am Beispiel der Doppelturmform des Pilgrimdomes von Passau.

²⁶⁴ Vgl. Fehr 1965, S. 207.

²⁶⁵ Vgl. Schwarz 1980, S. 49.

gen Bauzeit war die Hütte ein Sammelbecken für Diskussion, Austausch und Weitergabe an Wissen, vor allem während des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts.

Der spätgotische Chor von St. Stephan wurde nachweislich von Hans Krumenauer 1407 begonnen und bis 1598 unter Mitwirkung verschiedener Baumeister samt Vierungsturm und Erhöhung des frühgotischen Mittelschiffes fertig gestellt (Abb. 148).²⁶⁶ Durch die Brandkatastrophe von 1662 wurde der 1407 begonnene Dom mit Ausnahme von ein paar Fragmenten gotischen Formenvokabulars der Außenhaut zerstört. Zwischen 1668 und 1692 wurde er in barocker Manier wieder vervollständigt.²⁶⁷ Während der Bauzeit der Spitalskirche ist vor allem ein Name mit dem Bau des Stephansdomes zu nennen. Ab 1498 ist ein gewisser Hans Lindorfer als Dombaumeister bezeugt, der nach Meinung Leidls auch für die Erbauung von St. Salvator (1479-1495) an der Ilz in Betracht gezogen werden kann.²⁶⁸ Auch wenn diese These nicht a priori zu unterschreiben ist, kann man annehmen, dass der Werkmeister von St. Salvator in enger Beziehung zur Bauhütte des Passauer Domes stand. Die Wallfahrtskirche St. Salvator steht unter anderem durch ihre Raumform und ihre vielfältigen Gewölbefiguren als Protagonist für weitere Übernahmen. Nussbaum betrachtet die beiden Schleifensterngewölbe der Südepore von St. Salvator in Passau sogar als „*möglicherweise die frühesten Beispiele der großen Gruppe kurvierter Gewölbe im Donaumaum*“ (Abb. 145).²⁶⁹ Da das Gotteshaus als große Passauer Wallfahrtskirche geplant wurde, versuchte der Baumeister offenbar bevorstehende Scharen an Pilgern raumtechnisch unterzubringen, indem er eine umgehende Galerie mit Einsatzkapellen konstruierte.²⁷⁰ Am 16. August 1479 legte Bischof Ulrich von Nußdorf den Grundstein auf dem Boden einer wegen einer angeblichen Hostienschändung zerstörten Synagoge. Die Bauzeit verlief in Etappen. Unter Bischof Christoph

²⁶⁶ Vgl. Leidl 1980, S. 46f. 1414 baute Hans Krumenauer das Erasmuschörchen der Herrenkapelle. Seine Wölbeform, ein doppeltes Springrautengewölbe, wurde auch bei den Chorbauten in Mühlhausen und Krumau in Südböhmen, später in St. Martin in Landshut (1425) verwendet. Damit sind die böhmischen Verbindungen offensichtlich. Ein weiteres Indiz ist das Wappen seines Sohnes Stephan Krumenauer, der ebenfalls als Baumeister in Wien und Braunau tätig war. Sein Grabmal ist in der Pfarrkirche von Braunau erhalten geblieben und trägt als Beweis seiner Herkunft (Krumau in Südböhmen), die fünfblättrige Rose der Rosenberger im Wappenschild. Der künstlerische Austausch erfolgte über den berühmten Handelsweg ‚Goldener Steig‘, der von Passau aus nach Prachatitz und Krumau führte.

²⁶⁷ Vgl. Nussbaum 1994, S. 221.

²⁶⁸ Vgl. Leidl 1980, S. 55.

²⁶⁹ Nussbaum 1994, S. 300.

²⁷⁰ Ebd., S. 279.

von Schachner (1490-1500) wurde der Bau in Kämpferhöhe mit einer provisorischen Decke vollendet. Die Konstruktion der Gewölbe wurde erst 1560-1570 unter Bischof Urban durchgeführt und fällt damit aus dem zeitlich relevanten Rahmen.²⁷¹

Die Bogen- und Schlingrippenfigurationen in den Einsatzkapellen waren damit schon fertig gestellt worden, man kann von einer Datierung um 1500 ausgehen. Auch wird in der Literatur die Bogenrippenfiguration in Passau mit Prag in Verbindung gebracht. Fehr hat die Ansicht, dass die Visierung dieser Gewölbe der Salvatorkirche beim Baubeginn 1479 vorlag und Ried sie während seiner Wanderjahre kennenlernte.²⁷² Da sich die Salvatorkirche zudem an dem Goldenen Steig nach Prachatitz in Böhmen befand²⁷³, der als zentraler Handelsweg zwischen Altbayern und Südböhmen galt, scheint es gerechtfertigt zu sein, auch auf deren künstlerische Verbindung aufmerksam zu machen. Selbst in Wien findet sich ein enger Hinweis auf die Nähe zur Passauer Bauhütte. Dies bezieht sich auf den Planriss Inv. 16.917 (Abb. 149), der um 1520 eingestuft wird und „*insgesamt einen eher theoretischen Charakter*“²⁷⁴ aufweist. In einer vereinfachten Form ist dieser Grundriss nach Meinung Bökers beim Emporengewölbe der Salvatorkirche in Passau angewandt worden, das um 1500 entstanden ist.

2.3. Die Wiener Dombauhütte und die Adaption der Bogenrippen

2.3.1. Einführung der Bogenrippe im Wiener Raum

Die Methodik der Bogenrippenfiguration greift schnell auf die Dombauhütte in Wien über, wo Laurenz Spenning und Hans Puchsbaum in der Kartause Gaming und am Stephansdom Bogenrippen applizieren. Der Planriss Inv. 16.818 im Kupferstichkabinett Wien zeigt den Plan der Westempore der Kartause Gaming, die 1456 von Laurenz Spenning ein neues spätgotisches Gewölbe bekommen hat (Abb. 150).²⁷⁵ Das Motiv der Bogenrippen, die sich zu sphärischen Rauten zusammenschließen, tritt auch in der, unter der Leitung Peter Pusikas (1449-1460), im Auftrag Friedrichs III.

²⁷¹ Vgl. Schmid 1920, S. 167.

²⁷² Vgl. Müller/Quien 1997, S. 51; vgl. Fehr 1965, Anm. 82, S. 109. Müller und Quien gehen so weit und wollen einen Zusammenhang zwischen den beiden mit Schling- und Bogenrippen ausgestatteten Emporen und dem Gewölbe der Prager Reiterstiege sehen. Sie gehen weiters davon aus, dass diese „*Figuration in unzerstückelter Rippenführung*“ eine Vorstufe zu dieser darstellt und zwischen 1490 und 1500 errichtet worden ist.

²⁷³ Vgl. Leidl 1990, S. 46.

²⁷⁴ Böker 2005, S. 234.

²⁷⁵ Ebd., S. 67.

gebauten Georgskapelle in Wiener Neustadt auf (Abb. 151).²⁷⁶ Somit belegt Brucher, dass sich noch vor der Einführung von Bogenrippen im Stephansdom, ein Bogenrippengewölbe in Wiener Neustadt befunden hat. Doch erst mit Laurenz Spenning wird durch die Anbringung von Bogenrippen am architektonischen Herz der Wiener Bauhütte ihre Salonfähigkeit hergestellt und gefestigt.

Im Langhaus von St. Stephan beginnt die „erste noch schüchterne Rippenkurvatur mit Abrundungen von Ecken zwischen den Jochen“.²⁷⁷ Brucher betonte, dass Hans Puchsbaum mit der „Inauguration der Bogenrippe, im Rahmen der spätgotischen Baukunst Österreichs, eine Pionierleistung geglückt ist“.²⁷⁸ Auch in der Literatur wurden die zwei Plangrundrisse von St. Stephan (Inv. 17.030 und Inv. 16.863) mehrheitlich Hans Puchsbaum²⁷⁹ zugeschrieben (Abb. 152,153). Böker jedoch widerspricht in seinem umfassenden Werk über die gotischen Planrisse dieser Entwicklung und schreibt das Langhausgewölbe Laurenz Spenning zu (Abb. 155-157).²⁸⁰ Auf diesen Planrissen sind erstmals gebogene Rippen, welche die Stichkappen des Mittel- und Seitenschiffes zieren, auf Wiener Boden umgesetzt worden.

Ein für die Spitalkirche in Leonfelden sehr interessantes Blatt im Wiener Kupferstichkabinett (Inv. 17.005) zeigt eine Gewölbefiguration, die durchaus formale Ähnlichkeiten mit der Spitalkirche aufweist (Abb. 154).²⁸¹ Der Riss zeigt eine Gewölbefiguration aus kurvierten Rippen von einem Kapellen- oder Chorgrundriss mit Polygonschluss in fünf Seiten eines Achtecks. Ähnlich der Spitalkirche streben die Schlingen nicht axial zum Scheitelmittelpunkt, sondern deuten diagonal zum Jochmittelpunkt. Entgegen einer ab 1500 jochverschleifenden Tendenz werden durch diese Anordnung die einzelnen Jochgrenzen betont. Während in der Spitalkirche das Gewölbe nur Schlingen aufweist, demonstriert der Riss im Scheitelmittelpunkt eine zusätzliche Formation mittels Kreisen, welche die Jochgrenzen überlappen und dadurch zu einer Vereinheitlichung des Gewölbes führen. Das Wasserzeichen des Blat-

²⁷⁶ Vgl. Brucher 1990, S. 196; vgl. Schwarz 1980, S. 247.

²⁷⁷ Vgl. Clasen 1954, S. 80.

²⁷⁸ Brucher 1990, S. 190.

²⁷⁹ Wagner-Rieger 1988, S. 193-194. Hans Puchsbaum, der Baumeister der Bauhütte in St. Stephan in Wien ist ein gutes Beispiel für die intensive Reisetätigkeit im Mittelalter und für die Verbreitung von fachmännischem Baumeisterwissen. Er scheint 1417-1421 im Ulmer Hüttenbuch auf und in St. Stephan ist er ab 1447 belegt. Im Land ob der Enns ist Hans Puchsbaum 1443 für den Neubau der Stadtpfarrkirche in Steyr belegt (vgl. Steyrer Viertellade).

²⁸⁰ Vgl. Böker 2005, S. 341; vgl. S. 156, S. 67.

²⁸¹ Vgl. Ebd., S. 317. In der Literatur wurde dieses Blatt oftmals Anton Pilgram zugeschrieben; vgl. Feuchtmüller 1951, S. 21; vgl. Grimschitz 1953, S.116; vgl. Hainisch 1962, Nr. 50.

tes ergibt eine Datierung zwischen 1525 und 1530, jedoch setzt Böker diese „*sehr einfache Figuration*“, die seiner Ansicht nach „*in der Wiener Hütte seit 1500*“²⁸² gelehrt wurde, mit einer Schülerzeichnung gleich.²⁸³

2.3.2. Die Bogen- und Schlingrippenanwendungen in Wien

Der Orgelfuß von St. Stephan in Wien

Der Orgelfuß (um 1515) von St. Stephan wurde in der Literatur seit jeher mit dem Namen Anton Pilgram und mit dessen stilbildendem Einfluss auf die Bogen- und Schlingrippengewölbe verbunden (Abb. 158). Seit der Publikation von Böker wird jedoch ein anderer Name mit den Bogenrippen in Verbindung gebracht, was jedoch die Auswirkungen der Stilübernahme dieser Architektur nicht beeinträchtigt.²⁸⁴ Er vermutet hinter der Autorenschaft nicht Anton Pilgram, sondern den „*1515 als Dombau-meister entlassenen, aber weiterhin tätigen Jörg Öchsl als möglichen Planverfasser*“.²⁸⁵ Öchsl wurde noch während seiner Amtszeit 1510 wegen Streitigkeiten offiziell von Anton Pilgram aus Brünn abgelöst, durch alte Aufzeichnungen war der Orgelfuß schon „*vsat halben tayl zue einem orgelfues gemacht*“.²⁸⁶

Einer der im Kupferstichkabinett in Wien befindlichen Risse vom Orgelfuß in St. Stephan (Inv. 16.856, um 1515)²⁸⁷ verweist auf das „*Grundmotiv, die aus divergierenden Rippen gebildete Schlaufe, (die...) sich im Entwurf des Orgelfußes in St. Stephan*“²⁸⁸ findet (Abb. 160). Ebenso lassen sich drei zusammenhängende Schlaufen erfassen, die sich nach geraden Rippenstücken kreisförmig schließen und im Kreis aneinanderreihen. Während in Wien um 1515 der Orgelfuß entstand, war das Motiv der Bogenrippen schon donauweit verbreitet, jedoch fand es in Kombination mit Schlingrippen im architektonischen Bereich durch den Orgelfuß einen wichtigen Wegbereiter, dessen Ausläufer u. a. in Königswiesen und Weistrach kulminierten.

²⁸² Böker 2005, S. 317.

²⁸³ Vgl. Ebd., S. 392; vgl. Koepf 1969, S. 8.

²⁸⁴ Vgl. Böker 2005, S. 149.

²⁸⁵ Ebd., S. 392.

²⁸⁶ Ebd., S. 38-40.

²⁸⁷ Vgl. Ebd., S. 295-296. Der Plan des Orgelfußes in St. Stephan (Inv. 16.985) weist ein Wasserzeichen mit einer Datierung um 1528 auf. Diese Skizze dürfte somit ein Studienwerk des schon vorhandenen Orgelfußes sein und stammt nicht aus der Planungsphase.

²⁸⁸ Ebd. S. 392.

Die Durchfahrtshalle vom Palais Niederösterreich

Während am Stephansdom die ersten bauplastischen Schlingrippen konstruiert wurden, folgten bald in der Wiener Profanarchitektur die erste kreisförmige Schlingrippengewölbefiguration. Dieses Paradebeispiel Wiener Schlingrippenfiguration ist die um 1515 erbaute Durchfahrtshalle des ehemaligen Niederösterreichischen Landhauses in Wien (Abb. 159,162). Die Datierung des NÖ Landhauses ist nicht vollständig gesichert, jedoch legt sich die Mehrheit der Autoren auf eine Datierung zwischen 1513 und 1516 fest.²⁸⁹ Somit entspricht sie der Entstehungszeit der Spitalskirche. Der Planverfasser ist ebenfalls nicht bekannt, er wird aber seit jeher in Verbindung zur Dombauhütte gebracht. Clasen stellte ihn 1958 in den Zusammenhang mit dem Dombaumeister Anton Pilgram.²⁹⁰ Koepf schrieb diesen Riss 1969 einem „anonymen Zeichner ‚PI‘“²⁹¹ zu, der sich ebenfalls im Umfeld der Wiener Dombauhütte bewegt. Die neuere Forschung unter Böker vermutet mittlerweile Jörg Öchsl, den 1511 verstorbenen Dombaumeister, als den Autor dieser Gewölbefiguration.²⁹² Charakteristisch sind die kreismotivierten Schlingrippen, die sich einheitlich über die Gewölbezone ziehen. Die Rippen sind in mehrfach dynamisierender Form profiliert und zeugen von höchst qualifizierter Steinmetzarbeit. Selbst das Motiv der Verstärkung wurde ansatzweise in die Struktur der Rippen hinein gearbeitet. Ihre differenzierte Struktur verstärkten die Dynamik und Plastizität dieser Figuration. Böker bringt diese Arbeit in Verbindung mit dem Gewölbe der Weistracher Pfarrkirche, was eine Verbindung zu Steyr dokumentiert.²⁹³

Die Spitalskirche St. Anna

Neben dem Palais Niederösterreich, dem ehem. Niederösterreichischen Landhaus, deren ehemalige Durchfahrtshalle mit einem viersternigen Schlingrippengewölbe zwischen 1513-1516 ausgestattet wurde, weiß man von einer weiteren Kirche Wiens, die ursprünglich im Gewölbe Bogenrippen aufgewiesen hat, aber heute leider nicht mehr erhalten ist. Im Kupferstichkabinett befindet sich der Stich Inv. 17.075, der auf eine ehemalige Wiener Spitalskirche verweisen könnte (Abb. 163). Das erste Mal

²⁸⁹ Vgl. Böker, S. 292f.; vgl. Dehio WI 2003, S. 524.

²⁹⁰ Vgl. Clasen 1958, S. 81.

²⁹¹ Koepf 1969, S. 5.

²⁹² Vgl. Böker 2005, S. 40.

²⁹³ Vgl. Ebd., S. 392.

schrieben Perger und Brauneis diese Gewölbefiguration der Kirche des Pilgerspitals St. Anna zu, die 1547 auf dem Wolmuetplan eingezeichnet ist (Abb. 164).²⁹⁴ Böker datiert aufgrund des Wasserzeichens, das sich auf anderen zahlreichen Rissen im Kupferstichkabinett findet, den Kapellengrundriss in die Zeit um 1515.²⁹⁵ Das Entstehungsdatum 1514-1518 dieser Spitalskirche in Wien steht im direkten zeitlichen Zusammenhang mit der Erbauung der Leonfeldner Spitalskirche. Besteht die Leonfeldner Spitalskirche aus einer dreijochigen Saalkirche, war ihr Wiener Pendant eine vierjochige Saalkirche (Abb. 163), die an das hundert Jahre zuvor erbaute Pilgerspital angeschlossen ist, mit Strebepfeilern und Dachreitern über dem westlichen Giebel. Ähnlich der Spitalskirche in Leonfelden besitzt die Annenkirche drei flache Kapellen zwischen den Strebepfeilern mit kurzen Tonnenabschnitten. Auch ein Dachreiter befand sich über dem westlichen Giebel.²⁹⁶ Das originale spätgotische Gewölbe ist nicht mehr erhalten, da zwischen 1629-33 die Kirche schwerwiegend umgebaut wurde (Abb. 164).²⁹⁷ Der gotische Chorschluss wurde abgebrochen, ebenso der Dachreiter und das Gewölbe mit den Bogenrippen, so dass es sich nicht mehr rekonstruieren lässt.²⁹⁸ Die St. Annakirche ist im Wolmuetplan die einzige Kirche mit einer bogenförmigen Gewölbefiguration. Vermutlich ist das Gewölbe zwar nicht wirklichkeitsgetreu abgebildet, aber es liefert einen konkreten Hinweis auf ein besonderes kreismotiviertes Gewölbe oder eine vergleichbare Figuration wie es „für die letzte Phase spätgotischer Architektur im Donauraum charakteristisch“²⁹⁹ ist. Während im Wiener Stephansdom der Orgelfuß konstruiert wurde und das Niederösterreichische Landhaus mit seinen kreismotivierten Bogenrippen errichtet wurde, beeinflusste die Einwölbung vom Langhaus in Steyr (Abb. 168) mittlerweile weite Teile Niederösterreichs und die westlichen Teile Oberösterreichs.

²⁹⁴ Vgl. Perger/Brauneis 1977, S. 254.

²⁹⁵ Vgl. Böker 2005, S. 392. Er verweist auf den halbierten Nordturmgrundriss, Inv. 16.820, Kanzeltreppe und Orgelfuß, Inv. 16.855f; Grundriss des Südwestbaldachins, Inv. 16.928, aber auch auf den Gewölbezeichnungen von Monzingen, Inv. 16.936 und Meisenheim, Inv. 16.986 und 17.053.

²⁹⁶ Vgl. Dehio WI 2003, S. 14. Die südliche Schiffseite grenzt zur Annengasse mit eingebauter südlicher Seitenfassade um 1630 mit gerader Erdgeschossfront der frühbarocken Seitenkapellen, darüber aufragenden barockisierten Strebepfeilern mit verkröpften Kranzgesimsen, M. 18. Jh. zwischen steingerahmten Rundbogen- und querovalen Lukenfenstern.

²⁹⁷ Vgl. Böker 2005, S. 392; vgl. Perger/Brauneis 1977, S. 254.

²⁹⁸ Dehio WI 2003, S. 14.

²⁹⁹ Vgl. Perger/Brauneis 1977, S. 254.

2.4. Die Viertellade von Steyr und die Anwendung von Bogenrippen

2.4.1. Die Entwicklung der Bauhütte und der Gewölbemotive

Im Jahre 1443 wurde der Neubau der Stadtpfarrkirche, die den Heiligen St. Ägidius und St. Koloman geweiht wurde, begonnen. Zu diesem Anlass wurde die Wiener Dombauhütte ersucht, eine Gründungsgenehmigung einer Filialhütte (Viertellade) in Steyr auszustellen.³⁰⁰ Mit der Leitung der Bauhütte wurde Hanns Puchsbaum, Meister der Wiener Bauhütte, betraut, wie der Steyrer Historiograph Valentin Preuenhuber mitteilte.³⁰¹ Die kunsthistorische Forschung übernahm daraufhin mehrheitlich Hans Puchsbaum als Planverfasser der Stadtpfarrkirche.³⁰² Er verweilte aber nicht lange in Steyr, denn 1446 wurde er zum Dombaumeister an die Wiener Bauhütte bestellt. Dort übernahm er bis zu seinem Tod 1454 die Einwölbung des Stephansdomes in Wien.³⁰³ Dass die Steyrer Pfarrkirche im engen Zusammenhang mit dem Stephansdom steht, zeigt die offensichtliche Nachahmung der Form des Albertinischen Chores, die Verwandtschaft der Vierparallelnetzgewölbe im Chorgewölbe von Steyr mit der Figuration im Langhaus von St. Stephan, sowie die gleichartige Ausführung von Bündelpfeilern (Abb. 157,165).³⁰⁴ Auf diese vielfach diskutierten und oftmals detailliert ausgeführten Studien kann hier nicht näher eingegangen werden, da dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Hans Puchsbaum als Planverfasser von Steyr wird von Böker in Frage gestellt, vielmehr schreibt er die Einwölbung Laurenz Spenning, seinem Nachfolger an der Wiener Dombauhütte zu und datiert diese Arbeit in die 70er Jahre des 15. Jahrhunderts.³⁰⁵ Der Chorgrundriss der Steyrer Stadtpfarrkirche (Inv. 16.890) zeigt in den zwei Seitenkapellen zwischen den jeweils im Joch angelegten Rautengewölben eine Einschreibung von kreisförmigen Bogensegmenten. Diese bewirken zwischen den Diagonalrippen der einzelnen Joche eine formale Auflockerung (Abb. 167). Weiters finden sich Bogenrippensegmente in den 3/8 Chorpolygonen der Seitenschiffe.³⁰⁶

³⁰⁰ Vgl. Buchowiecki 1952, Anm. 4, S. 151; vgl. Preuler 1997, S. 8.

³⁰¹ Vgl. Koch 1993, Anm. 2, S. 26,

³⁰² Vgl. Böker 2003, S. 204-205.

³⁰³ Vgl. Koch 1993, S. 26.

³⁰⁴ Vgl. Ebd., S. 37-38.

³⁰⁵ Vgl. Böker 2005, S. 205.

³⁰⁶ Vgl. Böker 2005, S. 205. Zwei weitere Grundrisse vom Chor der Stadtpfarrkirche (Inv. 17.052 und Inv. 17.029) werden als Kopien dieses Risses behandelt.

Mert Kranschach übernahm nach Puchsbaums Tod 1454 die Leitung der Bauhütte in Steyr. In der Literatur ist man überwiegend der Meinung, dass er aus dem böhmischen Raum stammt, da er eine fünfblättrige Rose als Steinmetzzeichen führt.³⁰⁷ In seinen Bereich fiel die Einwölbung der Seitenchöre (Abb. 166). Berndl zieht ebenfalls als Planverfasser des Steyrer Gewölbes den Steyrer Werkmeister Mert Kranschach in Betracht, lässt aber die Möglichkeit nicht außer Acht, dass sein Nachfolger mit den Karomotiven in den Seitenschiffen etwas zu tun hat.³⁰⁸ Seine herausragende Leistung ist vor allem in der Umsetzung der Bogenquadrate und Kassetten zu suchen, die zum Leitmotiv der Steyrer Bauhütte wurden und die in mehreren Kirchen im Steyrer Umkreis zum Tragen kam.³⁰⁹ Das Kassettenmotiv wurde in vielfältigen Varianten in Ober- und Niederösterreich angewandt. Feuchtmüller war einer der ersten, der anlässlich einer Landesausstellung dieses spezifische Kassettenmotiv eindeutig der Steyrer Hütte zuschrieb.³¹⁰ Mert Kranschach war fast dreißig Jahre an der Bauhütte in Steyr oberster Meister, ehe er sie 1482 wegen Veruntreuung verlassen musste.

Auf ihn folgte ein gewisser Wolfgang Tenk, dessen Name und Steinmetzzeichen am Titelblatt des Admonter Hüttenbuches von 1475 verewigt ist (Abb. 169). Um 1500 kam es dort zu einer regen Bautätigkeit im Umfeld des Stiftes, wo Pfarr- und Filialkirchen oft mit kurvierten Rippengewölben ausgeführt wurden. Somit war Tenk mit den gekurvten Rippenformationen vertraut und führte den Steyrer Baubetrieb von 1482 bis zu seinem Tode im Jahre 1513. Es wird angenommen, dass er vor allem für den Ausbau der Stadtkirche und für die Errichtung des Hallenlanghauses verantwortlich war (Abb. 167).³¹¹ Offenbar war er nicht genügend mit Arbeit eingedeckt, denn neben Steyr war er auch in Grein tätig, wo er zwischen 1491 und 1493 nachweisbar am Bau der Greinburg beteiligt ist.³¹² Dennoch war sein eigentlicher Hauptauftrag die Errich-

³⁰⁷ Vgl. Schwarz 1980, S. 50; vgl. Koch/Prokisch 1993, S. 45; vgl. Preuler 1997, S. 26.

³⁰⁸ Vgl. Berndl 2003, S. 63.

³⁰⁹ Vgl. Koch 1993, S. 47.

³¹⁰ Vgl. Feuchtmüller 1965, S. 222.

³¹¹ Vgl. Böker 2005, S. 43.

³¹² Vgl. Loidol/Schultes 2002, S. 158. Neben Wolfgang Tenk aus der Steiermark sind namentlich genannt: Meister Colman und Jörg, Matheus Plasenstein, Hans aus Linz, Meister Bartholomäus aus Salzburg und Polier Thoman. Das Zellengewölbe in der Burg Grein lässt auf sächsischen Einfluss schließen. Es wurde in diesem Zusammenhang ein Baumeister Arnold von Westphalen genannt.

tung der Stadtpfarrkirche in Steyr, mit der er bis über seinen Tod hinaus verbunden blieb. 1513 wurde er in dieser Kirche auch begraben.³¹³

Ab 1514 bis vermutlich zum Ende der Zwanziger Jahre, also zur Zeit der Errichtung der Spitalskirche, war in Steyr Hans Schwettichauer (Schwedehover) als Nachfolger von Wolfgang Tenk angestellt.³¹⁴ Hans Schwettichauer kam ebenfalls wie Wolfgang Tenk aus der Steiermark und war für das Einziehen des Langhausgewölbes zuständig, vor allem für die Wölbung des Langhauses, die Errichtung der nördlichen Vorhalle und der südlich von dieser angebauten rechteckigen Kapelle (Abb. 170,171).³¹⁵ Das Bauvorhaben wurde jedoch 1522 abrupt beendet, da ein großflächiger Stadtbrand das Langhausgewölbe zerstörte. Danach wurde das Langhaus vorübergehend geschlossen, bis 1628 wieder ein neues Gewölbe errichtet werden konnte.³¹⁶ Das zerstörte Gewölbe dürfte jedoch ursprünglich mit Bogenrippen figuriert gewesen sein. Böker glaubt, an den Pfeileransätzen erkennen zu können, *„dass hier ein Gewölbe mit kurvierten Rippen zur Anwendung gekommen war, wie es inzwischen zu einem Standard in der Admonter Bauhütte geworden war.“*³¹⁷ Nach dem Brand und der damit verbundenen Zerstörung des Langhausgewölbes wurde die Arbeit Schwettichauers vermutlich weitgehend beendet. Diese These wird von der Tatsache unterstützt, dass 1525 Schwettichauer mit dem Attribut ‚*gewesener*‘ Baumeister in Steyr urkundlich festgehalten wird.³¹⁸ Danach ist er später (1529) in der Burg zu Linz, in Enns und im Schloss Neubau bei Hörsching fassbar.³¹⁹

Angesichts zweier weiterer sakraler Bauten in Steyr lässt sich die Modeströmung von gebogenen Rippen in der künstlerischen Hochburg Steyr Anfang des 16. Jahrhunderts weiter untermauern.

2.4.2. Das Bogenrippengewölbe der Bürgerspitalskirche

Bogenrippen sind in Steyr neben denen der Stadtpfarrkirche auch in der Bürgerspitalskirche und in der Bruderhauskirche vorhanden. Die Bürgerspitalskirche wird 1517

³¹³ Vgl. Preuler 1997, S. 28.

³¹⁴ Vgl. Preuler 1997, S. 27.

³¹⁵ Vgl. Koch 1993, S. 51.

³¹⁶ Vgl. Brandl 2003, S. 69.

³¹⁷ Vgl. Böker 2005, S. 43.

³¹⁸ Vgl. Koch 1993, S. 50.

³¹⁹ Vgl. Preuler 1997, S. 27.

mit dem Terminus ‚*gewölbt*‘ bezeichnet. 1519 wurde dort ein eigener Priester angestellt, was die Fertigstellung unterstreicht (Abb. 172-174).³²⁰ In den Jahren 1784 und 1785 wurde die Kirche durch das Einziehen einer Decke und anderen Umbauten zum Pfarrhof umfunktioniert. Obwohl die von den Ecken emporstrebenden Bögen im Zentrum der Joch sphärische Quadrate bilden, die durch Maßwerkverzierungen hervorgehoben werden, zeigt diese Formation den Trend von der Verwendung der Bogenrippen im Gewölbebau vor allem bei kleineren Stadt-, Land- oder Filialkirchen. Gebogene Rippen, Verzierungen mit Maßwerk und die Akzentuierung der Joche stehen im Vordergrund (Abb. 168,169). Von auffällender Ähnlichkeit zur Spitalskirche ist die Verstärkung in der Portalgestaltung. Die zweifache Profilierung der Verstärkungen im Gewände entspricht genau dem Zeit- und Hüttenstil, der auch in Bad Leonfelden angewendet wurde (Abb. 175).

2.4.3. Das Bogenrippengewölbe der Bruderhauskirche

Ein weiterer kleiner sakraler Bau von Steyr zeigt ebenfalls Bogenrippen. Die Bruderhauskirche, um 1511 datiert, ist eine Saalkirche und besteht aus drei Jochen und einem dreieckigen Chorabschluss. Sie ist mit einem Rautennetzgewölbe aus Bogenrippen ausgestattet (Abb. 176,177). Obwohl das Netzrippengewölbe dominiert, wird es durch die Bögen und Schlingen, welche sich im Gewölbescheitel treffen, aufgelockert. Vom westlichen Eingang des Spitals wird, beginnend mit dem vorerst fragmentarisch erscheinenden Gewölbe bis hin zur Ausformulierung von Schlingen in der Apsis - die Differenzierung sichtbar. Die abrupt endenden Rippen scheinen nicht hausgemacht zu sein. Berndl stellt in diesem Formenvokabular den Zusammenhang zur Rosenberger Hütte her.³²¹ Dieses Stilmittel der abrupt endenden und abgeschnittenen Jochenden verdeutlicht den Einfluss zur Rosenberger Hütte, wo dieses Formvokabular bestimmenden Charakter hat (siehe Kapitel *Rosenberger Hütte*). Auch sind die Rippen doppelt profiliert, wie sie überwiegend in Wien, Prag und Südböhmen vorkommen.

³²⁰ Vgl. Berndl 2003, S. 229-231.

³²¹ Vgl. Berndl 2003, S. 232- 234.

2.4.4. Das Chorgewölbe in der Pfarrkirche Obergrünburg

Im oberösterreichischen Traunviertel liegt die ländliche Pfarrkirche von Obergrünburg, die ebenfalls ein Bogenrippengewölbe trägt. Sie liegt im westlichen Einflussbereich von Steyr und zeigt mehrere Parallelen zur Spitalskirche. Die Kirche ist ein einschiffiger, dreijochiger Sakralraum mit einem 3/8-Schluss im Chor. Das Chorpolygon trägt ein Bogenrippengewölbe, das spätestens 1519 fertig gestellt war. Die Pfarrkirche wurde am 20. Mai 1519 durch Titularbischof Bernhard Meurl geweiht, was bedeutet, dass das Presbyterium schon überwölbt worden war.³²²

Das Bogenrippengewölbe im Chor entspricht der gleichen Figuration der Spitalskirche, jedoch wird es in Obergrünburg mit sphärischen Rauten über das ganze Chorgewölbe gezogen (Abb. 178), das durch einen massiven Triumphbogen vom Langhaus getrennt wird. Das Gewölbe lagert auf Konsolen, welche die Gewölbeanfänger halten. Durch die eng aneinander liegenden, zum Gewölbescheitel gestreckten Bögen entsteht der Eindruck eines Netzes. Diese Vernetzung steht im klaren Unterschied zu den weitmaschigen Bögen in der Spitalskirche. Auch unterscheiden sich die Figurationen in Obergrünburg und Bad Leonfelden durch unterschiedliche Übergänge vom Chorjoch in den Abschluss des Chorpolygons. Das figurierte Gewölbe im Langhaus der Leonfeldner Spitalskirche dringt sehr homogen in das Chorgewölbe ein, wo es in einer retardierenden Sternfiguration endet (Abb. 90). In Obergrünburg allerdings werden selbst die Bogenrippen bis in das Chorpolygon hineingetragen. Obergrünburg stellt somit eine einheitlichere und innovativere Verarbeitung der Thematik dar. Die Leonfeldner Spitalskirche bezeugt wiederum eine Synthese zwischen alteingesessenen formalen Traditionen, wie die Kombination des Bogenrippengewölbes mit dem Stern im Chorpolygon unterstreicht.

2.4.5. Gewölbeformationen in der Pfarrkirche von Aschbach

Eine zur Spitalskirche fast identische Figuration liegt auf der östlichen Seite des Steyrer Einflussbereiches. Im niederösterreichischen Aschbach lassen sich ebenfalls Bogenrippen in einer nahezu gleichen Figuration zur Spitalskirche in Bad Leonfelden finden. Die Pfarrkirche von Aschbach trägt im Südschiff der Staffelhalle ein Bogen-

³²² Vgl. Dehio OÖ 1956, S. 100.

rippengewölbe aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts (Abb. 179,180).³²³ Das kassettierte Bogennetzgewölbe im Chor verweist eindeutig auf das steyrische Hüttenwesen und ihre Konzentration im nahen Umkreis (Abb. 181). Eine eindeutige formale Parallele zur Spitalskirche in Bad Leonfelden bilden jedoch die Bogenrippen im Seitenschiff. Schon am Grundriss kann man die ähnliche Form der beiden Figurationen erkennen. Der Unterschied zur Bad Leonfeldner Filialkirche liegt in der Weiterführung der Bogenrippen vom Gewölbescheitel bis in die Stichkappe (Abb. 179). Damit wird der Bogen annähernd zu einer Schlinge erweitert und unterstreicht die Dynamisierung im Gewölbe. Das zentrale formale Element ist wiederum die Reihe alternierender sphärischer Rauten, die sich entlang des Gewölbescheitels ziehen. Betrachtet man die Zusammensetzung der Rippen, kann man erkennen, dass die sphärischen Rauten sich durch S-förmige Rippen, die sich überlappen, bilden. Es sind keine Bögen, die im Gewölbescheitel aneinander stoßen, sondern gebogene Rippen, die die ganze Quere des Gewölbes abdecken. Aus diesem Grund wirkt das Bogenrippengewölbe stärker dynamisiert.

Dieses Gewölbe bestätigt, dass im Umkreis der Steyrer Hütte diese spezifische Bogenrippenformation bekannt war, und sie für Seitenschiffsformationen oder kleinere Kirchen - wie zum Beispiel Bruderschaftskirchen oder Spitalskirchen - rezipiert wurde. Dass dieses Stilmittel nicht nur in Bad Leonfelden und im engen Umkreis von Steyr Verwendung fand, sondern sich auch südlich von Ober- und Niederösterreich ausbreitete, zeigt ein Beispiel aus der Steiermark, wo auch Bogenrippen formal ähnlicher Provenienz angewendet wurden.

2.4.6. Das Emporengewölbe der Pfarrkirche von Feldkirchen

Nördlich der Donau gibt es ebenfalls die Verwendung von Bogenrippen in formal ähnlicher Konstellation wie die in Bad Leonfelden. Das Langhaus der Pfarrkirche Hl. Michael in Feldkirchen an der Donau wird Ende des 15. Jahrhunderts bis ins erste Viertel des 16. Jahrhunderts datiert.³²⁴ Der Bau trägt ein unspektakuläres Netzrippengewölbe im Langhaus, die zwei Seitenschiffe werden durch Parallelrippen und durch die Mühlhauser Formation unterteilt (Abb. 182). Die einzigen Bogenrippen be-

³²³ Vgl. Dehio NÖ 2003, S. 81.

³²⁴ Vgl. Dehio MV 2003, S. 114.

finden sich unter dem südlichen Joch der Empore (Abb. 182,185). Diese Form der Bögen ist an einem Gewölbe in einer weniger prominenten Kirche angebracht. Dieser Umstand bestätigt erneut die Verwendung der Bogenrippen im Land- und Filialkirchenbau Anfang des 16. Jahrhunderts. Eine weitere bauplastische Übereinstimmung der beiden Kirchen bildet ein Schlussstein unter der Empore (Abb. 184). Er entspricht in den Proportionen den Rippen und in der Form den Schlusssteinen der Spitalkirche (Abb.103). Ein zusätzliches bauplastisches Element ist das nördliche Portal der Feldkirchner Kirche. Obwohl es differenzierter, detailgetreuer und mächtiger wiedergegeben wird als die Portale in der Bad Leonfeldner Spitalkirche, ist es ähnlich gestaltet (Abb. 79,183). Beide Portalformen zeigen doppelt profilierte Gewändeformen, die sich jeweils in den Ecken mit den Profilierungen des spätgotischen Schulterbogens überschneiden.

2.4.7. Das Langhausgewölbe der Pfarrkirche von St. Lorenzen bei Knittelfeld

Die ländliche Pfarrkirche von St. Lorenzen im Mürztal ist eine vierjochige Saalkirche mit einjochigem Chor samt 5/8-Abschluss (Abb. 187). Das Bogenrippengewölbe dieser spätgotischen Pfarrkirche wurde nach 1500 angebracht (Abb. 186).³²⁵ Die gewundenen Rippen in den mittleren Jochen im Langhaus lagern auf Konsolen. Selbst diese bauplastischen Details bestätigen die Ähnlichkeiten mit den Konsolen der Spitalkirche (Abb. 91,188). Sie sind kegelförmig gestaltet, der Übergang zum Gewölbeanfänger wird mittels eines runden Wulstes deklariert. Diese Konsolen bestätigen den alltäglichen Einsatz solcher kegelförmig ausgearbeiteter bauplastischer Details. Zurück zur Gewölbeformation. Die Figuration ist in den mittleren Jochen ähnlich wie in der Bad Leonfeldner Spitalkirche aufgebaut, jedoch wurde sie zugunsten des Pfarrkirchenstatus differenzierter ausgeführt. Das Gewölbe verfeinert sich je weiter es sich in Richtung des Chores bewegt, bis die Rippen einen vierteiligen Schlingensterne bilden. Diese ausdifferenzierte Formation der Bogenrippen mit den Übergang zum Sternschlingengewölbe weist stilistisch in das zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts (Abb. 186). St. Lorenzen statuiert hiermit ein weiteres Exempel von Bogenrippen auf österreichischem Boden. St. Lorenzen steht im Einflussbereich von Steyr,

³²⁵ Vgl. Dehio Stmk 1982, S. 455.

Admont, aber auch indirekt von Wien und belegt abermals eine rege Wanderschaft der spätgotischen Baumeister.

2.5. Zusammenfassung

Diese ausgesuchten Beispiele dokumentieren im Vergleich zur Spitalskirche den kontinuierlichen Einsatz von gebogenen Rippen, die ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts über Bayern nach Wien Einzug hielten. Steyr stand im Einflussbereich beider Hütten. Dass sich die Bogenrippenmotivik vor allem im Steyrer Raum zentrierte, untermauert Berndt in seiner Dissertation.³²⁶ Dass sich die Bauhütte in Steyr nicht isoliert weiterentwickelte, sondern die verschiedenen Baumeister aus den umliegenden Hütten Rosenberg und Admont integrierte, bestätigt Preuler. Sie untermauert, dass *„der Bau der Stadtpfarrkirche von Steyr, nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Herkunft seiner Baumeister (...) von verschiedenen Bauhütten beeinflusst wurde“*.³²⁷ Das Charakteristikum der Steyrer Hütte und ihres Umfeldes sind die Bogenrippen mit Kassettenmotivik, die im Steyrer Seitenschiff erstmals angewandt und danach oftmals in umliegenden Sakralbauten in verschiedensten Variationen übernommen wurden. Beispiele dafür sind Aschbach, Krenstetten und St. Valentin. Anfang des 16. Jahrhunderts lassen auch ähnliche und sogar fast idente Bogenrippenformationen in der Bürgerspitalskirche, sowie in der Bruderhauskirche in Steyr, finden. Dass auch die selbe Motivik abgewandelt im Umkreis von Steyr bis ins nördliche Mühlviertel bzw. bis in die Steiermark vordringt, bestätigen die Gewölbeformationen von Obergrünburg, St. Lorenzen bei Knittelfeld und die Spitalskirche in Bad Leonfelden. Vor allem zwei fast idente Bogenrippenanwendungen sind an der Donau entlang zu finden. Das Seitenschiffgewölbe in Aschbach und die Emporenunterwölbung in Feldkirchen untermauern die Häufigkeit in diesem Gebiet.

Baumüller hebt insbesondere in ihrer länderübergreifenden Arbeit über die Verbreitung der Bogenrippen den engen Zusammenhang der Bauhütten Steyr und Wien hervor, der schließlich in den reichen Bogen- und Schlingrippenfigurationen nieder- und oberösterreichischer Kirchen mündet.³²⁸ Zusammenfassend kann das Bogenrippengewölbe in der Spitalskirche in Leonfelden der Steyrer Bauhütte und ihrem Ein-

³²⁶ Vgl. Berndt 2003, S. 229.

³²⁷ Preuler 1997, S. 27.

³²⁸ Vgl. Baumüller 1989, S. 21.

flussgebiet zugerechnet werden. Ob und inwiefern sich die Spitalskirche auch der böhmischen Kunst zurechnen lässt, soll im folgenden Teil erläutert werden.

V. Die Spitalskirche im Einflussbereich der böhmischen Architektur

Die Nähe zu Tschechien, zirka sechs Kilometer zur Landesgrenze, war für (Bad) Leonfelden seit jeher ein bestimmendes Faktum. Die heutige Grenze zu unserem Nachbarland wurde 1290 von König Albrecht I. (1255-1308) festgelegt, und ist - bis auf ein paar Ausnahmen während der mittelalterlichen böhmischen Grenzfehden und in den Weltkriegen - immer beibehalten worden.³²⁹ Als der Leonfeldner Spitalskomplex errichtet wurde, amtierte das Geschlecht der Jagiellonen am Prager Königshof, das von 1471 bis 1526 über ein ausgedehntes Gebiet in Mittel- und Ostmitteleuropa herrschte. Der Name der Dynastie ist abgeleitet vom Namen des litauischen Großfürsten und polnischen Königs Jagiello (1351-1434). Sein Nachfahre Wladislaw II. übernahm 1471 als König von Böhmen die Regentschaft und regierte bis zu seinem Tod im Jahre 1516. Auf ihn folgte sein Sohn Ludwig, der bis 1526 das Amt inne hatte, ehe es an die Habsburger fiel.³³⁰ 1490 wurde Wladislaw II. zusätzlich zum König der Ungarn gewählt. Im selben Jahr verlegte er seine Residenz nach Buda/Ofen in Ungarn und besuchte Prag von da an nur noch dreimal (1497, 1502, 1509/10).³³¹ Trotz der Verlagerung des Königshofes von Prag nach Ofen, wurde die Prager Burg weiter ausgebaut, um den herrschaftlichen Anspruch aufrecht zu erhalten. Die Macht des Königs wurde auf die fürstlichen Geschlechter stellvertretend übertragen, unter anderem spielten die Rosenberger aus Südböhmen eine gewichtige Rolle, deren architektonischer Einfluss auch auf die Grenzregion des Landes ob der Enns überschwappte.

1. Die Rosenberger Bauhütte in Südböhmen

Als nun der Bau der Spitalskirche in Bad Leonfelden 1514 begonnen wurde, war Ried mittlerweile in Kuttendorf tätig. Durch das Schlingrippengewölbe im Wladislaw-

³²⁹ Vgl. Brosch 1932, S. 273.

³³⁰ Vgl. Fajt 2004, S. 17.

³³¹ Vgl. Kuthan 2003, S. 35. Als König Wladislaw II. an den ungarischen Königshof umzog, ernannte er vier Landeshauptmänner für das Königreich Böhmen, die das Land während seiner Abwesenheit zu verwalten hatten, unter anderem Peter IV. von Rosenberg, der 1497 zum obersten Hauptmann des Königreichs Böhmen wurde.

saal war er weitreichend bekannt, spätestens 1518 wurde am Annaberger Hüttentag in Sachsen seine wichtige Position bestätigt.³³² Während in Prag Benedikt Ried mit dem Bau des Wladislawsaals begann, entwickelte sich parallel dazu im Herrschaftsgebiet der Rosenberger in Südböhmen ein zweites Zentrum der Baukunst. Unter dem Geschlecht der Rosenberger wurden auch weite Teile des Landes ob der Enns architektonisch beeinflusst. Tatsächlich war das südböhmische Geschlecht der Rosenberger um 1500 auch im Besitz von oberösterreichischen Territorien, von dem eine weitere Entfaltung und Einflussnahme auf das regionale Bauwesen erfolgte. In der Literatur wurde auch mehrmals die Autorenschaft der Leonfeldner Spitalkirche fälschlicher Weise der Rosenberger Bauhütte zugeschrieben.³³³ Inwiefern die Rosenberger Architektur beim Bau der Spitalkirche eine Rolle gespielt hat, soll nun näher erläutert werden.

1.1. Das Geschlecht der Rosenberger

Das Geschlecht der Rosenberger ist bereits seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Südböhmen belegbar. Die Burg in Rosenberg an der Moldau (Rožmberk nad Vltavou) wurde von Wok I. Anfang des 13. Jahrhunderts als Familiensitz errichtet. 1259 wurde das Kloster in Viššý Brod/Hohenfurth als ihre Grablege gegründet.³³⁴ Schon vor den Hussitenkriegen spielte das Geschlecht der Rosenberger eine beherrschende Rolle, und zwar sowohl durch die Größe seiner Besitzungen in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht, als auch in seiner Rolle als Bauherren und Mäzene. Unter Heinrich I. von Rosenberg wurde 1302 die Residenz von der Burg in Rožmberk nad Vltavou/Rosenberg an der Moldau nach Böhmisch Krumau (Český Krumlov) verlegt, wo sie genau 300 Jahre lang im Besitz des Rosenberger Geschlechtes blieb. Ein zentraler Bau der Rosenberger, der schon vor den Hussitenkriegen begonnen wurde, stellt die Krumauer Stadtpfarrkirche St. Veit (1402-1439) dar (Abb. 193-194).³³⁵

Nach den Hussitenkriegen und dem darauf folgenden baulichen Niedergang begann erst wieder unter Peter IV. von Rosenberg (1462-1523) im ausgehenden 15. Jahr-

³³² Vgl. Donath 2011; Er bekräftigt außerdem den Einfluss Rieds auf den Baumeister der Annaberger Kirche, und auf die Albrechtsburg in Meißen.

³³³ Vgl. Obergottsberger 1983, S.3; vgl. Ladin/Wurzinger 1987, S. 5; vgl. Ladin/Wurzinger 1991, S. 149.

³³⁴ Vgl. Enneper 2005, S. 57-58.

³³⁵ Vgl. Fehr 1961, S. 94.

hundert ein reger Aufschwung in der Bautätigkeit Südböhmens.³³⁶ Mit dem Fortgang des Königs auf den Königshof in Ungarn verlagerte sich das Mäzenatentum auf hohe Landesfürsten und königliche Beamte. Vor allem das Geschlecht der Rosenberger hat auf politischer und wirtschaftlicher Ebene vom Weggang des Königs profitiert. Wesentlich für dessen Entwicklung war unter anderem der erste Rang der Rosenberger unter dem Adel, den König Wladislaw II. und der Landtag auf dem Landtag des Königreichs Böhmen im Jahre 1493 in seine Landesordnung einbezog.³³⁷ Peter IV. von Rosenberg, der von 1493 bis 1523 auf der politischen Bühne stand, war damit eine Zeit lang der mächtigste Mann im Land. Die Epoche der intensivsten Bautätigkeit deckt sich mit seiner Herrschaft und der damit verbundenen wirtschaftlichen Prosperität im Rosenberger Dominium.

1.2. Aufschwung der Rosenberger Bauhütte

Während seiner Regentschaft wurde der Grundstein für den spätgotischen Kirchenbau gelegt, der an der Wende zum 16. Jahrhundert regelrecht boomte.³³⁸ Allein im Rosenberger Dominium wurden zeitgleich nahezu 30 Kirchen und Kapellen um- oder neugebaut. Ein Merkmal der Rosenberger Bauhütte um die Jahrhundertwende vom 15. zum 16. Jahrhundert ist die Errichtung kleinerer Kirchen mit dem für die Rosenberger schon charakteristischen zweischiffigen Bautypus.³³⁹ Den quasi Anfangsbau nach den Hussitenkriegen stellt Gojau (Kájov) in der Nähe von Krumau dar (Abb. 189-192).³⁴⁰ Im Gegensatz zu Böhmen kamen zweischiffige Kirchen in Österreich schon ab dem 13. Jahrhundert auf, und im 15. und 16. Jahrhundert kam diese Struktur sehr häufig vor.³⁴¹ Um 1500 wurde fast zeitgleich in Rosenberg an der Moldau, Unterhaid (Dolní Dvořiště), Vernitz (Vernice), Höritz (Hořice na Šumavě), Kalsching

³³⁶ Vgl. Fajt 2004, S. 18 -23. Ihr Herrschaftsgebiet umfasste das Königreich Polen samt dem Deutschordensland, Lauenburg/Lębork, Bütow/Bytów, Moldau und Masowien, das litauische Großfürstentum mit Wirchowsk, das Königreich Böhmen mit Mähren, Schlesien und der Lausitz, sowie das Königreich Ungarn mit Siebenbürgen, Sachsen, Slawonien, Dalmatione-Kroatien, Jajce, Srebrenica, Szörény und Sabac. Die Macht der Jagiellonen reichte somit von Smolensk und Weißrussland bis nach Bayern und von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Die wichtigsten böhmischen Adelsgeschlechter zu ihrer Zeit waren: die Rožmítaler, Persteiner, Sternberger, Rosenberger, Wartenberger, die Schwihau von Riesenburg, Kolovrater, Lobkowitz, Ilburger, Vitzthumer, Martinitzer, die Czernin, die Herren von Neuhaus, Hasenburg, Schellenberg, Weitmühl und die Smíšek von Wrchowscht.

³³⁷ Vgl. Kuthan 2003, S. 35.

³³⁸ Vgl. Lavička 2005, S. 102.

³³⁹ Vgl. Denkstein/Matouš 1955, S. 54.

³⁴⁰ Vgl. Höritz (Hořice), um 1500; Sobieslau (Soběslav) von 1493 - 1518; Meinetschlag (Malonty), Reichenau a. d. Maltzsch (Rychnov nad Malší), Kaplitz (Kaplice); Vgl. Pavelec 2005, S. 3 -14.

³⁴¹ Vgl. Brucher, S. 234-239, vgl. Kuthan 2003, S. 36.

(Chvalšiny), Schweinitz (Trhové Sviny), Suchental (Suchdol nad Lužnicí), Heuraffel (Přední Výtoň) und in Gratzen (Nové Hradky) gebaut und an weiteren Orten der rosenbergischen Herrschaft zu bauen begonnen.³⁴² Grund für diesen Bauboom war sicherlich die Manifestierung des katholischen Glaubens. So sind die Vielzahl südböhmischer Bauten als Zeichen der Stärkung des katholischen Bewusstseins gegen den anders gläubigen utraquistischen Norden Böhmens zu verstehen.³⁴³ Für den Führer der katholischen Partei Peter IV. bedeutete der Bau katholischer Kirchen eine Konsolidierung seines Herrschaftsgebietes, die er in vollem Maß unterstützte.

1.3. Hans Getzinger und die Institutionalisierung der Rosenberger Hütte

Der wirtschaftliche Aufschwung machte sich auch in Krumau bemerkbar. Die Residenzstadt der Rosenberger wurde 1497 mit königlichen Privilegien ausgestattet, die ihr zusätzliche Rechte einräumten. In dieser Zeit wurde die Krumauer Burg laufend erweitert und umgebaut. Zuständig für diese Bautätigkeiten war der aus Haslach stammende Baumeister Hans Getzinger.³⁴⁴ Von 1493 bis 1500 ist Hans Getzingers Arbeit am Bau des Palais von Peter IV. von Rosenberg belegt, bevor der Bayer Ulrich Pesnitzer nach Krumau kam und die Leitung der dortigen Hütte übernahm.³⁴⁵ Die wirtschaftliche Prosperität nach den Hussitenkriegen wirkte sich im südböhmischen Kirchen- und Profanbau so effektiv aus, dass nun eine öffentlich geregelte Arbeitsrechtsgrundlage für Steinmetze benötigt wurde. Auf Getzingers Verlangen stellte Peter von Rosenberg am 2. April 1497 in Krumau eine deutsch geschriebene Urkunde aus, welche die Einrichtung einer eigenen Bauhütte mit Zunft und Bruderschaft vorsah. Sie wurde der Passauer Haupthütte unterstellt und arbeitete nach deren Regeln und zwar *„inn der Mass vnnd Gestaltt, alls die bey der loblichen Haubthudten des Stiffts zw Passaw desselben Stainwerchs halben gebraucht werden“*.³⁴⁶ Damit richtete man sich in der Architektur bewusst nach Passau aus. Die Bauhütte von St. Stephan in Passau hatte in dieser Zeit Einfluss über *„weite Gebiete von Ober- und Nie-*

³⁴² Vgl. Fehr 1969, S. 335.

³⁴³ Vgl. Kuthan 2002, S. 295.

³⁴⁴ Vgl. Ulm 1983, S. 82ff. Dies entspricht dem Zeitstil um 1500, dem der Meister Hans, der aus der Familie Getzinger aus Haslach stammt und dessen Werkstatt bis nach Südböhmen ausstrahlte, Rechnung getragen hat. Der Name eines Verwandten steht auf dem Fragment einer Grabplatte am Turm, dort wird dieser als *„erber maister cherthan (Kajetan) Getzinger stainmetz burger allhie“* genannt.

³⁴⁵ Vgl. Lavička 2007, S. 160.

³⁴⁶ Neuwirth 1894, S. 521; vgl. F. Mareš, *Materialie k dějinám umění, uměleckého průmyslu a podobným. Památky archaeologické a místopisné*. XVI. Band, Sp. 300 bis 301, Nr. XIX, Prag 1894.

derbayern, Mähren, Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnten samt den angrenzenden Ländern Ungarn und Krain“.³⁴⁷ Somit fällt das ganze heutige Mühlviertel offiziell in den Wirkungsbereich. Da sich die Prager Bruderschaft der Steinmetze in ihrem Niedergang befand, war es eine logische Konsequenz, kompetente Werkmeister aus Bayern nach Südböhmen kommen zu lassen. Im Falle Getzingers stammt der Baumeister zwar aus Haslach, hatte aber - wie es sich zeigen wird - eine Ausbildung im Dunstkreis der Burghausener Schule erhalten. Nach der Ausarbeitung der gesetzlichen Grundlagen wurde Hans Getzinger am 3. August 1497 zum Hauptmeister des Steinmetzwerkes nämlich zum „*obristen Maister des Stainwerchs*“³⁴⁸ auf den Rosenberger Herrschaften ernannt.³⁴⁹

Während nun Benedikt Ried den Wladislawsaal in Prag einwölbte, war Getzinger der Leiter der Rosenberger Bauhütte geworden. Für den tschechischen Kunsthistoriker Kuthan steht fest, dass sein Arbeitsgeber Peter IV. von Rosenberg zweifelsohne mit dem Kunstschaffen Benedikt Rieds vertraut war. Auch wenn keine schriftlichen Quellen existieren, ist er davon überzeugt, dass Peter IV. und Benedikt Ried sich gekannt haben müssen.³⁵⁰ Weiters scheint es sehr wahrscheinlich, dass sein Steinmetz Hans Getzinger Ried persönlich kannte und mit seinem Werk in Prag vertraut war. Die Abkappung der Rippen in Getzingers Werk und die Verwendung der Schlingen und gebogenen Rippen zeigen die Adaption von Riedschen Formschemata und bestätigen somit diesen Sachverhalt.

2. Der Einfluss Getzingers auf die spätgotische Architektur in Südböhmen und Oberösterreich

Der tschechische Kunsthistoriker Lavička beschäftigte sich ausführlich mit den Ausführungen Getzingers und erfasste chronologisch die Zusammenstellung seiner Bauten. Seiner Meinung nach war Getzinger für mindestens drei prominente Kirchenbauten zuständig - für die Haslacher Kirche, die Kalschinger Kirche und die Rosenberger Pfarrkirche.³⁵¹

³⁴⁷ Schwarz 1980, S. 48.

³⁴⁸ Neuwirth 1894, S. 523. Die große Bautätigkeit auf den Rosenberger Herrschaften an den Klöstern, Kirchen, Schlössern, Städten und Märkten wird hier ausdrücklich erwähnt.

³⁴⁹ Vgl. Lavička 2007, S.160.

³⁵⁰ Vgl. Kuthan 2003, S. 35.

³⁵¹ Vgl. Lavička 2004, S. 93.

2.1. Das Gewölbe der Pfarrkirche in Haslach

Das erste ihm zugeschriebene Bauwerk ist die Haslacher Pfarrkirche auf österreichischem Boden. Ihr Netzschlingengewölbe wird traditionell als Werk von Hans Getzinger erachtet (Abb. 195). Lavička zählt es zu Getzingers ersten Errungenschaften, die er in seiner Geburtsstadt, wo er 1494 erwähnt wird, errichtet hat.³⁵² Die Einwölbung im Langhaus wird formal und stilistisch ihm zugeschrieben, letztlich ist die Zuschreibung aber nicht gesichert. Der oberösterreichische Markt war seit jeher eng mit den Rosenbergern verbunden. Haslach befand sich seit dem Jahre 1341 bis zu den Hussitenkriegen im Besitz ihres Geschlechts. In den Jahren 1483 bis 1599 besaßen sie es dann erneut. Die Steinmetzfamilie Getzinger ist über mehrere Generationen in Haslach nachweisbar.³⁵³

Das Langhaus wird nach neuesten Forschungsergebnissen zwischen 1500 und 1510 datiert.³⁵⁴ Der Grundriss zeigt ein einschiffiges, vierjochiges Langhaus mit dynamisiertem Gewölbe aus geraden und gebogenen Rippenstücken (Abb. 196,197). Das Gewölbe, das auf Diensten liegt, bildet durch die kreisförmigen Schlingen entlang des Scheitelmittelpunktes sphärische Rauten, die mit gebogenen Rippen in Maßwerkmanier ausstaffiert sind.³⁵⁵ Weiters ist das Gewölbe durch gewundene, sich überschneidende Rippenstücke und Verstärkungen mit abrupt endenden Rippen gekennzeichnet. Die Wölbungsformation mit charakteristischem Motiv des vierteiligen Schleifsternes in sphärischer Rautenrahmung im Gewölbescheitel ist auch in der Pfarrkirche Rosenberg zu finden (Abb. 205).

2.2. Das Gewölbe der Pfarrkirche in Kalsching (Chvalšiny)

Während es in Haslach keinen gesicherten Beleg für die Autorenschaft Getzingers gibt, ist es schriftlich gesichert, dass er in der Pfarrkirche von Kalsching, St. Maria Magdalena, das Gewölbe des Langhauses erbaut hat (Abb. 198,199). Das allmähliche Wachsen der Kirche in Kalsching (Chvalšiny) ist zumindest gut an den an ihr

³⁵² Vgl. Dehio MV 2003, S. 262. Pfarrkirche Hl. Nikolaus, urkundlich 1373 als ‚*Chiriche*‘ erwähnt, Langhaus wahrscheinlich von Hans Getzinger, 4. V. 15./1. V. 16 Jh.

³⁵³ Vgl. Leitner/Pendlmayr 1998, S. 8. Bis in die Barockzeit arbeiten Nachkommen der Familie Getzinger sehr erfolgreich. So hat ein Hans Getzinger das Portal der Stiftskirche in Schlägl (1623 - 1634) und ein Christoph Getzinger alle Steinmetzarbeiten an der Pfarrkirche von Rohrbach geschaffen (1699).

³⁵⁴ Vgl. Lavička 2007, S. 160.

³⁵⁵ Vgl. Solche Ausstaffierungen mit Maßwerkornamentik finden sich neben Haslach auch in einigen Mühlviertler spätgotischen Bauwerken wieder: in Freistadt, Hirschbach und Unterweißenbach.

angebrachten Jahreszahlen aus den Jahren 1489 bis 1507 zu belegen.³⁵⁶ Getzinger war dort vermutlich zwischen 1500 und 1514 für die Wölbung des Langhauses und für die Gewölbefiguration zuständig, wo auch 1996 seine Signatur gefunden wurde (Abb. 200).³⁵⁷ Er verwendet hier seine für ihn typischen Nietungen, die rein optischen Charakter haben (Abb. 202). Das Langhaus von Kalsching ist ein Saalbau, der durch vier Joche gegliedert wird. Die westlichen zwei Joche tragen eine Abwandlung der *Wechselberger-Harpurger-Figuration*, die durch gestückelte, jedoch gänzlich gerade Rippenstücke, zusammengesetzt wurde.³⁵⁸ Diese Figuration wird in den zwei östlichen Jochen im Wesentlichen beibehalten, vor allem beließ Getzinger die gleiche Musterung, die sich entlang des Gewölbescheitels in Richtung Chor fortsetzt. Er änderte jedoch durch die Platzierung von gewundenen Rippenstücken die Figuration an den Stichkappen, die durch drei Schlingen differenziert werden (Abb. 201). Diese Form von der Ausstaffierung von Gewölbesegmenten in Maßwerkmanier ähnelt wiederum dem Chor in Freistadt, dem Chor von Rosenberg und dem Gewölbe in Spulř.

2.3. Das Chorgewölbe der Pfarrkirche in Rosenberg (Rořmberk nad Vltavou)

Die Gewölbefiguration der Pfarrkirche in Rosenberg an der Moldau entspricht zu einem großen Teil der Figuration der Haslacher Kirche. Lavička belegt eindeutig, dass der Chor 1494 fertig gestellt worden ist (Abb. 203, 204).³⁵⁹ Der deutsch-böhmische Architekt Cechner sah den Wladislawsaal von Ried als Vorstufe und Einflussfaktor auf das Rosenberger Langhausgewölbe, von einer eigenen Bauhütte der Rosenberger wurde nichts erwähnt.³⁶⁰

Im Gegensatz zu Haslach, wo das Langhausgewölbe auf Diensten lagert, liegt das Chorgewölbe in Rosenberg auf mehrfach durchstrukturierten plastischen Konsolen, die zudem das Wappen der Rosenberger tragen (Abb. 206, 207). Die kreisförmigen Schlingen führen ebenfalls mit dynamischen Biegungen in die Gewölbemitte. Auffal-

³⁵⁶ Vgl. Kuthan 2003, S. 39.

³⁵⁷ Vgl. Lavička 2007, S. 160. Im Gewölbe des Langhauses ist inschriftlich Hans Getzinger als Baumeister genannt. Kuthan 2003, S. 41. Vor kurzem wurde hier am Gewölbe ein Inschriftenband mit dem Namen Getzinger freigelegt (Abb.). Das Gewölbe Getzinger entstand irgendwann zwischen den Jahren 1507 (Jahreszahl am Erker an der Westfront der Kirche) und 1514 (Jahreszahl auf dem Fresko des Jüngsten Gerichts beim Triumphbogen).

³⁵⁸ Vgl. Lavička 2007, S. 160.

³⁵⁹ Vgl. Lavička 2009, S. 153.

³⁶⁰ Vgl. Cechner 1929, S. IX. Leider sind bei den letzten Kirchenrestaurationen gerade auf den maßgebenden Kirchenbauten in Unterhaid, Rosenberg und Hohenfurth die Steinmetzzeichen abgedeckt worden, was Cechner sehr bedauert.

lend ist wiederum die Maßwerkornamentik in den sphärischen Rauten des Gewölbescheitels, die sich, wie vorher erwähnt, in ähnlichen Formen auch in Haslach, aber auch Freistadt und Spulř befinden (siehe Kapitel *Freistädter Hütte*).

2.4. Das Kapellengewölbe der Pfarrkirche St. Martin im Mühlkreis

Auf österreichischer Seite steht neben der Haslacher Pfarrkirche die Südkapelle von St. Martin im Mühlkreis eindeutig in Getzingers Einflussbereich. Die südliche Marienkapelle wurde um 1519 gebaut.³⁶¹ Sie besteht aus einem zweijochigen Anbau und endet mit einem 5/8 Schluss (Abb. 208). Fehr schrieb die südliche Kapelle zwar der Passauer Hütte zu, jedoch widerspricht das Gewölbe mit der spezifischen Rippenabkappung und -bögen dieser These.³⁶²

Mit dem ausgearbeiteten rosenbergerischen Formvokabular von Lavička kann eine Zuschreibung an die Rosenberger Bauhütte sicher erfolgen. Das Gewölbe trägt wiederum das Grundmotiv Getzingers, die ‚*Wechselberger-Harpurger-Figuration*‘, die entlang des Gewölbescheitels zudem länglich verzerrte Rauten bilden. Diese sind mit gebogenen Rippen in Maßwerkmanier ausgefüllt. Die Rippen überschneiden sich abwechselnd stern- und dreieckförmig.

Eine in das Auge des Betrachters fallende Eigenart stellt die einmalige Nietung der Rippen im Kapellenpolygon dar. Nach der Ansicht Baumüllers führte eine Fehlplanung des Baumeisters zu dieser wagemutigen Konstruktion mittels illusorischer Nietung in der 1519 vollendeten Südkapelle (Abb. 209,210).³⁶³ Dieser Meinung schließen sich Müller und Quien an.³⁶⁴ Mit den oben angeführten Einordnungsschemata lässt sich jedoch zweifellos die Zuordnung zur Rosenberger Schule darlegen. Die illusiv Nietung der Rippen ist demnach ein vom Baumeister provoziertes Element, und kein zufälliges Versagen der Steinmetze. Der Planer dieses Gewölbes verbindet technisches Know-how mit explosiv wirkender Ästhetik und schafft damit eine für den Betrachter ungewöhnliche Anschauungsweise. Der Meister des Kapellengewölbes von St. Martin rezipiert den gleichen Stil, den Getzinger auch in Kalsching angewendet hat.

³⁶¹ Vgl. Dehio MV 2003, S. 727.

³⁶² Vgl. Fehr 1965, S. 232.

³⁶³ Vgl. Baumüller 1989, S. 32.

³⁶⁴ Vgl. Müller/Quien 1997, S.89.

2.5. Das Langhausgewölbe der Kirche St. Anna in Steinbruch

Die Filialkirche St. Anna in Steinbruch liegt weithin sichtbar zwischen St. Peter am Wimberg und der Ruine PürNSTein. Diese Filialkirche wurde zwischen 1509 bis 1514 an der Stelle einer Michaelskapelle als Stiftung Gregors von Starhemberg und seiner Frau Hedwig von Rosenberg gebaut.³⁶⁵ Am 23. Oktober 1514 weihten Bischof Wiguleus (1500-1517) von Passau und Bernhard Meurl, der Weihbischof von Passau, (1496-1522) die Kirche in Steinbruch.³⁶⁶ Damit wurde diese Filialkirche, die rund 25 km westlich von Bad Leonfelden steht, in dem gleichen Jahr fertig gestellt, in dem die Spitalskirche zu bauen begonnen wurde. Es gibt keinerlei Inschriften über den Baumeister, jedoch ist aufgrund stilistischer und formaler Ähnlichkeiten zweifelsohne die Rosenberger Bauhütte für die Errichtung zuständig. Obwohl das Netzrippengewölbe weder aus gewundenen Rippen, noch aus Bögen- bzw. Schlingen besteht, kann man an dem gesamten Eindruck die Zuschreibung zur Rosenberger Bauhütte sichern. Bemerkenswert ist die als Saalkirche konzipierte Filialkirche mit ihrem nördlichen zweijochigen Anbau, der westlich aus einer Gruftkapelle und östlich aus dem Altarraum besteht (Abb. 211). Ähnlichkeiten zur Spitalskirche in Leonfelden sind vor allem in den gefasten Spitzbogenarkaden auf einem mächtigen oktogonalen Mittelpfeiler, die im ländlichen Gebiet eine allgemeine Erscheinungsgültigkeit aufweisen, zu erkennen. Das Tonnengewölbe im Langhaus weist eine Rippenfiguration auf, die die Wesensmerkmale der Rosenberger Bauhütte zeigen (Abb. 212,213).³⁶⁷ Das Gewölbe wurde gemäß dem Status einer Filialkirche einfacher ausgeführt. Die Rippen sind jedoch zweifach profiliert, und die sternförmigen Überkreuzungen mit den abrupt abgekappten Rippenenden entsprechen der gleichen Art wie auch die bauplastischen Motive in St. Martin im Mühlkreis. Ebenso ragt die Qualität der Steinmetzarbeiten an den Konsolen der Gewölbeanfänger heraus, was wiederum für die Nähe zur Getzinger-Schule spricht (Abb. 213). Dem Zeitstil entsprechend sind die Basen der Dienste schräg geriefelt. Die verwandtschaftliche Nähe zwischen den Gründern der St. Anna Kirche und dem Begründer der Bauhütte in Krumau untermauert wiederum die Nähe zur Rosenberger Hütte. Peter von Rosenberg war bekanntermaßen der Bruder von

³⁶⁵ Vgl. Luger 1978, S. 43. Im Übrigen kann man die Bedeutung der Stiftung an drei Ablassbriefen ablesen, die zwischen 1512 und 1513 in Rom von Kardinalbischof von Ostia und von 23 Kardinälen ausgestellt wurden.

³⁶⁶ Vgl. Ebd., S. 44.

³⁶⁷ Vgl. Ebd., S. 42; vgl. Fehr 1961, S. 61.

Hedwig, die mit Gregor von Starhemberg verheiratet war. Diese persönliche Nähe zwischen dem Stifterpaar und dem Träger der Rosenberger Bauhütte lässt auf einen selbstverständlichen Austausch von Werkmeistern aus den beiden Herrschaften schließen. Damit erklärt sich unter anderem der ins nördliche Mühlviertel vordringende Einfluss der Rosenberger Hütte.

2.6. Charakteristika der Rosenberger Bauhütte unter Hans Getzinger

Swoboda unterstreicht die Kunstverwandtschaft der Sudetenländer mit den angrenzenden Nachbarlandschaften, „wobei das Schwergewicht auf den Randgebieten liegt, deren Kunstcharakter dem der außen angrenzenden Nachbarlandschaften stark verbunden scheint.“³⁶⁸ Er erwähnt jedoch mit keinem Wort die Rosenberger Bauhütte, die wesentlich die südböhmische und österreichische Grenzlandschaft beeinflusste.

Fehr erwähnt die Rosenberger Hütte im Zusammenhang mit dem Wappen von Stephan Krumenauer und erwähnt peripher die im Jahre 1497 in Krumau gegründete Hütte, die in Verbindung mit den Bauten in Haslach, Freistadt und Rosenberg steht.³⁶⁹ Vorwiegend unterstreicht er den engen künstlerischen Zusammenhang der Böhmisches Baukunst mit der Passauer Hütte.³⁷⁰ Ulm verfasste einen grundlegenden Artikel über die Bauhütte der Rosenberger im Zusammenhang mit der Pfarrkirche in Haslach, in dem die Bauhütte der Rosenberger geschichtlich dokumentiert und aufgearbeitet wurde.³⁷¹ Er berief sich dabei im Wesentlichen auf die Schriften von Neuwirth, der 1894 in der Prager Zeitschrift für Bauwesen die Statuten der Rosenberger Bauhütte niederschrieb. Dieser wiederum verweist auf die deutsche Urkunde, die kurz vor seinem Artikel in einer tschechischen Publikation von F. Mareš erschien.³⁷² Obwohl schon damals das Faktum der Gründung der südböhmischen Bauhütte erstmals 1894 publiziert wurde, wurde die Rosenberger Bauhütte nur peripher von Swoboda und Fehr erwähnt. Ulm war schließlich der erste, der die Rosenberger Bauhütte 1983 wieder in den Zusammenhang mit der spätgotischen Baublüte

³⁶⁸ Swoboda 1939, S. 25.

³⁶⁹ Vgl. Fehr 1961, S. 101, S. 118.

³⁷⁰ Vgl. Fehr 1969, S. 335.

³⁷¹ Vgl. Ulm 1983, S. 81-155.

³⁷² Vgl. Neuwirth 1894, S. 521, vgl. F. Mareš, Materialie k dějinám umění, uměleckého průmyslu a podobným. Památky archaeologické a místopisné. XVI. Band, Sp. 300 bis 301, Nr. XIX, Prag 1894. 007, S. 160.

im Mühlviertel brachte und damit einen neuerlichen Entwicklungsschub in der regionalen Kunstgeschichte favorisierte. Zusammenfassend sieht er Getzingers Einfluss an den Bauten in Haslach, Rosenberg, Kalsching, Ottau, Neuhaus und St. Martin im Mühlviertel. Die Stadtpfarrkirche in Freistadt erhebt er jedoch zum Ausgangspunkt der Schlingrippenentwicklung, dem heute allerdings vehement widersprochen werden muss.

Die neuesten tschechischen Forschungsergebnisse rücken die Fakten in ein neues Licht. Lavička präzisierte die Eigenschaften der Rosenberger Hütte in seinen Forschungen über die südböhmische Architektur und fasst die architektonischen Charakteristika der Getzinger-Schule folgender Weise zusammen. Er erkannte nach Ulm, dass sich Getzinger der *Wechselberger-Harperger-Figuration* bediente, die er in Haslach, Kalsching und Rosenberg abgewandelt anwendete. Er verwendete zwar eine bekannte, retardierende Motivik, wandelte sie aber in origineller und impulsgebender Art um. Damit kann man einen engen Zusammenhang mit dem bayerischen Raum kennzeichnen, in dem Getzinger vermutlich zuvor seine Lehr- oder Wanderjahre verbracht hatte. Lavička prägt für das charakteristische Gewölbeschema von Hans Getzinger den Terminus: „*Gewölbe mit gewundenen Reihungen*“.³⁷³ Getzinger kreierte somit jeweils ein Gewölbe aus gewundenen, zweimal abgekehrten Keilrippen, die auf eine Tonnenkonstruktion mit Stichkappen appliziert wurden. Lavička erkannte außerdem, dass die Baukonstruktion jeweils aus einer Gewölbeschale aus Ziegeln besteht, die obendrauf sorgfältig mit Mörtel verschmiert wurde.

Ein weiteres formales innovatives Element erzeugt Getzinger oftmals durch eine Nieten der Rippen, wodurch er eine „*illusiv Verbindung der Rippen mit Hilfe von Stiften*“³⁷⁴ erzeugt (Abb. 202,210). Typisch für den Stil von Hans Getzinger sind die abrupt endenden Gewölberippen, die aus geraden und gebogenen Gewölberippen eine verwirrende, zerstückelte Figuration schaffen. Fehr rechnet die Kappung der Rippen zwar der Architektur der Donauschule zu, sie ist aber ebenfalls ein eindeuti-

³⁷³ Lavička 2007, S. 160. Es könnte sich auch um eine eigenwillige Übersetzung vom Tschechischen ins Deutsche handeln, in dem der Begriff ‚gewunden‘ auch ‚gebogen‘ oder ‚gekrümmt‘ heißen könnte.

³⁷⁴ Ebd., S. 160. Ob dieses Stilelement auf Getzinger persönlich zurück geht, oder sich auf die nachfolgenden Werkmeister übertragen lässt, wird in dieser Arbeit nicht näher erläutert.

ges, wenn nicht sogar ein ursprüngliches Charakteristikum der Rosenberger Bauhütte.³⁷⁵ Interessant ist der symbolische Charakter der Gewölberippen, deren vegetabilen Formen sich mit der Pflanzenwelt assoziieren lassen.³⁷⁶

In seiner Arbeit über die böhmische Gotik hebt Fehr den individuellen Formenschatz, der sich speziell in Südböhmen und vor allem bei ländlichen Kirchen äußerte hervor. Dieser zeichnet sich durch vorwiegend qualitätsvolle Steinmetzarbeiten aus.³⁷⁷ Er äußert sich zumal im Detail wie im Diamantschnitt von Pfeilerbasen, in vielfach verstärkten Portalgewandungen und in gedrehten Basen und Gewölbefüßen. Der Emporenpfeiler in Gojau ist ein prominentes Beispiel für den Diamantschnitt, der eine gitterförmige Strukturierung und Dynamisierung in die Architektur bringt (Abb. 195). Die rosenbergerische Bauplastik besticht durch ihre hohe Qualität der Steinmetzarbeit. Die Feinheit und Präzision der ausgeführten Arbeit kann an den Konsolen, vor allem aber an den Steinrippen mit der zweifachen Kehlung ausgemacht werden (Rosenberg, St. Anna in Steinbruch, Unterweißenbach).

Die für die Rosenberger Hütte detaillierte Steinmetzkunst ist an den zweifach profilierten Rippen, den extravaganten Schlusssteinen mit Wappen und an den Gewölbeanfängern in W-Form (Abb. 201,207) erkennbar. Diese stilistischen Charakteristika werden ergänzt durch oftmals aufwändigst gestaltete und vielfach verstärkte Portale, die ohne figurale Bestandteile, jedoch mit geometrisch klaren Musterungen durchstrukturiert sind. Auf pompös verstärkte Portale trifft man in Südböhmen (Gratzen), aber auch auf österreichischem Boden, wie die Beispiele von Hirschbach, Schenkenfelden und Unterweißenbach zeigen.

Vor allem im Rosenberger Territorium ist an den Kirchen oftmals das Wappen dieses Geschlechts angebracht (Abb. 199,206). Das Wappenzeichen der Rosenberger, die fünfblättrige Rose, versinnbildlicht auf diese Weise die Einheit in der Architektur. Lavička hebt hervor, dass die Hauptdonatoren nicht das Geschlecht der Rosenberger waren, *„sondern dass der überwiegende Teil der Geldmittel zweifellos von Bürgern und Zünften kam, für die der Bau der Kirche die Angelegenheit des Prestiges und der*

³⁷⁵ Vgl. Fehr 1965, S. 205.

³⁷⁶ Vgl. Kuthan 2003, S. 42f.

³⁷⁷ Vgl. Fehr 1969, S. 335.

*Repräsentation war.*³⁷⁸ Die zahlreich erhaltenen Wappen an den ländlichen Bauten belegen seiner Meinung nach nur die gebührende und ehrenvolle Huldigung der Zeitgenossen ihrem Herrscher gegenüber.³⁷⁹ Die prominenten Rosenberger Bauten wie die Krumauer Stadtpfarrkirche und die Kirche in Rosenberg sind vermutlich wesentlich durch das Adelsgeschlecht mitfinanziert worden.

Getzingers Einfluss wird bei weiteren Bauten in Tschechien vermutet, die nur am Rande erwähnt werden sollen: Ottau (Zátoň), Pfarrkirche, St. Johannes der Täufer, Langhausgewölbe zw. 1510-1517; Altstadt bei Landstein (Staré Město pod Landštejnem), Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, Gewölbe des Mittelschiffes und ehemaliges Gewölbe der Chores, um 1514; Reichenau an der Malsch (Rychnov nad Malší), St. Andreas, Chorgewölbe, 2. Drittel des 16. Jahrhunderts, um 1537; St. Thomas (Svatý Tomáš), Pfarrkirche, Gewölbe des Presbyteriums, 1. Hälfte 16. Jh.³⁸⁰

Zusammenfassend kann ein eindeutiger Stil durch Getzingers Autorenschaft festgemacht werden. Lavička benennt seine markanten Gewölbeformationen als *„Gewölbe mit gewundenen Reihungen“*.³⁸¹ Die Ausarbeitung der Steinmetzdetails zeugen von großer Präzision, unter anderem sind die Rippen zweifach profiliert und die Konsolen sehr differenziert ausgearbeitet. Die Durchstäbung von gebogenen und geraden Rippenstücken ist ähnlich dem Formenschatz von Benedikt Ried. Ebenfalls zeigen die Gewölbeanfänger in Getzingers Dunstkreis W-förmige Strukturen, die er vom Wladislawsaal in Prag gekannt haben könnte. Sowohl Rieds als auch Getzingers künstlerische Herkunft kann eindeutig im süddeutschen Raum ausgemacht werden.

³⁷⁸ Lavička 2004, S. 93.

³⁷⁹ Vgl. Lavička 2005, S. 102. Der Autor belegt dies für die Kirchen in Gojau (Kájov), E. 15. Jhs., Strobnitz (Stropnice), Kirche des Heiligen Mikulasch, um 1500; Prachatitz (Prachatic), Kirche des Jakuba Většího, um 1500; Oberhaid (Horní Dvořiště), Kirche der Hl. Michaela Archanděla, um 1511; Rosenberg an der Moldau (Rožmberk nad Vltavou), Kirche des Hl. Mikuláše, um 1500.

³⁸⁰ Vgl. Neuwirth 1894, S. 521; vgl. F. Mareš, *Materialie k dějinám umění, uměleckého průmyslu a podobným. Památky archaeologické a místopisné*. XVI. Band, Sp. 300 bis 301, Nr. XIX, Prag 1894. 007, S. 160.

³⁸¹ Lavička 2007, S. 160.

3. Schlingrippengewölbe in Böhmen und im Mühlviertel

3.1. Benedikt Ried und die Innovation des Schlingrippengewölbes

Kurz bevor 1514 die Spitalkirche zu bauen begonnen wurde, war in Prag das wohl aufwändigste und interessanteste Schlingrippengebilde (Abb. 214) entstanden. Diesem Werk verdankt Benedikt Ried, seinem Schöpfer, bis heute den Stellenwert eines genialen Werkmeisters. Rieds bahnbrechende Innovation des Schlingrippengewölbes im Wladislawsaal machte damit in ähnlicher Weise Schule wie Parlers Stern- und Parallelrippengewölbe im Prager Veitsdom Mitte des 14. Jahrhunderts. Letzteres legte wölbungstechnisch den Grundstein für weitere Ausformungen von Figurationen.³⁸² Seit Swoboda wird Ried im gleichen Atemzug mit Künstlern wie Albrecht Dürer und Veit Stoß erwähnt. Benedikt Ried gilt heute unbestritten als Urheber von Schlingrippengewölben und als Wegbereiter der Renaissance nördlich der Alpen.³⁸³

Rieds Herkunft ist nicht gänzlich geklärt, es wird aber mehrheitlich vermutet, dass er aus dem Ort Piesting stammt, der unweit von Passau liegt.³⁸⁴ Er wurde von Wladislaw II. nach Prag geholt, da die lokale Prager Bauhütte keinen Meister dieser Qualität aufwies.³⁸⁵ Ab 1482 ist er in der Residenzstadt Prag verzeichnet, wo er ab 1490 bis 1493 für das Oratorium im Veitsdom von Wladislaw II. arbeitete, und wo er danach für den Wladislawsaal im Hradschin (1493-1502) zuständig ist.³⁸⁶ Ried verwendete neben der spätgotischen Gewölbefiguration Renaissancedetails (Abb. 214) in der Bauplastik, wie sie in der Gestaltung von Tür- und Fensterrahmung des Wladislawsaales eingesetzt werden.³⁸⁷ Anschließend errichtete er bis 1508 den Südflügel des Königspalastes, den sogenannten Ludwigsflügel, und entwarf offenbar auch das Südportal der Georgsbasilika, die Reitertreppe zum Wladislaw-Saal (Abb. 217) und

³⁸² Vgl. Fehr 1961, S. 27.

³⁸³ Vgl. Swoboda 1939, S. 25. Schon Swoboda erwähnt in seiner Arbeit über die Kunst im Sudeten- und Karpatenraum den Begriff ‚barockgotisch‘ im Zusammenhang mit den dynamischen Figurationen von Benedikt Ried, den er als Vorreiter sieht; vgl. Fehr 1965, S. 209. Fehr nannte Ried bereits 1961 als „erste(n) deutsche(n) Architekt(en), der sich großzügiger Weise der Bauelemente der Renaissance zu bedienen verstand.“

³⁸⁴ Vgl. Böker 2005, S. 45. Böker plädiert für die Abstammung von Piesting in der Nähe von Wiener Neustadt. Meines Erachtens scheint eine Abstammung von Piesting bei Passau naheliegender als eine von Piesting bei Wiener Neustadt. Er wird unter anderem mit der Burg von Burghausen in Verbindung gebracht, eine Verbindung, die nach derzeitigem Stand der Forschung eher nach Altbayern deutet als nach Wien.

³⁸⁵ Vgl. Neuwirth 1894, S. 522-540.

³⁸⁶ Vgl. Fehr 1961, S. 11.

³⁸⁷ Vgl. Bischoff 2004, S. 92. Laut Auskunft einer Bauinschrift am Architrav des östlichen Fensters der Nordseite sind diese Formfindungen schon für das Jahr 1493 gesichert.

das königliche Jagdschlösschen im Prager Baumgarten.³⁸⁸ Ried war ursprünglich ein Meister der Profanarchitektur und ein Fachmann für den Bau von Burgen und Schlössern. Erst als 1511 die Geldmittel für die Prager Bauhütte versiegalen, übernahm er auch kirchliche Bauten.³⁸⁹ So war er ab 1512 für den Weiterbau der Kirche in Kuttenberg (Kutná Hora) zuständig (Abb. 218). Auf dem Annaberger Hüttentag in Sachsen nahm Ried bei der Schlichtung eines Streites 1518 eine führende Rolle ein, was ein weiteres Indiz für die Ausbreitung seiner Charakteristika im sächsischen Raum ist.³⁹⁰ Benedikt Rieds formale Spezialitäten sind die sechsteiligen Schleifrippensterne, die er in Prag und in Kuttenberg formvollendet anwendet. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Laun (Louny), wo er während der Errichtung der Nikolauskirche 1534 gestorben ist und auch begraben liegt (Abb. 219).³⁹¹

Sein Hauptwerk bleibt die Konstruktion des Schlingrippengewölbes im Wladislawsaal, das er zwischen 1493 und 1502 errichtet hat.³⁹² Ried verwirklichte es mit einer Spannweite von 16 m in einem von fünf kuppeligen Gewölbejochen überspannten Raum, dem Residenzsaal Wladislaw's II. auf der Prager Burg (Abb. 215-216). Der Grund für diese spannende architektonische Innovation war sicherlich unter anderem, dass Benedikt Ried als königlicher Burgbaumeister und als Vorsteher der Prager Burgbauhütte auf sich selbst gestellt und an kein Hüttenreglement gebunden war.³⁹³ Aus diesem Grund hatte er für seine wagemutigen architektonischen Innovationen freie Bahn.

3.2. Benedikt Ried und sein künstlerisches Umfeld

Böker bringt Ried in den konkreten Zusammenhang mit der Wiener Bauhütte. Er erkannte, dass drei seiner Werke in Planrissen im Wiener Kupferstichkabinett vorhanden sind, und beweist dadurch, dass die architektonischen Leistungen Rieds zwei-

³⁸⁸ Vgl. ebd., S. 85-98. Benedikt Ried erhielt auch Aufträge von führenden Aristokraten des Landes. Zdeněk Lev von Rožmitál (Schloss Blatná, 1523-1530), für die Herren Schwihau von Riesenburg (Burg Schwihau/Švihov, Burg Raby/Rábí), für Karl von Münsterberg (Frankenstein/Ząbkowice, 1524-1532) oder für königliche Städte - so vollendete er den Bau der Barbarakirche in Kuttenberg (ab 1512) und entwarf die Kirche in Laun/Louny (1519 bis nach 1524).

³⁸⁹ Vgl. Fehr 1961, S. 45.

³⁹⁰ Vgl. Fehr 1965, S. 209.

³⁹¹ Vgl. Böker 2005, S. 45.

³⁹² Vgl. Lorenz 2004, S. 31. Eine Inschrift an einem der Fenster trägt die Jahreszahl '1493'. Um 1500 war der Saal weitgehend vollendet. Die Strebepfeiler am Außenbau sind mit Filialen bekrönt, deren Maßwerk sich, dem Zeitgeist entsprechend, kielbogenförmig zeigt.

³⁹³ Vgl. Fehr 1961, S. 41.

felsohne auch in Wien bekannt waren. In der Sammlung des Wiener Kupferstichkabinetts befinden sich neben der Grundrisszeichnung von Kuttenberg, auch der Gewölberiss der Böhmisches Kanzlei im Ludwigstrakt auf der Prager Burg und der dortigen Reiterstiege. Zusätzlich ist dort ein Riss von einem Renaissancefensters des Ludwigstrakts und mehrere abgewandelte Risse vom Schlingrippengewölbe im Wladislawsaal vorhanden.³⁹⁴ Besonders eine Gewölbefiguration (Inv. 16.989), die sich im Kupferstichkabinett von Wien befindet, wurde in der Literatur oftmals mit Benedikt Ried und seiner Böhmisches Reiterkanzel im Hradschin in Verbindung gebracht (Abb. 190). Böker hält diesen Riss unter anderem als Beweis für die Ausbildung Rieds am Wiener Stephansdom.³⁹⁵ Er geht sogar weiter und konzidierte ihm eine Ausbildung an der Dombauhütte unter Lorenz Spinning um 1470, „*als gerade das Langhaus eingezogen wurde*“.³⁹⁶ Obwohl diese Theorie vorerst plausibel klingt, muss ihr dennoch in einigen Punkten widersprochen werden. Zum einen stellt Fehr fest, dass Ried bis 1511 fast ausschließlich an profanen Bauten arbeitete, was auf eine spezifische Ausbildung im profanen Bau schließen lässt. Zum anderen stellt die alleinige Existenz der Planrisse im Wiener Kupferstichkabinett noch keinen Beweis für eine Ausbildung in Wien dar. Die Planrisse beweisen lediglich den regen Austausch zwischen den Haupthütten Prag und Wien, der sich personell, aber auch in Form einer Weitergabe von Planrissen ausdrückte. Seine architektonischen Nova wurden sicherlich auch von seinen Gesellen und Schülern weit über Böhmen hinaus getragen.³⁹⁷ Schlussendlich kann man annehmen, dass sich Wladislaw II., der enge politische Verbindungen nach Altbayern pflegte, eher von dort einen Baumeister kommen ließ, als von Wien, wo keine prominenten Verbindungen bekannt sind. Die enge Verbindung zu Altbayern bestand vor allem seit der Heirat Hedwigs (1455-1503), der ältesten Schwester Wladislaw II. von Böhmen mit dem niederbayerischen Herzog Georg, einen Wittelsbacher, in Landshut am 14. November 1475.³⁹⁸

³⁹⁴ Vgl. Böker 2005, S. 45.

³⁹⁵ Vgl. Böker 2005, S. 299; vgl. Fehr 1961, S. 58; Hainisch 1962, S. 56; Koepf 1969, S. 15.

³⁹⁶ Ebd., S. 45. Seine Argumentation baut er auf Fehrs Vermutung auf, dass die Himmelfahrtskapelle von Donnersmark in der Zips in Oberungarn, die mit den Riedschen Werken Ähnlichkeiten aufweist, den Meister der Wiener Risse zuordnet. Damit ist seiner Ansicht nach eine enge Verbindung nach Wien bezeugt, die sich ständig hielt. Dies zeigen wiederum die Rippenprofile vom NÖ Landhaus, die den Wladislawischen Profilen ähneln.

³⁹⁷ Vgl. Fehr 1961, S. 23.

³⁹⁸ Vgl. Fajt 2004, S. 17.

Auch das Rosenberger Geschlecht in Südböhmen bediente sich unter anderem des bayerischen Know-hows. Nach dem Haslacher Hans Getzinger übernahm der Bayer Ulrich Pesnitzer die Bauleitung an der Burg in Krumau.³⁹⁹ Wahrscheinlich wurde er schon kurz nach 1500 nach Krumau geholt. Wesentlich für die künstlerische Provenienz ist jedoch seine süddeutsche Herkunft. Zuvor hatte Pesnitzer als Hofbaumeister von Herzog Georg dem Reichen in Landshut gearbeitet und hatte dem Burgbau zu Burghausen vorgestanden. Der Umstand, dass Peter von Rosenberg seinen Baumeister aus Burghausen bzw. Landshut holte, spricht dafür, dass er dem gleichen Wege folgte, den auch sein König Wladislaw II. bei der Suche nach einem Baumeister gegangen war.⁴⁰⁰ Fehr ist der Ansicht, dass Pesnitzer um 1515 sogar die Hüttenleitung übernahm und fasst zusammen: „*Wie im Falle Rieds verweisen somit die künstlerischen Beziehungen nach Landshut bzw. Burghausen.*“⁴⁰¹ Damit gaben die Bauhütte von Passau und die umliegenden bayerischen Hütten einen immanenten Impuls für die künstlerische Ausrichtung sowohl am Königshof in Prag wie auch an der Burg im südböhmischen Krumau. An der Wiener Bauhütte wurde dann das Werk von Benedikt Ried aufgegriffen, thematisiert und von den einzelnen Baumeistern rezipiert, sein Ursprung ist aber eindeutig im süddeutschen Raum anzusiedeln.

3.3. Die Stadtpfarrkirche in Freistadt

Im Mühlviertel bildete sich um den Kirchenbau von Freistadt ein weiteres Zentrum reger Bautätigkeit. Vor allem leistete die Erbauung des Freistädter Chores einen wesentlichen Beitrag zur Weiterentwicklung der Bogen- und Schlingrippenfigurationen.⁴⁰² Freistadt, eine wichtige Stadt im Zusammenhang mit dem Salzhandel nach Böhmen, war zudem bekannt für die Produktion von Schnitzaltären. Von hier aus gingen zahlreiche Altäre in die Kirchen der Umgebung.⁴⁰³ Inwiefern die nur 18 km entfernte Leonfeldner Spitalkirche im Strahlungsgebiet der Freistädter Bauhütte steht und welchen Einflüssen sie dieser ausgesetzt war, ist nun die offene Frage, die es zu klären gilt.

³⁹⁹ Vgl. Kuthan 2203, S. 39.

⁴⁰⁰ Vgl. Fehr 1961, S. 61.

⁴⁰¹ Fehr 1969, S. 335, vgl. Kuthan, S. 39.

⁴⁰² Vgl. Koch 2002, S. 67.

⁴⁰³ Vgl. Ulm 1985, S. 150. Es befinden sich ein Flügelaltar in St. Michael ob Raichenödt und drei Flügelaltäre in Waldburg. Der Hochaltar ist bezeichnet 1517, die Inschrift am Mantelsaum der Muttergottes nennt als Meister den Freistädter Maler Lienhard Krapfenbacher.

Ein viel diskutiertes Problem in der kunsthistorischen Forschung ist die Einordnung des Freistädter Chores in die spätgotische Architekturlandschaft. Er steht im Mittelpunkt eines umstrittenen Diskurses zwischen tschechischen, deutschen und österreichischen Kunsthistorikern. Die Quellenlage ist soweit offen, dass sie zunächst Raum für verschiedenste Spekulationen bietet. Die Kernfrage gilt hauptsächlich der Autorenschaft des Planrisses und der Entstehungszeit des Chorgewölbes der Stadtpfarrkirche von Freistadt. Die verschiedenen Datierungsvorschläge reichen von den frühen 80er Jahren des 15. Jahrhunderts bis in die frühen 20er des 16. Jahrhunderts. Damit ergibt sich eine Datierungsspanne von vierzig Jahren!

Das Presbyterium des Katharinenmünsters ist zweijochig angelegt und endet mit einem polygonalen 5/8-Schluss (Abb. 221). Das Gewölbe zeigt reich verschlungene, weiträumig angeordnete Rippen, die sich im Gewölbescheitel zu kurvigen Rippensternen formieren. Diese sphärischen Rippen sind in der schon erwähnten Maßwerkmanier ausgestattet, die unter anderem auch in den Kirchen von Haslach, Rosenberg und Neuhaus appliziert sind (Abb. 196, 205). Das Grundrissmuster dieses Schlingrippengewölbes wurde mittels Zirkelschlag konstruiert.⁴⁰⁴ Im Wiener Kupferstichkabinett befindet sich der Planriss Inv. 17.003.⁴⁰⁵ Er zeigt ein Kreisschlingengewölbe, das in einen rechteckigen Rahmen eingeschrieben ist. Die Kreise sind aus zwei Zirkelschlagelementen zusammengesetzte Schlingen, die sich gegenseitig überschneiden und ein homogenes Bild wiedergeben. Durch die gegenseitigen Rippenüberschneidungen bilden sich in den Kreisschlingenmittelpunkten sphärische Rauten, die ebenfalls mit kreisförmigen Segmentbögen ausgestattet sind. Die Musterrung, die durch diese Segmentbögen entsteht, verweist wiederum auf die Maßwerkornamentik von Haslach, Kalsching und Rosenberg.

In der älteren Literatur scheint Mathes Klayndl unangefochten der Meister des Chors der Stadtpfarrkirche in Freistadt zu sein. Dieser Grundriss wird in der Forschung erstmals von Fehr in Zusammenhang mit dem Freistädter Chor gebracht. Er war au-

⁴⁰⁴ Vgl. Wagner-Rieger 1967, S. 209.

⁴⁰⁵ Vgl. Böker 2005, S. 313.

Berdem ein Verfechter der Frühdatierung vor 1500 (vor 1501).⁴⁰⁶ Ulm war einer der ersten Kunsthistoriker, der sich mit der Katharinenkirche ausführlich beschäftigte, ein gebürtiger Freistädter und wohl daher mitunter ein Verfechter der Frühdatierung vor 1500. Er berief sich auf die von Nößlböck in seiner 1943 erstellten Geschichte des Katharinenmünsters, in der er seine Ansicht begründete, dass Mathes Klayndl der Erbauer des Chores sei.⁴⁰⁷ Tatsächlich spricht die Urkundenlage eindeutig für eine Ausführung durch Mathes Klayndl, wobei Ulm weiter geht und die Übereinstimmungen mit dem Werk Benedikt Rieds auf die gemeinsame Schulung Klayndls und Rieds bei einem noch nicht bekannten Meister zurückführt.⁴⁰⁸ Die Freistädter Kirche wurde seiner Meinung nach 1483 begonnen und wäre damit eines der frühesten Zeugnisse für die Anwendung der Schlingrippengewölbe. Damit wäre Klayndl der Initiator von Schlingrippengewölben und nicht Benedikt Ried.

Folgende schriftliche Aufzeichnungen scheinen den Beweis von Mathes Klayndl als Baumeister des Chorgewölbes zwischen 1483 und 1501 zu erbringen: Mehrere Baurechnungen vom 20. Oktober 1483 bis zum 20. August 1486 belegen, dass der neue Chorbau mit Taufkapelle von dem namentlich genannten Mathes Klayndl, einem Freistädter Baumeister, 1483 begonnen wurde.⁴⁰⁹ Drei Jahre später, im Jahre 1486, wird Klayndl das letzte Mal in den erhaltenen Quellen erwähnt.⁴¹⁰ Ein weiterer Anhaltspunkt für eine Datierung liefert eine in Stein gemeißelte Jahreszahl. Am Sockel des südöstlichen Strebepfeilers der Apsis wurde die Jahreszahl 1501 verewigt (Abb. 223). Ulm war der Ansicht, mit Hilfe dieser Inschrift das Ende des Chorbaues unter der Autorenschaft Klayndls untermauern zu können.⁴¹¹ Ein weiterer Verfechter für die Frühdatierung des Freistädter Chores ist Saliger.⁴¹² Seiner Meinung nach haben die Stadtbrände in Freistadt keine formale Änderung bewirkt. Er ist darüber hinaus der Meinung, dass der Chor von Freistadt auf ein Jugendwerk von Benedikt Ried zu-

⁴⁰⁶ Vgl. Ebd., S. 313; Fehr 1962, S. 117.

⁴⁰⁷ Vgl. Nößlböck 1943, S. 327; Ulm 1961, S. 10-12.

⁴⁰⁸ Vgl. Ulm 1961, S. 10; vgl. Nussbaum 1999, S. 261.

⁴⁰⁹ Vgl. Ulm 1988, S. 37f.

⁴¹⁰ Vgl. Dehio MV 2003, S. 139.

⁴¹¹ Vgl. Ulm 1988, S. 17.

⁴¹² Vgl. Saliger 2004, S. 101. Er hebt 2004 die Parallele der Ausführung der Rippenläufe aus den Klüften zwischen den Runddiensten der Wandzone in Freistadt und später in Kutteneberg hervor. Saliger hält die Katharinenkirche als ein Frühwerk Rieds. Als Merkmale fügt er die „Durchstoßung der Rippen in den Stichkappen-Segeln in Freistadt“, die für Ried charakteristisch sind, an.

rückgeht. Rosenauer dagegen teilt die Meinung, dass der Freistädter Baumeister Klayndl war und sich dieser wie Hans Getzinger von Benedikt Ried nur beeinflussen ließ.⁴¹³

Dieser Datenlage widersprechen jedoch zwei verheerende Marktbrände, die Grund genug für tiefgreifende Renovierungsmaßnahmen oder nach neueren Forschungen sogar ausschlaggebend für den Neubau des Chores gewesen sein könnten. Die Stadtbrände vom 13. September 1507 (Neuweihe 1508) und vom 1. September 1516 lassen somit die Spekulationen der Kunsthistoriker in die Höhe schnellen. Entweder waren die Brände Ausgangspunkt für eine zumindest umfassende Renovierung, oder es wurde ein Neubau begonnen, der auch eine Neukonstruktion des Gewölbes mit einschloss. Überdies werden 1520 und 1522 zwei weitere Baumeister namentlich genannt. Am 31. August 1520 wird der Baumeister Thoman Veldner aus Gallneukirchen erwähnt, der mit der Fertigstellung des Kirchenbaues betraut werden sollte.⁴¹⁴ Im Jahre 1522 wird am 7. Juni und am 27. Oktober Meister Wolfgang Wieschitzperger erwähnt, ebenfalls im Zusammenhang mit der Bezahlung für die Erbauung von Gewölben.⁴¹⁵ Es geht aus den Rechnungen aber nicht hervor, was genau gewölbt wurde. Der strittige Punkt zwischen den Forschern besteht nun in der Annahme eines kompletten Neubaus des Chorgewölbes, einer umfassenden Renovierung des alten Bestandes von Klayndl oder in der Annahme, der alte Bestand ist erhalten geblieben.

Die neueste tschechische Forschung widerspricht aber den oben angeführten Thesen einer Frühdatierung. Selbst Saliger, ein Verfechter der Frühdatierung, erwähnt ein Faktum, dass näher betrachtet werden muss und an seinem Fundament rüttelt. Saliger ist überzeugt, dass das Formenrepertoire der unter Hans Schwettichauer 1513 errichteten westlichen Vorhalle der Torkapelle an der Nordseite des Langhauses der Stadtpfarrkirche von Steyr dem des Freistädter Chores entspricht.⁴¹⁶ Er nimmt daher an, dass Freistadt einen direkten Einfluss auf den Bau der Stadtpfarrkirche in Steyr hat (Abb. 171). Es ist aber denkbar unrealistisch, dass der Einfluss von

⁴¹³ Vgl. Rosenauer 2003, S. 205, vgl. Brucher 1990, S. 209. Brucher ist derselben Meinung, dass sich sowohl Klayndl als auch Getzinger von Benedikt Ried inspirieren ließen.

⁴¹⁴ Vgl. Ulm 1988, S. 54.

⁴¹⁵ Vgl. ebd., S. 56.

⁴¹⁶ Saliger 2004, S. 101.

Freistadt auf Steyr erst nach 30 Jahren sichtbar wäre. Dieses Argument widerspricht einer Frühdatierung und favorisiert formal eine Spätdatierung des Freistädter Gewölbes um 1510.

3.4. Die Spulířkapelle in Neuhaus (Jindřichův Hradec)

Im gleichen Atemzug mit dem Freistädter Chorgewölbe wird das Gewölbe der Špulířkapelle der Mariä-Himmelfahrt-Kirche in Neuhaus in Südböhmen genannt (Abb. 225). Das Gewölbemotiv ist bis auf kleinere formale Abweichungen in den Stichkappen annähernd ident. Müller unterstreicht vor allem die Parallele der zwei Arten von Rippen: *„die aus den Kreisbögen entwickelten Hauptrippen und kleinere Füllrippen, die in Freistadt mit vierteiligen Lanzettsternen die in vier Spitzen auslaufenden Gewölbfelder füllen.“*⁴¹⁷ Durch die formale Ähnlichkeit der beiden sakralen Bauten, wird die Spulířkapelle grundlegend für die Datierung des Freistädter Chores. Die beiden Gewölbeschemata müssen zeitlich in der gleichen Entwicklungsstufe stehen. Die Verfechter der Frühdatierung berufen sich auf die Entstehungszeit der Spulířkapelle und wollen mittels dieser Parallelen ihre These untermauern. Allgemein wurde angenommen, dass die Spulířkapelle zwischen 1486 und 1506 erbaut worden ist.⁴¹⁸ Diese Datierung der Spulířkapelle war in der Forschung bisher unwiderrufliches Faktum und wurde als allgemeingültig angesehen. So ist zum Beispiel Hampel der Meinung, dass der Freistädter Chor zwischen 1483 und 1501 erbaut worden ist, und stützt sich dabei auf die angeblich gleiche Entstehungszeit der Freistädter Stadtpfarrkirche und der Spulířkapelle (1486-1506).⁴¹⁹

An diesem Ansatz rüttelt jedoch die neueste tschechische Forschung unter Lavička. Er erbringt Beweise, dass die Spulířkapelle wesentlich jünger ist. Die Spulířkapelle entstand nach seinen neuersten Ergebnissen nicht Ende des 15. Jahrhunderts, sondern er konkretisiert die Entstehungszeit zwischen 1511-1521.⁴²⁰ Entgegen der landläufigen Meinung, dass die Kapelle im Jahre 1489 von Viktori Špulíř gestiftet wurde, kann Lavička formanalytisch nachweisen, dass *„sie nicht in den 80er oder 90er Jah-*

⁴¹⁷ Müller/Quien 1997, S. 52.

⁴¹⁸ Vgl. Ulm 1988, S. 59; Vgl. Hampel 1995, S. 31; Vgl. Böker 2005, S. 313.

⁴¹⁹ Vgl. Hampel 1995, S. 34.

⁴²⁰ Vgl. Lavička 2004, S. 93.

ren des 15. Jahrhunderts entstanden sein konnte, sondern um ein oder zwei Jahrzehnte später.“⁴²¹ Anhand genealogischer und heraldischer Zusammenhänge kommt er zur Schlussfolgerung, dass die Wölbung des Langhauses zwischen 1512 und 1521 errichtet wurde.

Damit kommen auch ehemalige Verfechter einer späteren Datierung ins Spiel, die den Freistädter Chor um oder nach 1510 ansiedeln. Als einer der ersten datiert Feuchtmüller ihn aus formalen Gründen um 1515.⁴²²

Bischoff vermutet 2004 den Neubau des Chores, anhand von formalen und stilistischen Einflüssen. Er geht davon aus, dass der ursprüngliche Chor unter Mathes Klayndl zerstört und anschließend wieder aufgebaut wurde. Inwieweit man sich an den originalen Planriss(en) hielt, ist heute nicht mehr eindeutig feststellbar. Er plädiert für die Datierung nach 1516 (2. Brand), der man sich nur anschließen kann.⁴²³

Lavička plädiert für eine Datierung nach 1501, da der Stein an der Chorausenseite dieses Datum anzeigt (Abb. 223). Seiner Meinung nach wurde der Chor nicht nach dem alten Schema von Klayndl, sondern nach neuen Plänen errichtet. Die Fertigstellung erfolgte aufgrund zweier verheerender Stadtbrände erst ab dem Jahr 1521.⁴²⁴

Den Neubau des Freistädter Chores schreibt er den Steinmetzen Thomas Veldner aus Gallneukirchen zu, der den Bau zwischen 1522-1525 beendete.⁴²⁵ Wer letztendlich der Planverfasser des Gewölbes und sein Baumeister war, lässt sich in dieser Arbeit nicht näher eruieren. Durch die neue Datierung der Freistädter Stadtpfarrkirche und der verwandten Spulříkapelle in Neuhaus ändert sich aber automatisch das Verhältnis zur südböhmischen Baukunst. Das Chorgewölbe Freistadts kann damit nicht mehr als Frühwerk Rieds oder als gar Vorreiter angesehen werden. Durch die Neu-datierung der Spulříkapelle untermauert Lavička, dass das Schlingrippengewölbe der

⁴²¹ Lavička 2003a, S. 27. Leider ist nur die Zusammenfassung seiner Abhandlung auf deutsch publiziert, die genauen Details werden aber als korrekt vorausgesetzt.

⁴²² Vgl. Feuchtmüller 1951, S. 24. Anhand der Übereinstimmung zu dem Wiener Riss, Inv. 17.003, schrieb er fälschlicher Weise die Autorenschaft Anton Pilgram zu.

⁴²³ Vgl. Bischoff 2004, S. 90. 1507 wurde der Chor bei einem Stadtbrand schwer in Mitleidenschaft gezogen und danach notdürftig instand gesetzt, wobei sich nach Nößlböck „*der Steinmetz Linhard Gattringer (...), der unter Meister Mathes Klayndl als Geselle beim Bau des Chores mitgearbeitet hatte*“, besonders hervortat. Eine Stiftung vom 18. April 1515 zugunsten von „*gebäu und kargewelben*“ bezeugt, dass der Bau noch voll im Gang war. Ein Brand im September 1916 schädigte besonders schwer das „*neu vor jarn angefangen chorgepeu*“. Die letzte Nachricht stammt aus 1522 und bestätigt den Bau der nördlichen Kapelle.

⁴²⁴ Vgl. Lavička 2003b, S. 54.

⁴²⁵ Vgl. Lavička 2004, S. 93.

Freistädter Katharinenkirche frühestens im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts erbaut worden ist, und nicht - wie Saliger und Ulm darstellten - schon Ende des 15. Jahrhunderts. Die daraus neu resultierende zeitliche Komponente, die geografische Nähe und die formalen Parallelen lassen Lavička sogar mutmaßen, dass Freistadt, zusammen mit der verwandten Gewölbefiguration der Spulířkapelle im südböhmischen Neuhaus, zu einer weiteren Gruppe der Rosenberger Hütte gezählt werden kann.⁴²⁶ Inwiefern die Freistädter Bauhütte eigenständig arbeitet, bzw. der Rosenberger Hütte zugerechnet werden kann, soll nicht die Kernfrage dieser Arbeit sein. Zusammenfassend steht fest, dass in Freistadt das erste homogene kreismotivierte Schlingrippengewölbe im Mühlviertel entstanden ist. Entgegen der Motivik der Rosenberger Bauhütte mit abgekappten und stückweise angebrachten Rippen trägt Freistadt ein homogenes kreisförmiges Schlingrippengewölbe, dass in seinen Schnittstellen mit maßwerkähnlichen Rippenformationen ausgestattet ist. Das Motiv des vierteiligen Rautensterns wird nicht nur in der Spulířkapelle, sondern auch in Rosenberg (um 1510) und in Haslach übernommen.⁴²⁷ Somit steht fest, dass die Freistädter Hütte im Einflussbereich der Rosenberger steht, ihr Gewölbe spricht aber eine autarke und homogene Sprache, die auch in Abhängigkeit von den Schlingrippengewölben in Prag, aber auch vom kreisförmigen Schlingrippengewölbe in Wien (NÖ Landhaus) stand.

3.5. Das Schlingrippengewölbe in Königswiesen

Ein Unikat der Spätgotik ist das extrem verwobene Schlingrippengewölbe in Königswiesen, dass an einem wichtigen Handelsweg zwischen Linz, Niederösterreich und Böhmen lag.⁴²⁸ Bauliche Fragmente und verschiedene Stile dokumentieren eine vielschichtige Baugeschichte. Die heutige zweischiffige vierjochige Halle stammt aus einem neuerlichen Umbau, der zwischen 1510 und 1525 erfolgt ist (Abb. 228).⁴²⁹ Das Langhaus wurde neu eingewölbt, die Nordempore (Abb. 230,231) zusammen mit den Wandpfeilern errichtet und das verstärkte Südportal integriert.⁴³⁰

⁴²⁶ Vgl. Lavička 2004, S. 93.

⁴²⁷ Vgl. Hampel 1995, S. 31.

⁴²⁸ Vgl. Dehio OÖ 2003, S. 376. Die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt wurde erstmals 1147 als Eigenkirche des Otto von Marchland erwähnt. 1349 wurde sie dem Augustiner-Chorherrenstift Waldhausen inkorporiert.

⁴²⁹ Vgl. Müller/Quien 1997, S. 78.

⁴³⁰ Vgl. Dehio MV 2003, S. 378.

Das monumentale Schlingrippengewölbe des Langhausgewölbes umspannt mit scheinbar unzähligen Schlingen ein verwobenes Netz, dass sich gleichmäßig über das gesamte Gewölbe zieht. Von den drei Langhauspfeilern (Abb. 229) strahlen jeweils acht Rippen aus, die sich einzeln aufspalten und so sechzehn Rippen bilden, die zum Teil Schlingen bilden, aber sich auch teilweise auflösen und sich in den von den Schlingen vorgegebenen Grundmustern von sechsteiligen Schleifsternen und vierteiligen lanzettförmigen Schlaufensternen integrieren. Nur am Grundriss lassen sich die Jochgrenzen ausmachen, der Betrachter empfindet ein verwirrendes Netz an Schlingen.

Dies führt zu einer „*fast eruptive(n) Dynamik*“.⁴³¹ Die Pfarrkirche in Königswiesen bildet einen Sonderfall in der Gewölbeentwicklung der ausgehenden Spätgotik. Baumüller bringt die Gewölbeconfiguration von Königswiesen in Verbindung mit den Schlingrippengewölben in Weistrach und in der ehemaligen Durchfahrtshalle in Wien. Vor allem unterstreicht sie die Gemeinsamkeit der plastisch kräftig hervortretenden Rippen.⁴³² Während Weistrach eine fast idente Profilierung der Rippen aufweist, ist die Machart der Königswiesener Rippen gänzlich anderer Natur. Die Ausführung der Rippen erscheint klobig und unpräzise, und man erkennt förmlich die Schwierigkeiten, die die Steinmetze bei ihrem Anbringen der Rippen hatten.

Zusammenfassend weist das Gewölbe auf böhmische Provenienz. Konkret dürfte der Wladislawsaal in Prag Vorbild gewesen sein. Die übergroßen Steinmetzzeichen untermauern die Planverfassung und Beteiligung böhmischer Steinmetze. Der unbekannte Werkmeister schuf ein herausragendes Netz von Schlingrippen, welche aber nicht durch qualitative Bearbeitung bestechen. Die Qualität des Planrisses bleibt jedoch beeindruckend und unterstreicht die künstlerische Fähigkeit des Werkmeisters, auch wenn die Ausführung teils mindere Qualität aufweist.

4. Zusammenfassung

Obwohl das Rosenberger Geschlecht seit dem 14. Jahrhundert als Mäzene in Südböhmen eine große Rolle spielte, kam es erst 1497 unter dem aus Haslach in Oberösterreich stammenden Hans Getzinger zur Institutionalisierung einer Bauhütte in

⁴³¹ Koch 2002, S. 69, vgl. Wagner-Rieger 1967, S. 358.

⁴³² Vgl. Baumüller 1997, S. 13.

Krumau. Als schriftliche Grundlage wurden die Passauer Statuten übernommen, was eine künstlerische Ausrichtung nach Bayern beweist. Es ist außerdem erwiesen, dass Steinmetze von den böhmischen Herrschern oftmals aus Bayern geholt wurden. Als Beispiel ist der Bayer Ulrich Pesnitzer zu nennen, der Anfang des 16. Jahrhunderts an der Burg zu Krumau arbeitete. Diese Umstände bezeugen eine lange Tradition des künstlerischen Austausches zwischen den beiden Regionen. Demnach ist es nicht verwunderlich, dass sich Getzinger am bayerischen Formvokabular orientiert, hatte er doch vermutlich auch seine Lehrjahre in Bayern. So setzt er in drei Bauten die Wechselberger-Harpurger-Figuration ein, ändert das Thema aber kreativ um. Die Rosenberger Bauhütte entfaltet unter seiner Leitung eine eigene unverwechselbare Charakteristik, die an mehreren Sakralbauten in Südböhmen, aber auch in der Grenzregion des Mühlviertels ablesbar ist.

Zeitgleich mit der Institutionalisierung der Rosenberger Hütte vollbringt Benedikt Ried ein technisches Meisterwerk mit der Konstruktion des Schlingrippengewölbes in Wladislawsaal zu Prag. Obwohl es keine schriftlichen Aufzeichnungen über die Bekanntschaft Getzingers und Rieds gibt, kann man dennoch annehmen, dass sie sich kannten und sich gegenseitig beeinflussten. Während Ried sich nach Norden hin orientiert, bestimmt die Rosenberger Hütte weite Teile Südböhmens und Oberösterreichs.

Im Mittelpunkt eines langjährigen Diskurses steht das Chorgewölbe der Freistädter Kirche und die formal fast idente Gewölbeformation der Špulírkapelle in Neuhaus.

Die zeitliche Frühdatierung vor 1500 verfälschte den Stellenwert der Kirche im kunsthistorischen Kontext. Lavička fand jedoch heraus, dass sich diese zwei Gewölbe frühestens Anfang des 16. Jahrhunderts konstruiert worden sind. Damit scheidet der Freistädter Chor als Frühwerk Benedikt Rieds aus. Somit verliert Freistadt den Stellenwert, das früheste Schlingrippengewölbe zu besitzen, was ohnehin von einigen Kunsthistorikern bezweifelt wurde. Lavička ordnet Freistadt und Königswiesen zu einer zweiten Gruppe der Rosenberger Hütte zu, was zeitlich, geografisch und formal sinnvoll erscheint.

Inwiefern spielt also das Bogenrippengewölbe der Spitalskirche in diesem Kontext eine Rolle?

Obwohl Bad Leonfelden und Freistadt nur wenige Kilometer auseinander liegen, gibt es keine nennenswerte oder hervorzuhebende Verbindung zwischen den Gewölbefiguren der Freistädter Kirche und der Spitalskirche. Während die Freistädter Architektur Anfang des 16. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Rosenberger Hütte steht, weist das Bogenrippengewölbe der Spitalskirche in Bad Leonfelden auf donauländischen Einfluss.

VI. Exkurs: Abnahme von Steinmetzzeichen an Sakralbauten im Mühlviertel

1. Die Bedeutung der Steinmetzzeichen

Ein erst wenig bearbeitetes Desideratum der Bauforschung stellt die Erfassung der Steinmetzzeichen dar. Diese spätmittelalterlichen Signaturen der Steinmetze sind runenartige Zeichen auf bearbeiteten Steinen, die den Steinmetzgesellen von der Bauhütte oder Bruderschaft nach Beendigung seiner Lehrjahre und Wanderschaft als persönliches Ehrenzeichen verliehen worden sind. Diese persönlichen Erkennungsmuster sind heute noch auf bearbeiteten Quadern, Leibungen von Toren und Fenstern, Brüstungen von Emporen, Pfeilern, Diensten und an Gewölberippen angebracht. Sie lassen sich außerdem an steinernem Kircheninventar wie Altartischen, Sakramentshäuschen und -nischen finden.⁴³³ Die Form der Markierungen setzen sich aus einfachen linearen Strichkombinationen zusammen. Sie existieren in einer Vielzahl an Variationen, die verschiedene Grundmusterungen aufweisen (z.B. Winkel, Haken, Y-förmige Gabeln).

Dass die Steinmetzgesellen häufig in ihrem ganzen Arbeitsleben zur Wanderschaft verpflichtet waren, verwundert nicht.⁴³⁴ Nach der am Regensburger Hüttentag festgelegten Ausbildungsdauer betrug die Lehrzeit fünf bis sechs Jahre. Danach gingen sie ein Jahr auf Wanderschaft, bevor der Meister den Gesellen zum Palier, also seinen Stellvertreter erhob.⁴³⁵ Die Steinmetze waren häufig nur sehr kurze Zeit auf einer

⁴³³ Vgl. Ulm 1983, S. 83.

⁴³⁴ Vgl. Nussbaum 1994, S. 200.

⁴³⁵ Vgl. Neubarth/Koch 2011, S. 68-74, vgl. Kronberger/Schedl, Kat.teil, S. 158.

Baustelle und reisten oftmals nach nur einem wöchentlichen Aufenthalt zur nächsten weiter. Vereinzelte Steinmetzzeichen auf Bauteilen verfestigen diesen Umstand. Auch ist dies anhand den mittelalterlichen Lohnlisten der Gesellen zu belegen.⁴³⁶ Fallweise können einzelne Steinmetze auf Grund ihres Zeichens regional an anderen Bauten wieder gefunden werden, was bei Datierungsfragen sehr behilflich sein kann. Zudem geben sie Einblick in die Mobilität der Steinmetze im Mittelalter. Aus diesem Grund widmete Schmidt sich 1920 der Erfassung und Analyse von Steinmetzzeichen am Passauer Dom. Schmid entdeckt Übereinstimmung von Steinmetzzeichen in Brünn (Brno), Laun (Louny), Passau und Wien, was sogar eine weiträumige Wandertätigkeit bestätigt.⁴³⁷ Er entdeckt außerdem übereinstimmende Steinmetzzeichen am Dom und im Admonter Hüttenbuch. Nussbaum konstatiert deshalb den Steinmetzen „eine weitgehende Unabhängigkeit vom lokalen Zunftzwang“.⁴³⁸ Auch lässt sich die Anzahl der Werkmeister an bestimmten Bauten feststellen, was wiederum einen Einblick in die mittelalterliche Bautradition gewährt. In der laufenden Ausstellung „Der Dombau von St. Stephan. Die Originalpläne aus dem Mittelalter“ kann man derzeit die Wiener Meistertafel (Abb. 232) besichtigen, wo die mittelalterlichen Steinmetzzeichen mit den Namen ihrer Meister, die am Stephansdom gearbeitet haben, aufgelistet sind.⁴³⁹

Als Sonderform der Steinmetzzeichen gelten jene Meisterzeichen, die seit dem späten 14. Jh. sichtbar angebracht wurden. Sie sind meistens in ein Schild gesetzt und an einer exponierten Lage des Bauwerks zu sehen. Oftmals sind diese eingeritzt, aber auch heraus gearbeitete und lediglich aufgemalte Meisterzeichen sind bekannt.⁴⁴⁰

Neben der typischen Verwendung als Ehrenzeichen, werden sie auch als Monogramme und als Versatzzeichen verwendet, um die Reihung der Steine am Bau zu markieren. Steinmetzzeichen finden sich ebenfalls in schriftlichen Aufzeichnungen, wie im Admonter Hüttenbuch (Abb. 169), wo zwischen 1497 und 1522 alle Steinmet-

⁴³⁶ Vgl. Binding 2006, S. 91.

⁴³⁷ Vgl. Schmid 1920, S. 167.

⁴³⁸ Nussbaum 1994, S. 200.

⁴³⁹ Vgl. Zehetner 2011, S. 166.

⁴⁴⁰ Vgl. Untermann 2009, S. 277.

ze der Hütte eingetragen wurden.⁴⁴¹ In Planrissen und Visierungen wurden sie ebenfalls fallweise vermerkt (Abb. 150).

In Zuge der Aufnahme von Steinmetzzeichen in der Spitalkirche wurden von der Autorin einige sakrale Bauten im Umkreis untersucht. Im Zusammenhang mit der Spitalkirche stehende Bauten werden nun angeführt.

2. Sakrale Bauten mit Steinmetzzeichen in und um Bad Leonfelden

2.1. Die Spitalkirche in Bad Leonfelden

Die gesamten in sichtbarer Entfernung und nicht verputzten Steinmetzzeichen der Spitalkirche wurden aufgenommen. Insbesondere die Rippen der Emporen sind stark verputzt, was eine vollständige Abnahme der Signaturen verhinderte und erschwerte.

Die erkennbaren Zeichen sind jeweils zwischen vier und sieben Zentimeter groß und befinden sich an den Arkaden und Gewölberippen (Abb. 233). An den Arkaden sind 15 verschiedene Steinmetzzeichen zu finden, drei weitere wurden aufgrund der schlechten Qualität nicht aufgenommen. Im Chorbereich sind zwei verschiedene Zeichen vertreten (Abb. 91). Das Steinmetzzeichen am prominentesten Platz des Chorgewölbes ist als Signatur des Baumeisters, als Meisterzeichen, zu interpretieren. Stellvertretend für seine wichtige Befähigung durfte er seine Signatur am prominentesten Ort des Gewölbes über dem Altar in die Rippen meißen. Der Baumeister, in der Gotik auch ‚*magister operis*‘ oder ‚*Werkmeister*‘ genannt, war für den Entwurf, die Planung und für die Anfertigung der Baurisse zuständig. Üblicherweise hatte ein Baumeister einen Stellvertreter, einen ‚*Polier*‘, der seine Anweisungen ausführte.⁴⁴² Neben dem Meisterzeichen am Chorbau finden sich im gesamten sechzehn ver-

⁴⁴¹ Vgl. Koch 2003, S. 23, Katalogteil. Admonter Hüttenbuch besteht aus einer Abschrift der „*Ordnung der deutschen Pallier und Maurergesellen (...)*“ und aus der „*Ordnung der deutschen Diner oder LeerJunger...*“. Außerdem enthält das Hüttenbuch noch ein „*Register der deutschen Maistern des Mauerwerchs handwerch*“ und einen Nachtrag zum Maurergesellen-Register von 1646. Es hat einen Umfang von knapp 100 Seiten. Von 1497 bis 1523 wurden von einem Schreiber vermutlich fortlaufend die in die Admonter Bruderschaft eingetretenen Steinmetzen eingetragen, die hinter ihren Namen jeweils ihre Steinmetzzeichen vermerkten. Bei einigen Namen findet sich auch der Herkunftsort. Zum Beispiel ist ein Thaman Pramer von der Freinstadt (Freistadt) 1509 verzeichnet. Aus Oberösterreich stammen drei Steinmetze, die im Admonter Hüttenbuch verzeichnet sind. Wolfgang Tenk, Baumeister der Stadtpfarrkirche in Steyr (1480), Thaman Pramer (1509) aus Freistadt, der vermutlich als Geselle mit dem Stadtmeister Mathes Klayndl am Bau der Freistädter Pfarrkirche beteiligt war und schließlich Stefan Wultinger (1516).

⁴⁴² Vgl. Neubart/Koch 201, S. 68f.

schiedene Signaturen. Sie verweisen auf sechzehn unterschiedliche Steinmetze, die am Bau gearbeitet haben und für die Bearbeitung der Steine zuständig waren.

2.2. Die Pfarrkirche von Bad Leonfelden

Der Vergleich der Steinmetzzeichen in der Pfarrkirche mit denen in der Spitalkirche belegt mindestens einen selben Steinmetzen. Durch den starken Verputz der Pfeiler und der Gewölberippen konnten auch in der Pfarrkirche nur Steinmetzzeichen an den Chordiensten eruiert werden (Abb. 234). Der nördlichste Dienst ist verputzt worden. Auf den anderen drei Diensten lassen sich jedoch die Steinmetzzeichen, bis auf eine Ausnahme, deutlich ablesen. Insgesamt ist die Arbeit von fünf verschiedenen Steinmetzen im Chorbereich feststellbar. Eine Signatur ist die gleiche, die auch in der Spitalkirche gefunden wurde (Abb. 233). Dieser Umstand bedeutet, dass derselbe Steinmetz der Spitalkirche, der beim Bearbeiten von Arkadenbogensteinen im Obergeschoss der Nordempore tätig war, zuvor für die Pfarrkirche tätig war und dort an den Chordiensten gearbeitet hat.

Aufgrund dieses gleichen Zeichens, das sowohl in der Pfarrkirche, als auch in der ab 1514 gebauten Spitalkirche zu finden ist, liegt der Schluss nahe, dass die ranghöhere Pfarrkirche spätestens 1514 fertig gestellt wurde. Erst mit der Fertigstellung der Pfarrkirche wurde die Bewilligung für die Spitalkirche, einer rangniedrigeren Filialkirche, am 29. Juni 1514 ausgestellt. Demnach hat ein Steinmetz zuerst in der Pfarrkirche gearbeitet und nach ihrer Fertigstellung in der Spitalkirche weitergearbeitet. Dieser Sachverhalt birgt einen gewichtigen Grund für die verspätete Bewilligung des Gründungsreverses der Spitalkirche. Der Abt von Wilhering duldete somit nicht gleichzeitig zwei Baustellen in Leonfelden, sondern ließ zuerst die Pfarrkirche fertig stellen, bevor er die Bewilligung zum Bau der Spitalkirche gab.

Der gleiche Steinmetz, der an der Pfarrkirche und Spitalkirche gearbeitet hat, lässt sich von Rosenberg an der Moldau bis nach Altstadt in Südböhmen zurück verfolgen (Abb. 235). An diesen Orten fand Lavička dasselbe Zeichen in den Kirchen.⁴⁴³

⁴⁴³ Vgl. Lavička 2009. Aus dem unveröffentlichtem Manuskript seiner Dissertation über die spätgotische Architektur in Südböhmen, das er mir dankenswerter Weise zukommen ließ.

In Rosenberg ist es am Gewölbedienst (südwestlich und südöstlich) und am Triumphbogen im Chor (ab 1493 bis um 1500) ablesbar. In Altstadt bei Landstein (Staré město pod Landštejnem) in Südböhmen (1500 bis vor 1514) in der Maria Himmelfahrt Kirche befindet es sich am nordwestlichen Pfeiler im Nordschiff. Zusammenfassen stellt er fest, dass diesen „an verschiedenen Bauten in Bayern, Österreich und Südböhmen gearbeitet haben.“⁴⁴⁴

Interessanter Weise ist dieses Zeichen eine seitenverkehrte Spiegelung von der Signatur Stephan Wultingers von Vöcklamarkt, der im Admonter Bauhüttenbuch zusammen mit seinem Erkennungsmerkmal aufgeführt ist (Abb. 169). Dieses formanalytische Faktum unterstreicht die ursprüngliche künstlerische Herkunft des in Leonfelden tätigen Steinmetzes aus dem donauländischen Hüttenbereich, ehe von Südböhmen aus nach Leonfelden kam.

2.3. Die Pfarrkirche in Ottensheim

Da der Bautypus der Emporenhalle der Spitalkirche nach Ottensheim zurückzuführen ist, liegt es nahe, sich auf die Suche nach gleichen Steinmetzzeichen zu begeben. An der Pfarrkirche von Ottensheim konnten von Prokisch 261 Steinmetzzeichen während der Restaurierung gesichert werden. Prokisch erfasste 232 Zeichen im Chor und 29 am Langhaus.⁴⁴⁵ An der Spitalkirche in Bad Leonfelden und an der Pfarrkirche in Ottensheim sind laut derzeitigem Befund mindestens zwei gleiche Steinmetze beschäftigt gewesen (Abb. 236). Einer der zwei Steinmetz hinterließ seine Signatur siebenmal am äußeren Chorbau in Ottensheim, zweimal an den Arkadenpfeilern in der Kirche St. Anna in Steinbruch und einmal am Arkadenbogen in der Spitalkirche. Sein Weg führte vom Donaugebiet über St. Anna in Steinbruch, nach Leonfelden. Danach verläuft seine Spur im Dunkeln. Der zweite Steinmetz war ebenfalls zuerst am Langhaus der Ottensheimer Kirche tätig, bevor er als Baumeister seine Signatur am Gewölbemittelpunkt des Leonfeldener Gewölbes anbrachte. Daraus lässt sich schließen, dass dieser besagte Steinmetz in Ottensheim als einfacher Steinmetz mitgearbeitet hat, bevor er sich in Leonfelden als Baumeister der Kirche einen Namen machen konnte. Neben den stilistischen und formalen Parallelen unterstreicht die

⁴⁴⁴ Lavička 2009. Unpubliziertes Manuskript, Ausschnitt aus seiner Dissertation.

⁴⁴⁵ Vgl. Prokisch 1983, S. 180-187. Prokisch nimmt für die Ottensheimer Bauhütte zwei Arbeitertrupps an, einen fürs Langhaus einen am Chor.

Analyse der Steinmetzzeichen die enge Verbindung zwischen den Sakralbauten von Leonfelden und Ottensheim. Diese zeitliche Parallele ist neben des Bautypus einer Emporenhalle, gleicher Wandgliederung und gleicher Pfarrsprengel ein Indiz für den möglichen Zusammenhang der Leonfeldner und Ottensheimer Baumeister und die Wandertätigkeit der Steinmetze in diesem Gebiet.

2.4. Die Pfarrkirche von Gramastetten

Eine persönliche Abnahme von Steinmetzzeichen im Chor, im Langhaus und auf der Empore war negativ. Obwohl die Rippen und Dienste meist nicht verputzt waren, waren keinerlei Steinmetzzeichen aufzufinden. Ein einziges Y-förmiges Steinmetzzeichen befand sich an der Langhausnordwand, was in der heimatkundlichen Literatur überliefert ist.⁴⁴⁶ Dieses Steinmetzzeichen ist sonst nirgends mehr zu finden, jedoch gibt es eine formale Übereinstimmung mit dem Steinmetz, der am häufigsten die Kirche in Ottensheim signierte. Es ist bis auf die Ausrichtung des untersten horizontalen Striches ident. Eine formale Verwandtschaft bzw. eine gleiche Schulung der Steinmetze kann dadurch bestätigt werden.

2.5. Die Kirche St. Anna in Steinbruch

Es sind vielfach Steinmetzzeichen im Inneren der Kirche gefunden worden. Insgesamt sind elf verschiedene Signaturen (Abb. 238) vorhanden, weitere neun sind unkenntlich und werden daher nicht mit einbezogen. Der Vergleich mit einer sakralen Architektur der Rosenberger erbrachte folgende Übereinstimmung: Zweimal findet man dasselbe Zeichen an den Arkaden, welche die Gruftkapelle von der Saalkirche trennen. Dieses Zeichen ist ebenfalls an den Arkaden der Spitalskirche zu sehen. Ein Steinmetz arbeitete zuerst zwischen 1509 und 1514 am Bau der Kirche St. Anna in Steinbruch und danach an der Spitalskirche in Leonfelden, die ab 1514 gebaut wurde.

2.6. Die Stadtpfarrkirche in Freistadt

Leider sind keinerlei Steinmetzzeichen im Chor zu finden. Im Langhaus jedoch ist eines an einem sehr prominenten Ort an der südlichen Seite des östlichen Mittelpfei-

⁴⁴⁶ Vgl. Schwierz 2009, S. 128.

lers des Langhauses, angebracht. Zusätzlich ist dieses Steinmetzzeichen, abweichend von den üblichen circa 5-10 cm großen Markierungen, über zwanzig cm groß und springt damit sofort in das Auge des Betrachters. Diese Größe des Zeichens zeugt von einer hohen Wertigkeit des Werkmeisters. Solche überdimensionale Steinmetzzeichen sind auch in der Königswiesner Pfarrkirche angebracht, was nach der mündlichen Besprechung mit Lavička auf einen böhmischen Ursprung deutet.

2.7. Die Pfarrkirche in Königswiesen

Aus der letzten Umbauphase um 1520, in der die Nordempore mit Wandpfeilern eingebaut wurde und die Einwölbung des Schlingrippengewölbes erfolgte, wurden auch sieben gut erkennbare und größere (20 cm Durchmesser) Steinmetzzeichen an den Pfeilern im Langhaus, Chorbogen und Scheidbogen der Empore angebracht (Abb. 231,239). Entgegen den kleinen im Hintergrund bleibenden Steinmetzzeichen der Spitalkirche sind die Königswiesner Signaturen für den Laien im Langhaus gut erkennbar. Die Autorenschaft der Steinmetze und ihre Bedeutung mag um 1520 einen neuen Aufschwung bekommen haben.

3. Zusammenfassung

Die abgenommenen Steinmetzzeichen unterstreichen die Vielfalt der tätigen Steinmetze und ihre rege überregionale Wanderschaft. Im Zusammenhang mit der Spitalkirche stehen eindeutig die Bauten in Ottensheim, St. Anna in Steinbruch und die Pfarrkirche in Bad Leonfelden. Nicht nur bautypologische, formale und stilistische Parallelen sind in Ottensheim und Bad Leonfelden zu finden, auch ist an den übereinstimmenden Steinmetzzeichen abzulesen, dass gleiche Steinmetze am Werk waren. Ein in Ottensheim tätiger Steinmetz übernahm danach die Leitung der Leonfeldener Bauhütte. Woher dieser Steinmetz kam, und wohin seine weiteren Wege gingen, bleibt jedoch im Dunkel. Die zukünftige kunsthistorische Forschung muss sich der Aufgabe widmen, die Signaturen der Steinmetze zu katalogisieren und auszuwerten, um die Wanderschaft und Tätigkeit der Steinmetze und ihrer Hütten genau zu untersuchen.

VII. Fazit

Die wechselvolle Geschichte des Spitalkomplexes in Bad Leonfelden wird nicht nur anhand geschichtlicher Dokumentation erläutert, sondern sie lässt sich ebenso stilistisch und formal an der Architektur ablesen. Während das Bürgerspital der spätmittelalterlichen bürgerlichen Architektur entspricht, wurde die Spitalskirche gemäß der spätgotischen Sakralarchitektur errichtet. Trotz ihres spätgotischen Erscheinungsbildes zeugen diverse Umbauten von einer wechselhaften Geschichte der Spitalskirche.

Da die Spitalskirche in Bad Leonfelden als Filialkirche eines kleinen Marktes im Allgemeinen vor Uniformität strotzt, war für die kunsthistorische Analyse mit dem Schwerpunkt der spätgotischen Architektur die Bautypologie und das Bogenrippengewölbe von großem Interesse. Eine weitere interessante Tatsache ist, dass die Spitalskirche im Brennpunkt von bayerischen, böhmischen und österreichischen Architekturzentren lag. Inwiefern die Spitalskirche in Form und Stil den umliegenden gängigen Architekturtendenzen entspricht, musste sorgfältig erarbeitet werden. Die Grenzen der Hütten verschwimmen ebenso wie die geografischen Grenzen, welche sich durch eine starke Wandertätigkeit der Bauleute scheinbar auflösen. Einen Ausschnitt dieser Wandertätigkeit wird durch eine Analyse von Steinmetzzeichen belegt. Obwohl die böhmische Architektur weite Teile des nördlichen Oberösterreichs beeinflusste und die Spitalskirche auch der Rosenberger Hütte in älterer Literatur zugeschrieben wurde, lässt sich keine direkte Prägung an der Spitalskirche in Leonfelden feststellen. Umso erstaunlicher ist die Feststellung, dass der in der Grenzregion befindliche Ort von der donauländischen Stilgebung beeinflusst wurde.

Der Typus der Emporenhalle ist im Mühlviertel vorwiegend im Wilheringer Pfarrdistrikt zu finden. Emporenanlagen lassen sich chronologisch vom nördlichen Mühlviertel in den Donaauraum zurückverfolgen (Bad Leonfelden, Gramastetten, Ottensheim). Ein weiteres Element, dass sich in der Donauregion kumulativ manifestiert, ist das Bogenrippengewölbe, das von Bayern aus die österreichische Architekturszene beeinflusst.

Formal gleiche Bogenrippenkonstruktionen findet man vor allem als Unterwölbung an Emporen (Feldkirchen), Seitenschiffgewölbe (Aschbach), schmälere Hauptschiffe (Sankt Lorenzen) und in Chorgewölben (Obergrünburg). Damit zeigt sich dieses Ge-

wölbemotiv hauptsächlich im Donaauraum zwischen Linz und Steyr. Anwendungen von ähnlichen Bogenrippenformationen in der Steiermark unterstreichen die starke Wandertätigkeit von Baumeistern und den damit verbundenen Austausch zeitgenössischer Formationen.

Neben diesen formalen und stilistischen Hinweisen deuten zusätzlich Steinmetzzeichen auf die Verbindung mit donauländischer Bautätigkeit hin. So lässt sich der Werkmeister des Spitalkirchengewölbes auch als Steinmetz an der Pfarrkirche in Ottensheim fassen. Die Pfarrkirche Ottensheim lässt sich wiederum mit der Passauer Hütte in Verbindung bringen. Die Spitalskirche ist somit eine Enklave und ein Synonym donauländischer Form- und Stilcharakteristika in einer von Südböhmen dominierten Architekturlandschaft.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Literatur

Alpi 1951

Hildegard Alpi, Die Geschichte des Bürgerspitals zu Freistadt, OÖ. Von seinen Anfängen bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Landes ob der Enns, phil. Diss (unpubl.), Graz 1951.

Bandmann 1951

Bandmann Günter, Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger, Berlin 1985⁸.

Baumüller 1989

Barbara Baumüller, Bogenrippen- und Schlingrippengewölbe der Spätgotik in Bayern und Österreich, in: Schriften aus dem Institut für Kunstgeschichte der Universität München, Bd. 45, München 1989.

Behling 1978,

Lottlisa Behling, Gestalt und Geschichte des Maßwerks, Köln-Wien, 1978².

Berndl 2003

Herbert Berndl, Spätgotische Sakralarchitektur im Traunviertel (Oberösterreich), phil. Diss. (unpubl.), Salzburg 2003.

Binding 2006

Günther Binding, Als die Kathedralen in den Himmel wuchsen. Bauen im Mittelalter, Darmstadt 2006.

Birngruber 2007

Klaus Birngruber, Waldenfels im Mühlviertel. Geschichte der Herrschaft und ihrer Besitzer, überarbeitete Fassung der phil. Dipl., Passau 2007.

Bischoff 2004

Franz Bischoff, Benedikt Ried. Forschungsstand und Forschungsproblematik, in: Evelin Wetter (Hg.), Die Länder der Böhmisches Krone und ihre Nachbarn zur Zeit der Jagiellonenkönige (1471-1526). Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 2, Ostfildern 2004, S. 85-98.

Blaschko 1997

Gertraud Blaschko, Mittelalterliche Spitäler in Österreich, phil. Dipl. (unpubl.), Wien 1997.

Bodingbauer 1967

Bodingbauer Friederike, Das Bürgerspital in Steyr von seinen Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, phil. Diss. (unpubl.), Wien 1967.

Böker 2005

Johann Josef Böker, Architektur der Gotik. Bestandskatalog der weltgrößten Sammlung an gotischen Baurissen (Legat Franz Jäger) im Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste in Wien, Salzburg 2005.

Brandstätter 1991

Christian Johann Brandstätter, Beiträge zur Geschichte des Stiftes Wilhering. Quellen und Literatur. Die Äbte, Künstler und Schriftsteller, Bibliotheca Hilariensis-Libellus II. (Hg.), Wilhering 1991.

Braun 1943

Joseph Braun, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst, Stuttgart 1943.

Braun 1983

Emanuel Braun, Die mittelalterlichen Spitalkirchen in Altbayern, Studien zur Typologie und zum Verhältnis von Bauaufgabe und Architektur, in: Hans Ramisch (Hg.), Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst, Bd. XIII, München 1983.

Brosch 1932

Franz Brosch, Siedlungsgeschichte des Waxenbergischen Amtes Leonfelden. Mit einem Anhang: Das Leonfeldener Urbar, Hrsg. von Erich Trinks, in: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins, Bd. 84, Linz 1932, S. 217-333.

Brucher 1990

Günter Brucher, Gotische Baukunst in Österreich, Residenzgalerie Salzburg (Hg.), Salzburg-Wien 1990.

Büchner 1964

Büchner Joachim, Die spätgotische Wandpfeilerkirche Bayerns und Österreichs, in: Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft, Bd. 17, Nürnberg 1964.

Buchholz 2005

Marlies Buchholz, Anna Selbdritt. Bilder einer wirkungsmächtigen Heiligen, Königstein 2005.

Buchowiecki 1952

Walther Buchowiecki, Die gotischen Kirchen in Österreich, phil. Diss. (unpubl.), Wien 1952.

Cechner 1929

Anton Cechner, Topographie der historischen und Kunst-Denkmale. Der politische Bezirk Kaplitz. Hrsg. von der archäologischen Kommission bei der böhmischen Akademie der Wissenschaften und Künste, Prag 1929.

Clasen 1958

Karl Heinz Clasen, Deutsche Gewölbe der Spätgotik, in: Schriften des Instituts für Theorie und Geschichte der Baukunst, Berlin 1958.

Craemer 1963

Ulrich Craemer, Das Hospital als Bautyp des Mittelalters, Köln 1963.

Danicke 2001,

Sandra Danicke, Emporeneinbauten im deutschen Kirchenbau des ausgehenden Mittelalters, Weimar 2001².

Dehio MV 2003

Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Oberösterreich. Mühlviertel, Bundesdenkmalamt Wien (Hg.), Bd. I, Horn-Wien 2003.

Dehio NÖS

Dehio-Handbuch. Niederösterreich. Südlich der Donau, Teil 1 A-L, Bundesdenkmalamt Wien (Hg.), Wien 2003.

Dehio OÖ

Dehio-Handbuch. Dehio Oberösterreich, Hrsg. vom Bundesdenkmalamt, Wien 1956².

Dehio STMK 1982

Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Steiermark, Bundesdenkmalamt Wien (Hg.), Wien 1982.

Dehio WI

Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs, Wien 1. Bezirk-Innere Stadt, Bundesdenkmalamt Wien (Hg.), Horn-Wien 2003.

Denkstein, Matouš 1955

Vladimir Denkstein, Frantisek Matouš, Südböhmische Gotik, Prag 1955.

Eder 1932

Karl Eder, Das Land ob der Enns vor der Glaubensspaltung, in: Studien zur Reformationgeschichte Oberösterreichs, Bd. 1, Linz 1932.

Eder 1936

Karl Eder, Glaubensspaltung und Landstände in Österreich ob der Enns 1525-1602, in: Studien zur Reformationgeschichte Oberösterreichs, Bd. 2, Linz 1936.

Engelhardt 1974

Gottfried Engelhardt. Das Lebensbaum-Motiv in der Kunst, Steyr 1974.

Enneper 2005

Annemarie Enneper, Rosenberg, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 22, Berlin 2005, S. 57-58.

Fajt 2004

Jiří Fajt, Das Zeitalter der Jagiellonen in den Ländern der Böhmisches Krone und die tschechische Historiographie, in: Evelin Wetter (Hg.), Die Länder der Böhmisches Krone und ihre Nachbarn zur Zeit der Jagiellonenkönige (1471-1526). Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. II, Ostfildern 2004, S. 153.

Fehr 1965

Götz Fehr, Architektur, in: Die Kunst der Donauschule in Oberösterreich. 1490-1549 Katalog der Ausstellung des Landes Oberösterreichs im Stifts St. Florian und im Schlossmuseum Linz, 14. Mai - 17. Oktober 1965, Linz 1965, S. 202-217.

Fehr 1961

Götz Fehr, Benedikt Ried. Ein deutscher Baumeister zwischen Gotik und Renaissance in Böhmen, München 1961.

Fehr 1969

Götz Fehr, Architektur der Spätgotik, in: Karl M. Swoboda, (Hg.) Gotik in Böhmen, Geschichte, Gesellschaftsgeschichte, Architektur, Plastik und Malerei, München 1969, S. 322-341.

Ferihumer 1952

Heinrich Ferihumer, Die kirchliche Gliederung des Landes ob der Enns im Zeitalter Kaiser Josefs II. Haus Österreich und Hochstift Passau in der Zeitspanne von 1771-1792, OÖ. Landesarchiv (Hg.), Linz 1952.

Feuchtmüller 1951

Rupert Feuchtmüller, Die spätgotische Architektur von Anton Pilgram. Gedanken zu neuen Forschungen, Wien 1951.

Feuchtmüller 1959

Rupert Feuchtmüller, Architektur, in: Die Gotik in Niederösterreich. Kunst und Kultur einer Landschaft im Spätmittelalter (Kat. Ausst. Minoritenkirche in Krems-Stein, Wien 1959), Wien 1959², S. 78-82.

Feuchtmüller 1965

Rupert Feuchtmüller, Architektur des Donaustiles im Raum von Wien, Steyr und Admont, in: Wutzel Otto (Hg.) Die Kunst der Donauschule 1490-1540 (Kat. Ausst. St. Florian, Linz 1965), St. Florian-Linz 1965, S. 217-234.

Forster 2004

Roland Forster, Das mittelalterliche und frühneuzeitliche Bürgerhaus in Oberösterreich. Eine bautypologische und bauhistorische Untersuchung am Beispiel der Stadt Eferding, techn. Diss. (unpubl.), Hartkirchen-Wien 2004.

Górecka 1999

Marzena Górecka, Das Bild Mariens in der deutschen Mystik des Mittelalters, in: Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 298, Wien 1999.

Götz 1968

Wolfgang Götz, Zentralbau und Zentralbautendenz in der gotischen Architektur, Berlin 1968.

Hainisch 1933

Erwin Hainisch, Denkmale der bildenden Kunst, der Geschichte und der Kultur im politischen Bezirke Eferding, Linz 1933.

Hampel 1995

Hampel Susanne, Herkunft und Entwicklung des Bogen- und Schlingrippengewölbes in Österreich schwerpunktmäßig dargestellt an den Kirchen in Weistrach, Freistadt und Königswiesen, phil. Dipl. (unpubl.), Wien 1995.

Hofer 1954

Benno Johann Hofer, Die Geschichte des Marktes Leonfelden in Oberösterreich. Von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, phil. Diss. (unpubl.), Graz 1954.

Hudetz 2003

Hudetz Judith, Die Klosterkirche und das ehemalige Heilig-Geist-Spital in Pulgarn bei Steyregg (OÖ), Kultur- und kunsthistorische Aspekte (unpubl.), Linz 2003.

Huemer 1991

Franz Huemer, Bründlkirche Maria Schutz, in: Bad Leonfelden. Heimatverein Bad Leonfelden (Hg.), Bad Leonfelden 1991, S. 143-149.

Jalkotzy 1987

Alexander Jalkotzy, Bürgerspitalskirche Bad Leonfelden, profaniertes Gotteshaus renoviert, in: Oberösterreichischer Kulturbericht, Jg. 41, Linz 1987, S. 3-4.

Jetter 1987

Dieter Jetter, Das europäische Hospital von der Spätantike bis 1800, Köln 1987².

Kaindl 1930

Dominik Kaindl, Geschichte des Zisterzienserstiftes Hohenfurt in Boehmen, Krumau 1930.

Katzinger 1978

Willibald Katzinger, Das Bürgerspital, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz - 1977, Hrsg. vom Archiv der Stadt Linz, Linz 1978, S. 11-103.

Katzinger 1979

Willibald Katzinger, Das Fürsorgewesen der Stadt Linz bis zu Kaiser Josef II., S. 11-95, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz - 1978, Hrsg. vom Archiv der Stadt Linz, Linz 1979.

Koch 1993

Rudolf Koch, Die Baugeschichte der Stadtpfarrkirche von Steyr im Mittelalter, in: Rudolf Koch, Bernhard Prokisch (Hg.), Die Stadtpfarrkirche in Steyr, Steyr 1993, S. 23-55.

Koch 2002

Rudolf Koch, Kirchenbaukunst der Gotik in Oberösterreich, in: Lothar Schultes und Bernhard Prokisch (Hrsg.), Gotik Schätze Oberösterreich, (Ausst. Kat. Schlossmuseum Linz Nr. 175, Freistadt, St. Florian, Kremsmünster, Mondsee, Steyr, Peuerbach, Braunau, Ried, Schlierbach, Linz (Landesgalerie), Linz 2002, S.59-71.

Koepf 1969

Hans Koepf, Gotische Planrisse der Wiener Sammlung, Wien-Köln-Graz 1969.

Krämmmer 1972

Krämmmer Johannes, Die spätgotischen Ostteile des Domes in Passau, phil. Diss. (unpubl.), 1972.

Kronberger/Schedl 2011

Michaela Kronberger, Barbara Schedl, Zusammenfassende Texte im Katalogteil, in: Der Dombau von St. Stephan. Die Originalpläne aus dem Mittelalter (Ausst. Kat. Wien Museum, 11. März - 21. August 2011, Wien 2011, S. 122-198.

Kuthan 2003

Jiří Kuthan, Das Herzogtum Österreich, Salzburg, Bayern und Südböhmen. Zu den Beziehungen der Baukunst in der Zeit der Spätgotik, in: Gotik Schätze Oberösterreich, Symposium im Linzer Schloss, 20. - 22. September 2002, Linz 2003, S. 13-54.

Ladin/Wurzinger 1987

Wolfgang Ladin, Ludwig Wurzinger, Die Spitalskirche. Bericht zum Abschluss der ersten Renovierungsetappe, in: Bad Leonfeldner Heimatblätter 5/1987, Heimatverein Bad Leonfelden (Hg.), Bad Leonfelden 1987.

Ladin/Wurzinger 1991

Wolfgang Ladin, Ludwig Wurzinger, Die Spitalskirche, in: Bad Leonfelden, Heimatverein Bad Leonfelden (Hg.), Bad Leonfelden 1991, S. 149-154.

Lavička 2003a

Roman Lavička, Špulířská kaple (Die Špulíř-Kapelle), in: Jindřichohradecký vlastivědný sborník sv. 15, Jindřichův Hradec 2003, S. 11-29.

Lavička 2003b

Roman Lavička, Městský kostel sv. Kateřiny ve Freistadtu, klenba presbytáře a křestní kaple (Die Stadtkirche St. Karharina in Freistadt, die Wölbung im Prebyterium und die Taufkapelle), in: Jindřichohradecký vlastivědný sborník sv. 15, Jindřichův Hradec 2003, S. 43-55.

Lavička 2004

Roman Lavička, Rožmberská stavební hut'. K problematice studia jihočeské sakrální architektury pozdní gotiky (Die Rosenberger Bauhütte. Zur Problematik des Studiums der südböhmischen Sakralarchitektur der Spätgotik): Jihočeský Sborník Historický, 73/2004, S. 33-93.

Lavička 2005

Roman Lavička, Pozdně gotické kostely na jihu čech z jiného pohledu (Spätgotische Kirchen in Südböhmen aus einer anderen Perspektive), in: Jihočeský Sborník Historický, 74/2005, S. 102-103.

Lavička 2007

Roman Lavička, Gewölbe mit gewundenen Reihungen von Hanns Gezinger im Süden von Böhmen, in: Sborník 5/2007, Sborník příspěvků z 5. konference stavebněhistorického průzkumu uspořádané 6. - 9. 6. 2006, Louče-Znojmo 2006, S. 141-160.

Lavička 2009

Roman Lavička, Jahreszahlen an mittelalterlichen Baudenkmälern, in: Eva Schlotheuber, Hubertus Seibert (Hrsg.), Böhmen und das Deutsche Reich, Ideen- und Kulturtransver im Vergleich (13.-16. Jh.), Collegium Carolinum, Bd. 116, München 2009, S. 143-159.

Lechner 1965

Anneliese Lechner, Das Wiener Neustädter Bürgerspital während des Mittelalters und der frühen Neuzeit (14., 15. und 16. Jh.), phil. Diss. (unpubl.), Wien 1965.

Leidl 1980,

Der Passauer Dom. Festschrift zur Vollendung der ersten Gesamtinnenrenovierung seit dem barocken Wiederaufbau, August Leidl (Hg.), Passau 1980.

Lein 2006

Edgar Lein, Ornamente im Labyrinth, in: Seemanns Lexikon der Ornamente. Herkunft, Entwicklung, Bedeutung, Leipzig 2006², S. 290-346.

Leitner/ Pendlmayr 1998

Roswitha Leitner, Benedikt Pendlmayr, Pfarrkirche Haslach, Linz 1998.

Leistikow 1967

Dankwart Leistikow, Hospitalbauten in Europa aus 10 Jahrhunderten. Ein Beitrag zur Geschichte des Krankenhausbaues, Ingelheim 1967.

Lipp 1977

Wilfried Lipp, Gotische Hallenkirchen, in: OÖ Kulturzeitschrift, 27. Jg, Heft 3, Linz 1977, S. 40-48.

Loidol/Schultes 2002

Norbert Loidol, Lothar Schultes (Hrsg.), Gotik Routen Oberösterreich, Weitra 2002.

Lorenz 2004

Hellmut Lorenz, Spätgotik und Renaissance in Mitteleuropa - ein ›Stil zwischen den Stilen‹?, in: Evelin Wetter (Hg.), Die Länder der Böhmisches Krone und ihre Nachbarn zur Zeit der Jagiellonenkönige (1471-1526), Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 2, Ostfildern 2004, S. 31-48.

Luger 1978

Walter Luger, St. Anna in Steinbruch, in: Oberösterreichische Kulturzeitschrift, 28. Jg. Heft 3, Linz 1978, S. 41-49.

Mittermayer 1967

Josef Mittermayer, Die Pfarrkirche in Ottensheim und ihre ehemaligen Nebenkirchen, Linz-Ottensheim 1967.

Miedl 1970

Hans Miedl, Die Stadtpfarrkirche Eferding, Linz 1970.

Mühling 1985

Friedrich Mühling, Die Bürgerspitäler in Niederösterreich. Bautypologie und Möglichkeiten einer Revitalisierung dargestellt am Beispiel des Bürgerspitals in Laa an der Thaya, techn. Dipl. (unpubl.), Wien 1985.

Müller/Quien 1997

Werner Müller, Norbert Quien, Von deutscher Sondergotik: Architekturphotographie, Computergraphik, Deutung, in: Saecula Spiritualia 33, Baden-Baden 1997.

Němec 2009

Richard Němec, Kulturlandschaft und „Staatsidee“, Architektur und Herrschaftskonzeption Karl IV., in: Böhmen und das Deutsche Reich. Ideen- und Kulturtransfer im Vergleich (13.-16. Jahrhundert), Eva Schlotheuber, Hubertus Seibert (Hrsg.), München 2009, S. 63-103.

Neubarth/Koch 2011

Karl Neubarth, Rudolf Koch, Vom Entwurf zum Werkstein. Mittelalterlicher Baubetrieb zwischen Tradition und Innovation, in: Der Dombau von St. Stephan. Die Originalpläne aus dem Mittelalter (Ausst. Kat. Wien Museum, 11. März - 21. August 2011), Wien 2011, S. 68-74.

Neuwirth 1894

Joseph Neuwirth, Urkundliche Streiflichter zur Kennzeichnung der Spätgotik in Böhmen, S. 522-540, in: Zeitschrift für Bauwesen, Ministerium für öffentliche Arbeiten (Hg.), Prag 1894.

Nowotny 1985

Ernst Nowotny, Die ehemaligen Bürgerspitäler in Niederösterreich und ihre Kirchen, in: Unsere Heimat, Zeitschrift des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Jg. 56, Heft 4, 1985 Horn.

Nussbaum 1994

Norbert Nussbaum, Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik, Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Hg.), Darmstadt 1994².

Obergottsberger 1983

Obergottsberger, Bauaufnahme der Bürgerspitalkirche Bad Leonfelden, 26.-29. Sept. und 10.-13. Oktober 1983.

Oswald 1995

Josef Oswald, Der Dom zu Passau, Regensburg 1995.

Pavelec 2005

Petr Pavelec, Wallfahrtsort Maria-Gojau. Ein kurzgefasster Begleiter, Budweis 2005.

Perger/ Braineis 1977

Richard Perger, Walther Braineis. Die mittelalterlichen Kirchen und Klöster Wiens, in: Wiener Geschichtsbücher, Peter Pötscher (Hg.), Bd 19/20, Wien-Hamburg 1977.

Petrasch 1949

Petrasch Ernst, Die Entwicklung der spätgotischen Architektur an Beispielen der kirchlichen Baukunst in Österreich, phil. Diss. (ungedruckt), Wien 1949.

Pillwein 1827

Benedikt Pillwein (Hg.), Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums Österreich ob der Enns und des Herzogthums Salzburg, Linz 1827.

Preuler 1997

Ulrike Preuler, Studien zur Bautätigkeit der Viertellade von Steyr in Westniederösterreich, phil. Dipl. (unpubl.), Wien 1997.

Prokisch 1983

Bernhard Prokisch, Die Pfarrkirche St. Ägidius in Ottensheim, in: Oberösterreichische Heimatblätter, Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege (Hg.), 37. Jg., Heft 2, Linz 1983, S. 173-188.

Rappersberger 2001

Othmar Rappersberger, Die Liebfrauenkirche in Freistadt. Die Kirche unserer lieben Frau vor dem Böhmertor, Pfarramt Freistadt (Hg.), Freistadt 2001².

Reicke 1932

Reicke Siegfried, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter. Das deutsche Spital: Geschichte und Gestalt, 1. Teil, in: Kirchenrechtliche Abhandlungen, Ulrich Stutz und Johann Heckel (Hrsg.), Heft 111, Bd. 1, Stuttgart 1932.

Reisacher 1840

Mathias Reisacher, Das Decanat St. Johann im Mühl-Kreise, samt den Stiften Wilhering und Engelszell in dem Decanate Peyerbach, in: Topographie des Erzherzogthums Oesterreich oder Darstellung der Entstehung der Städte, Märkte, Dörfer, und ihrer Schicksale; dann der Ruinen, Schlösser und Edelsitze, und der noch möglichen Angabe der Reihenfolge ihrer Besitzer; der Lage, und der Erwerbszweige der Ortschaften, des Ursprunges der Stifte, Klöster, Pfarren, Localien, Beneficien und Spitäler, der Denk- und Grabmähler, der merkwürdigen Inschriften, Volkssagen und Urkunden, Wien 1840.

Richter 1964

Jürgen Richter, Das Spitalwesen Niederösterreichs und Wiens im Mittelalter, phil. Diss. (unpubl.), Wien 1964.

Rosenauer 2003

Geschichte der Bildenden Kunst in Österreich, Spätmittelalter und Renaissance, Bd. 3, München 2003.

Saliger 2004

Arthur Saliger, Zur Bedeutung der Wiener Dombauhütte für das Frühwerk des Benedikt Ried, in: Evelin Wetter (Hg.), Die Länder der Böhmisches Krone und ihre Nachbarn zur Zeit der Jagiellonenkönige (1471-1526), Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 2, Ostfildern 2004, S. 99-104.

Schmid 1920

M. W. Schmid, Die Passauer Dombauhütte, in: Niederbayerischen Monatsschrift, Jg. 9, Passau 1920.

Scheutz/Weiß 2008

Martin Scheutz, Alfred S. Weiß, Spitäler im bayerischen und österreichischen Raum in der Frühen Neuzeit (bis 1800), in: Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hospitals and Institutional Care in Medieval and Early Modern Europe, Hrsg. von Martin Scheutz, Andrea Sommerlechner, Herwig Weigl, Alfred Stefan Weiß, Wien-München 2008, S. 185-229.

Schindler 1982

Herbert Schindler, Kunstreisen in Österreich von Passau nach Wien, München 1982.

Scribner 1990

Bob Scribner (Hg.), Das Visuelle in der Volksfrömmigkeit, in: Bilder und Bildersturm im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 46, Wiesbaden 1990.

Schwarz 1980

Mario Schwarz, Gotische Architektur in Niederösterreich, in: Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich, Bd. 49/50, St. Pölten-Wien 1980.

Schwarz 1993

Mario Schwarz, Die Vorbildwirkung des Passauer Domes auf die österreichische Architektur des Hochmittelalters, in: Karl Möseneder (Hg.), Kunst in Passau. Von der Romanik zur Gegenwart, Passau 1993, S. 9-29.

Schwierz, 2009

Thomas Schwierz, 900 Jahre Gramastetten. Geschichte, Gegenwart und Ausblick einer Mühlviertler Pfarre, Arbeitskreis für Kleindenkmäler (Hg.), Gramastetten 2009.

Schweller 2001

Michael S. Schweller, Capella sive ecclesia supra portam, Studien zu Bau und Wiederaufbau der Burgkapelle Kaiser Freidrichs III. in Wiener Neustadt, phil. Dipl.(unpubl.), Wien 2001.

Stadelober 1996

Margit Stadelober, Gotik in Österreich, Wien 1996.

Stadler 1985

Georg Stadler, Das Bürgerspital St. Blasius zu Salzburg, Salzburg 1985.

Swoboda 1976

Karl Maria Swoboda, Erich Bachmann, Studien zu Peter Parler, In: Beiträge zur Geschichte der Kunst im Sudeten- und Karpathenraum, Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag (Hg.), Bd. 2, Brünn-Leipzig 1939 (Erstausgabe), Baden 1976².

Ulm 1953

Benno Ulm, Die Stilentfaltung der gotischer Landkirchen in den Bezirken Freistadt und Perg in Oberösterreich, phil. Diss. (unpubl.), Wien 1953.

Ulm 1962

Benno Ulm, Der Begriff der ‚Donauschule‘ in der spätgotischen Architektur, in: Christliche Kunstblätter, Diözesan Kunstverein (Hg.), Bd. 2, Linz 1962, S. 82-87.

Ulm 1983

Benno Ulm, Die gotischen Steinmetzzeichen, in: Oberösterreichische Heimatblätter, Institut für Volkskultur (Hg.), 37. Jg., Heft 2, Linz 1983, S. 83-114.

Ulm 1985

Benno Ulm, Mittelalterliche sakrale Kunst in Oberösterreich, in: Kirche in Oberösterreich. 200 Jahre Bistum Linz, (Kat. Ausst. der OÖ. Landesausstellung 1985, 26. April - 27. Oktober 1985, Benediktinerstift Garsten), Amt der OÖ Landesregierung (Hg.), Linz 1985, S. 131-154.

Ulm 1988

Benno Ulm, 700 Jahre Stadtpfarrkirche Freistadt 1288-1988, 1. Teil (Mittelalter), in: Freistädter Geschichtsblätter, Heft 7, Freistadt 1988.

Ulm 1989

Benno Ulm, Freistadt. 1288-1988. 2. Teil (Vom Ende des Mittelalters bis zur Gegenwart), Freistädter Geschichtsblätter, Heft 8, Freistadt 1989.

Ulm 1991

Benno Ulm, Königswiesen. Die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt zu Königswiesen, in: Christliche Kunststätten Österreichs, Bd. 190, Linz 1991.

Untermann 2001

Matthias Untermann, Forma Ordinis. Die mittelalterliche Baukunst der Zisterzienser, in: Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 89, Berlin 2001.

Untermann 2009

Matthias Untermann, Handbuch der Mittelalterlichen Architektur, Burgen und Pfalzen, Kirchen, Klöster und Synagogen. Darmstadt 2009.

von Wintherfeld 1985

Dethard von Wintherfeld, Gegenstandssicherung an Architektur, Dethard von Wintherfeld, in: Kunstgeschichte. Eine Einführung, Hrsg. von Hans Belting, Heinrich Dilly, u.a., Bonn 2003.

Wagner-Rieger 1967

Renate Wagner-Rieger, Architektur, in: Gotik in Österreich (Ausst. Kat. Krems an der Donau, 19. Mai - 15. Oktober 1967), Krems an der Donau 1967, S. 330-368.

Wagner-Rieger 1971

Renate Wagner-Rieger, Die Architektur von Krems und Stein, in: 1000 Jahr Kunst in Krems (Ausst. Kat. Krems an der Donau, 28. Mai bis 24. Oktober 1971) Krems 1971, S. 88-129.

Wagner-Rieger 1978

Renate Wagner-Rieger, Gotische Architektur in der Steiermark, in: Gotik in der Steiermark (Ausstell. Kat. Stift St. Lambrecht, 28. Mai - 8. Oktober 1978, Graz 1978², S. 45-94.

Wagner-Rieger 1988

Renate Wagner-Rieger, Mittelalterliche Architektur in Österreich, Mario Schwarz, Artur Rosenauer (Hrsg.), St. Pölten-Wien, 1991².

Wawrik/Zeilinger 1989

Wawrik Franz, Elisabeth Zeilinger (Hrsg.), Austria Picta. Österreich auf alten Karten und Ansichten, (Ausst. Kat. der Kartensammlung der Oberösterreichischen Nationalbibliothek, 11. Mai - 8. Oktober 1989), Graz 1989.

Weigl/Just 2008

Herwig Weigl, Thomas Just, Spitäler im südöstlichen Deutschland und in den österreichischen Ländern im Mittelalter, in: Martin Scheutz (Hg.) u.a., Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hospitals and Institutional Care in Medieval and Early Modern Europe, Wien-München 2008.

Windemuth 1995

Marie-Luise Windemuth, Das Hospital als Träger der Armenfürsorge im Mittelalter, in: Peter Dilg (Hg.) u.a., Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte, Beiheft 36, Stuttgart 1995.

Winkler 1879

Adolf Winkler, Die Kirche von Leonfelden. Notizen, in: Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und Historischen Denkmale, 4. Jg, Wien 1878/79.

Winkler 1955

Bernhard Winkler, Der dem Stift Wilhering inkorporierte Pfarrverband in Oberösterreich und seine rechtliche Entwicklung, phil. Diss (unpubl.), Wien-Wilhering 1955.

Wurm 1955

Heinrich Wurm, Die Jörger von Tollet, in: Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs, Oberösterreichischen Landesarchiv (Hg.), Bd. 4, Linz 1955.

Zehetner 2011

Franz Zehetner, Katalogtext, in: Der Dombau von St. Stephan. Die Originalpläne aus dem Mittelalter, Katalog zur Ausstellung im Wien Museum, 11. März - 21. August 2011, Wien 2001, S. 166.

Zinnhobler 1993

Rudolf Zinnhobler, Kirche in Oberösterreich, Bd. 2, Vom hohen Mittelalter bis zum Anbruch der Neuzeit, Strasbourg 1993

Digitale Editionen**Donath 2011**

Matthias Donath, in: Jakob Heilmann (Haylmann, von Schweinfurt), In: Sächsische Biografie, Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Hg.) (16.3.2011), URL: [http://saebi.isgv.de/biografie/Jakob_Heilmann_\(um_1475-um_1523\)](http://saebi.isgv.de/biografie/Jakob_Heilmann_(um_1475-um_1523))

Krünitz 2010

Johann Georg Krünitz, Onlineausgabe der Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft. Hrsg. von 1773 bis 1858 in 242 Bänden, Digitalisierungsprojekt der Universitätsbibliothek in Trier, in: kruenitz1.uni-trier (4.6.2010), URL: <http://www.kruenitz1.uni-trier.de/> Bd. 14., Artikel 341.

Grüll 1957

Georg Grüll, Vorwort, Bestand vom Marktarchiv (Bad) Leonfelden, 15.-19. Jh., Landesarchiv Oberösterreich, in: Online-Landesarchiv Oberösterreich (4. Mai 2010), Hrsg. Gerhard Marckhgott, URL: http://www.landesarchiv-ooe.at/xchg/SID-AE0B6459-B7AE75DD/hs.xsl/907_DEU_HTML.htm

Archive

- AW Stiftsarchiv Wilhering
 Gründungsrevers der Spitalskirche Bad Leonfelden, 29. Juni 1514
- DAL Diözesanarchiv Linz
 15. Juli 1752 - Ablassbrief von Benedikt XIV. für die Leonfeldner
 Spitalskirche
- BDA OÖ Bundesdenkmalamt Österreich, Landeskonservatorat für OÖ
 GZ 1258/2/00: Bauhistorische Substanzbewertung des ehemaligen
 Bürgerspitals in 4190 Bad Leonfelden, Linzer Straße 90, erhoben durch
 das Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Oberösterreich, am
 18. Juli 2000. Denkmalpflegerische Vorgaben zur Konzept- und
 Planerstellung.
- OÖLA Oberösterreichisches Landesarchiv, Marktarchiv (Bad) Leonfelden
 15. Juli 1507, Urk. Nr. 2, Schachtel 1: Stiftungsbrief für das Spital in
 Leonfelden.
- PABL Pfarrarchiv Bad Leonfelden
 Raimund Kloiber, Pfarrchronik. Zusammenstellung (handschrift.),
 Leonfelden 1885.

Privatsammlungen

- SL Sammlung Werner Lehner
 Grundriss der Pfarrkirche (Bad) Leonfelden, E. 19. Jh.
 Stiftsbrief vom 2. Jänner 1762, u. a.
- FH Fotodokumentation über die Restaurierung der Spitalskirche, Karl Huemer.

Abbildungsverzeichnis

- 1 Freistadt, Liebfrauenkirche, ehem. Bürgerspitalskirche von Freistadt, E. 15. Jh., Foto: Bg. (=Martina Birngruber)
- 2 Freistadt, ehem. Bürgerspitalskomplex vor dem nördlichen Stadttor, außerhalb der Stadtmauer, Zeichnung von Hahn, 1571, Foto: Schlossmuseum Freistadt.
- 3 Ausschnitt aus dem Vogelschaubild von Linz, Abraham Holzwurm, Bestand vor 1629, ehem. Bürgerspitalskomplex vor dem südlichen Stadttor in Linz, in: Katzinger 1978, Tafel I.
- 4 Ausschnitt vom Markt Ottensheim an der Donau, nach dem Kataster von 1828, ehem. Bürgerspitalskomplex, Typus der linearen Anbindung, in: Dehio MV 2003, S. 548.
- 5 Ottensheim, ehem. Bürgerspitalskomplex, Bürgerspital und Spitalskirche sind heute Wohnhäuser, Foto: Bg.
- 6 Leonfelden, Rekonstruktion des Marktes um 1470, in: Brosch 1932, S. 295.
- 7 Leonfelden, Rekonstruktion nach dem Katasterplan von 1828, in: Brosch 1932, S. 259.
- 8 Paris, Hausaltar im Hôtel-Dieu, Holzstich, Ende 15. Jahrhundert, in: Craemer 1963, S. 8, Abb. 5.
- 9 Braunau, Bürgerspitalskomplex, Grundriss, Dreistützenform, M. 15. Jh., in: Braun 1983, S. 141.
- 10 Braunau, Isometrie des Bürgerspitalskomplexes Hl. Geist, gegr. 1417, in: Craemer 1963, S. 139.
- 11 Bad Leonfelden, Grundriss von ehem. Spitalskirche und ehem. Bürgerspital (A. 16. Jahrhundert), Typus des Winkelanschlusses, in: Dehio MV 2003, S. 61.
- 12 Erfurt, Heilig-Geist Spital gegr. 1385, Typus des Winkelanschlusses, in: Craemer 1963, S. 60.
- 13 Waidhofen a. d. Ybbs, Hofanlagen und Parallelstellung von Spitalskirche und Spital, in: Mühling 1985, S. 137.
- 14 Weitra, Spitalskomplex, Typus der Längsanbindung, in: Mühling 1985, S. 143.
- 15 Pulgarn, ehem. Heilig-Geist-Ordensspital, Sonderform: Typus der Längsanbindung bzw. mit T-Typus, in: Dehio MV 2003, S. 876.
- 16 Nördlingen, Spitalskomplex, Typus der Parallelstellung, in: Craemer 1963, S. 137.
- 17 Ourscamp in Frankreich, Einraumtypus, in: Craemer 1963, S. 30.
- 18 Döllersheim, Zentraltypus, a) Grundriss, b) Außenansicht, in: Mühling 1985, S. 47.
- 19 Kirchberg am Walde (NÖ), Zentraltypus, in: Mühling 1985, S. 85.
- 20 Ybbs an der Donau (NÖ), Kompakter Typus, in: Mühling 1985, S. 154.

- 21 Bad Leonfelden, Schwibbogen als Zeichen der Verschießbarkeit der Anlage, Foto: Bg.
- 22 Salzburg, Spitalskomplex St. Blasius, Typus von Hofanlagen und Arkadenhöfe, Foto: Bg.
- 23 Bad Leonfelden, Bürgerspital, Schnitte, A-A, B-B, Schnitt des alten (rechts) und neuen Bürgerspitals (links) mit vorgezogenen Arkaden, in: Landesarchiv, Baualterplan, Bad Leonfelden, Landesregierung, Bau 10, Vermessung, GZ AQ 68/83, 7. Februar 1984.
- 24 Bad Leonfelden, Grundriss des Bürgerspitals und der Spitalskirche, Grundriss in: OÖ Landesbaudirektion, Abt. Vermessung 1984, in: Dehio MV 2003, S. 61.
- 25 Bad Leonfelden, altes Bürgerspital mit Spitalskirche im Hintergrund. Im Vordergrund: Arkadentrakt mit Treppenanbau aus jüngerer Zeit, Foto: Bg.
- 26 Bad Leonfelden, barocker Stiegenaufgang mit Rundbogenfenster und Eingangsbereich zum Bürgerspital, Foto: Bg.
- 27 Bad Leonfelden, Ausschnitt vom Grundriss des Spitalskomplexes mit dem Eingangsbereich, dem sog. Fletz, Ausschnitt vom Grundriss, in: OÖ Landesbaudirektion, Abt. Vermessung 1984, in: Dehio MV 2003, S. 61.
- 28 Bad Leonfelden, Fletz, im Vordergrund: das Portal von der Kammer zum Fletz; im Hintergrund: das äußere Eingangsportal, Foto: Bg.
- 29 Bad Leonfelden, a) Fletz mit Gewölbeträger aus Ziegeln, an der Außenwand der Spitalskirche, die noch aus Bruchsteinmauerwerk besteht; a) Foto von Fletz, b) Detail von der vom Putz befreiten Mauer, Foto: Bg.
- 30 Bad Leonfelden, spätgotisches Eingangsportal (vorne) und Zugang zur Spitalskirche (rechts), Foto: Bg.
- 31 Bad Leonfelden, Eingangsbereich zur Kammer mit Schulterbogenportal und abgefastem Gewände (vorne); Eingang zum Spital, ursprüngliches Portal verloren (rechts), Foto: Bg.
- 32 Bad Leonfelden, nördliche Kammer mit spätgotischen Schulterbogenportal zum Eingangsbereich hin, Foto: Bg.
- 33 Bad Leonfelden, nördliche Kammer mit tragenden Gewölbepfeilern an der Außenwand der Spitalskirche, Foto: Bg.
- 34 Bad Leonfelden, nördliche Kammer mit zwei Granitgrandern, durch den Einbau der Zwischenmauer als separater Raum ausgesondert. Foto: Bg.
- 35 Bad Leonfelden, rechts neben der Mauer, zugemauerter Zugang, vermutlich zum ehemaligen Emporenaufgang. Foto: Bg.
- 36 Bad Leonfelden, Rechts neben dem zugemauerten Portal befindet sich eine kleine funktionslose Nische, Foto: Bg.
- 37 Bad Leonfelden, Blick ins barocke Stiegenhaus mit Rundbogenfenster, Steintreppen und Kreuzgratgewölbe, Foto: Bg.
- 38 Bad Leonfelden, Eingangsbereich zum Bürgerspital, durch nachträglich hinzugefügten Treppenaufgang verbaut; kleine Sichtluke über dem Portal, Foto: Bg.

- 39 Bad Leonfelden, Bürgerspitalstrakt, Arkadentrakt mit abgefasten Pfeilern im Erdgeschoß und toskanischen Säulen im Obergeschoß, um 1600, Foto: Bg.
- 40 Bad Leonfelden, tonnengewölbter Aufgang zum Arkadentrakt, jüngere Bauphase, Foto: Bg.
- 41 Bad Leonfelden, Ansicht des Bürgerspitalskomplexes von Norden; nach dem Arkadentrakt wurde ein Gebäudeteil in jüngerer Zeit dazu gefügt, Foto: Bg.
- 42 Bad Leonfelden, Detail, Arkadentrakt mit böhmischen Kappengewölbe mit Gurten, abgefasten Granitpfeilern und toskanischen Säulen, um 1600, Foto: Bg.
- 43 Bad Leonfelden, Grundriss, Bürgerspital um 1600: Fletz, Schwarzen Kuchl und daneben liegenden Kammern. Nördlich: Anbau aus dem 18. oder 19. Jahrhundert, Ausschnitt vom Grundriss in: OÖ Landsbaudirektion, Abt. Vermessung 1984, Dehio MV 2003, S. 61.
- 44 Waldenfels, Arkadentrakt, um 1600, in: Birngruber 2007, S. 81.
- 45 Leonfelden, Spitalskirche und Bürgerspitalkomplex, Fotografie, undatiert, in: SL
- 46 Stift Wilhering, Archiv, Gründungsrevers der Spitalskirche Leonfelden, vom 29. Juni 1514, in: Stiftsarchiv Wilhering, Foto: Bg.
- 47 Bad Leonfelden, a) Emporenaufgang, Überlegerbalken mit eingemeißelter Jahreszahl 1724; b) oben: Detail mit Jahreszahl 1724, Foto: Bg.
- 48 Bad Leonfelden, Grundriss der Spitalskirche mit gekennzeichneten Bauteilen verschiedener Bauphasen im Erdgeschoß, Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Bau 10, Vermessung, GZ AQ 68/83, 7. Februar 1984, in: OÖLA.
- 49 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Längsschnitt, Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Bau 10, Vermessung, GZ AQ 68/83, 7. Februar 1984, in: OÖLA.
- 50 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Querschnitt, Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Bau 10, Vermessung, GZ AQ 68/83, 7. Februar 1984., in: OÖLA.
- 51 Bad Leonfelden, Grundriss der Spitalskirche mit eingezeichnetem Bogenrippengewölbe im Emporengeschoß, Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Bau 10, Vermessung, GZ AQ 68/83, 7. Februar 1984, in: OÖLA.
- 52 Leonfelden, Spitalskirche als Gemeindeamt mit *k&k Aichamt*, undatiert, vor 1918, Fotografie, in: SL
- 53 Bad Leonfelden, oben: Emporengeschoß als Standesamt im Nationalsozialismus. Fotografie, in: SL b) unten: Renovierung 1987: eingezogener Boden wurde abgetragen, Postkarte in: SL
- 54 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Renovierung 1987: eingezogener Boden wurde abgetragen, Foto: Huemer.
- 55 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Renovierung der Spitalskirche, jüngeres Mauerwerk wurde abgerissen, Foto: Huemer.
- 56 Bad Leonfelden, Spitalskirche, a) oben: Detail der nordwestlichen Arkade: Übergang von Stein- zur Ziegelbauweise. b) unten: freigelegte Fresken an der Brüstung der Nordempore. Fotos: Huemer.
- 57 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einreißen der Zwischenmauer, Foto: Huemer.

- 58 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Umgestaltung zum Kulturzentrum: Einbau von WC-Anlagen im nordwestlichsten Joch, Foto: Huemer.
- 59 Bad Leonfelden, Spitalskirche, barocke Turmfassade mit integriertem Kamin aus profanierter Zeit, Foto: Huemer.
- 60 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Während der Renovierung 1987 wurde auch der Kamin abgerissen, Foto: Huemer.
- 61 Bad Leonfelden, Spitalskirche, freigelegte Emporenbrüstung mit übertünchten Freskenfragmenten, Reste der Auflage des entfernten Zwischenbodens, Foto: Huemer.
- 62 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einblick in den 5/8-Chorpolygon, Bruchsteinmauerwerk mit steinernen spätgotischem Sakristeiportal, rechts davon befand sich offenbar eine Sakramentsnische. Spärliche Putzreste verdeutlichen das Ausmaß des zerstörten Chorfreskenzyklus. In der Apsismitte konnte das Freskenrondo vom Hl. Petrus mit Schlüssel gerettet werden, Foto: Huemer.
- 63 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Überreste des Freskenzyklus an der Brüstung der Nordempore während der mühseligen Arbeit des Restaurators Josef Wintersteiger, Foto: Huemer.
- 64 Bad Leonfelden, Leonfelden, Spitalskirche, Außenansicht der renovierten Kirche vom Hauptplatz aus, 1987, Foto: Huemer.
- 65 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Außenansicht der renovierten Kirche von Südosten, 1987, Foto: Huemer.
- 66 Bad Leonfelden, Außenfassade der Spitalskirche, Gliederung durch dreieckigen Wandvorlagen und Rundbogenfenster, Foto: Bg.
- 67 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Holztürchen in die 'Raihe', integriert in die aus Bruchsteinmauerwerk konstruierte Sockelzone, Foto: Bg.
- 68 Bad Leonfelden, Eingangsportal an der Südfassade mit eingemeißelter Jahreszahl 1851 am Schlussstein, Foto: Bg.
- 69 Bad Leonfelden, Spitalskirche, einfach gekehltes Dachgesims, ausgebessert und aus neu angestückelten Teilen, Foto: Bg.
- 70 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Fensterzone an der Südfassade, Innenraum mit verstärktem Mauervorsprung für die Halterung der eingezogenen Zwischendecke, Foto: Bg.
- 71 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Turm, ab 1776, Foto: Bg.
- 72 Kirchberg am Wagram, Spitalskirche mit Dachreiter, erbaut 1687, in: Mühling, S. 76.
- 73 Marktvedute von Leonfelden, Ausschnitt aus dem Stich von Topografen Georg Mattäus Vischer mit barocken Zwiebelhelm am Dachreiter der Spitalskirche, 1667, Landesmuseum Linz, in: Brosch, S. 291.
- 74 Marktvedute von Leonfelden, Ausschnitt aus Ölgemälde mit der Spitalskirche, Pfarrhof Bad Leonfelden, 1761, Foto: Bg.
- 75 Spitalskirche in Leonfelden, Ausschnitt aus Ölgemälde, Pfarrhof Bad Leonfelden, 1776, Foto: Bg.

- 76 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einblick ins Langhaus zur Westempore und Seitenkapelle, Foto: Bg.
- 77 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einblick in den Chor, Foto: Bg.
- 78 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Blick von West- zur Nordempore mit achteckigen Pfeilern und rundböigige Arkaden, Foto: Bg.
- 79 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Spätgotisches Schulterbogenportal mit einfachen Überkreuzungen in den Ecken, Zugang von der Spitalskirche zum Fetz und ins Bürgerspital, Foto: Bg.
- 80 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Moderne Holztüre aus jüngster Zeit, Foto: Bg.
- 81 Bad Leonfelden, Spitalskirche, barocke Unterwölbung der Westempore mit Kreuzgratgewölbe und stuckatierten Bändern; vorne: toskanische Säule mit Lilienmotiv, zwischen Turmfundament Treppenaufgang zur Empore mit der Jahreszahl 1724, Foto: Bg.
- 82 Bad Leonfelden, Spitalskirche, tragende Säule der Westempore mit Lilien, Foto: Bg.
- 83 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Turmeinbau durchschlägt förmlich den Emporeneinbau, Foto: Bg.
- 84 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Fresko an Brüstung, Anna Selbdritt vor der Restauration, Foto: Huemer.
- 85 St. Anna in Steinbruch, Anna Selbdritt Relief an der Südfassade, Foto: Bg.
- 86 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Apsis, Medaillon, Darstellung des Hl. Petrus mit dem Schlüssel als Attribut, Foto: Bg.
- 87 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Fresken, Foto: Bg.
- 88 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einblick in den Chor, Foto: Bg.
- 89 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Chorpolygon, kegelförmige Konsolen als Dienst- anfänger, Foto: Bg.
- 90 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Sternrippengewölbe in der polygonalen Apsis mit Übergang zum Bogenrippengewölbe im Langhaus, Foto: Bg.
- 91 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Detail einer Konsole in der Apsis, Foto: Bg.
- 92 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Wandpfeiler mit herauswachsenden profilierten birnstabförmigen Gewölberippen, Foto: Bg.
- 93 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Arkadenpfeiler im Emporengeschoß mit herauswachsenden Rippen, Foto: Bg.
- 94 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Abruptes Ende des Bogenrippengewölbe, Foto: Bg.
- 95 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Gewölbeeinblick von der Empore in Richtung Apsis, Foto: Bg.
- 96 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Konsole in der Seitenkapelle, rechtsdrehend kanneliert, Foto: Bg.
- 97 Bad Leonfelden, Pfarrkirche, Konsole unter der südlichen Empore, Foto: Bg.

- 98 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Unterwölbung der Nordempore mit Parallelrippengewölbe, Foto: Bg.
- 99 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Dienst und Gewölbeanfänger mit herauswachsenden Rippen, Foto: Bg.
- 100 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Überwölbung der Empore, kreuzgratgewölbt mit barockem Fensterausbruch, Foto: Bg.
- 101 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Überwölbung der Empore, Sternrippengewölbe mit floralem Schlussstein, im Hintergrund: barocker Neubau mit Treppenaufgang und stuckatiertem Kreuzgratgewölbe, Foto: Bg.
- 102 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Sternengewölbe, Emporengewölbe, mit Rest von floraler Schlusssteindekoration, Foto: Bg.
- 103 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Detail, Schlusssteinfragment, Foto: Bg.
- 104 Freistadt, Liebfrauenkirche, floraler sechsblütiger Schlussstein im Chor, Foto: Schlossmuseum Freistadt.
- 105 Schenkenfelden, Pfarrkirche, Seitenschiff, Gewölbe mit vierblättrigen Schlussstein, Foto: Bg.
- 106 Landshut, Hl. Geist-Spitalskirche mit Katharinenkapelle, Hans von Burghausen, ab 1407-1432, danach 1432-1461 Hans Stetheimer, in: Clasen, S. 76.
- 107 Bad Leonfelden, Ausblick aus dem Turm der Spitalskirche auf die Pfarrkirche und das danebenliegende Rathaus, E. 20. Jh., Foto: Huemer.
- 108 Bad Leonfelden, Pfarrkirche mit Turm vom Westen aus, Foto: Bg.
- 109 Grundrisse der Pfarrkirche von Bad Leonfelden, Oben (a): heutiger Grundriss nach Dehio MV 2003, S. 59.
- 110 Mitte (b): Alter Grundriss vor dem Umbau der Pfarrkirche unter Otto Schirmer zw. 1875-1877, in: Winkler, 1878/79, S. 128.
- 111 Alter Grundriss vor dem Umbau der Pfarrkirche unter Otto Schirmer zw. 1875-1877, in: SL
- 112 Bad Leonfelden, Pfarrkirche, Einblick in die südliche Emporenhalle, formale Ähnlichkeiten mit Spitalskirche, Scheidarkaden und Rautenstern als Gewölbe-figuration der Seitenschiffe, um 1483-1500, Foto: Bg.
- 113 Bad Leonfelden, Pfarrkirche Hl. Bartholomäus, Ansicht der Südfassade mit dreieckigen Mauervorlagen und Rundbogenfenstern, Ende 15. Jh., Foto: Bg.
- 114 Bad Leonfelden, Nordportal der Pfarrkirche mit Eselsbogen und Inschrift: Thaman Dienstl - Meisterzeichen - Anno domini 1483, Foto: Bg.
- 115 Bad Leonfelden, Pfarrkirche, dreieckige Wandvorlagen, Foto: Bg.
- 116 Bad Leonfelden, Spitalskirche, dreieckige Wandvorlagen, Foto: Bg.
- 117 Ottensheim, Pfarrkirche, dreieckige Wandvorlagen, Foto: Bg.
- 118 St. Martin im Mühlviertel, Pfarrkirche, dreieckige Wandvorlage, Foto: Bg.

- 119 Bad Leonfelden, Ausschnitt vom Nordportal, Eselsrücken über Überlegerbalken mit Inschrift, Überschneidungen am profilierten Gewände, teilweise zerstört, Foto: Bg.
- 120 Stift Wilhering, Kreuzgang, Grabplatte von Thaman Dienstl (1483-1507), Abt von Zisterzienserstift Wilhering und Bauherr der Pfarrkirche, Foto: Bg.
- 121 Bad Leonfelden, Pfarrkirche, Detail vom Nordportal: Meisterzeichen am Überlegerbalken, Foto: Bg.
- 122 Gramastetten, Pfarrkirche Hl. Laurentius, Grundriss, 2. H. 15. Jh bis A. 16. Jh., in: Dehio MV 2003, S. 207.
- 123 Gramastetten, Pfarrkirche, Außenansicht mit südseitigem Haupteingang, Foto: Bg.
- 124 Gramastetten, Pfarrkirche, Apsis mit Eingang zur Unterkirche, Foto: Bg.
- 125 Gramastetten, Pfarrkirche, Gewölberippen wachsen aus dem achteckigen Pfeiler empor, Foto: Bg.
- 126 Gramastetten, Einblick ins Langhaus, Foto: Bg.
- 127 Gramastetten, Pfarrkirche, (a) oben: Einblick ins Langhaus mit Emporen, E. 15. Jh, (b) unten: Einblick in die Unterkirche unter dem Chor der Pfarrkirche, Foto: Bg.
- 128 Gramastetten, Pfarrkirche, Einblick in den Chor mit den Schlingrippen, A. 16. Jh., Foto: Bg.
- 129 Ottensheim, Pfarrkirche, Außenansicht mit Turm und Südportal, Foto: Bg.
- 130 Ottensheim, Pfarrkirche, Außenansicht mit Eckstrebebepfeiler vom Langhaus und Chor.
- 131 Ottensheim, Pfarrkirche, Emporenanlage mit eingezogenen Wandpfeilern und Einsatzkapellen, in: Dehio MV 2003, S. 550.
- 132 Ottensheim, Pfarrkirche, Ansicht vom Chor zum Langhauses mit der Westempore, in: Prokisch 1983, S. 173.
- 133 Ottensheim, Pfarrkirche, Ansicht vom Chor aus zur Nordempore, in: Prokisch 1983, S. 173.
- 134 Ottensheim, Pfarrkirche, Einblick in den Chor, Foto: Bg.
- 135 Ottensheim, Pfarrkirche, Einsatzkapellen mit verschiedenen Gewölbefiguren, Foto: Bg.
- 136 Ottensheim, Pfarrkirche, Detail vom Gewölbe einer Einsatzkapelle mit runden Konsolen und tellerförmigen Übergang zu den einfach profilierten birnstabförmigen Rippen, im Jochmittelpunkt werden die überschneidenden Rippen von einem Meisterzeichen geschmückt, gleiche Farbgebung der Rippen und Einrahmung wie in der Spitalskirche, Foto: Bg.
- 137 Eferding, Stadtpfarrkirche, Grundriss, in: Miedl 1970, S. 12.
- 138 Eferding, Stadtpfarrkirche, Einblick vom Seitenschiff ins Hauptschiff, Gewölbe im Seitenschiff mit gebogenen Rippenstücken ausgestattet, Figuration mit sphärischen Rauten, in: Miedl 1970, S. 16.

- 139 Konstruktionsskizze der verschiedenen Arten von Wandpfeilerkirchen a) Saalkirche mit Strebepfeilern, b) Saalkirche mit einfachen Wandpfeilern, c) Vollausgebildete Wandpfeilerkirche, in: Büchner 1964, S. 68.
- 140 Wasserburg, St. Jakob, Grundriss (1445-1448), in: Nussbaum 1994, S. 232.
- 141 Salzburg, Franziskanerkirche, Grundriss, in: Brucher 1990, S. 93.
- 142 Rosenheim in Bayern, Hl. Geist-Spitalskirche, Anfang des 15. Jh., in: Braun 1983, S. 194.
- 143 Wasserburg, Spitalskirche St. Achatz, 1483-1485, in: Braun 1983, S. 215.
- 144 Passau, St. Salvator, Schnitt, in: Danicke 2001, S. 120, Abb. 9.
- 145 Passau, St. Salvator, Grundriss, in: Danicke 2001, S. 120, Abb. 10.
- 146 Passau, St. Salvator, Einblick in den Chorraum, Gemälde von Gustav Seeburger, um 1838, in: Schindler 1982, S. 88.
- 147 Braunau, Stadtpfarrkirche, in: Reinhard Weidl, Die Kirchen der Stadtpfarre Braunau. Oberösterreich, in: Christliche Kunststätten Österreichs 335, Salzburg 1999, S. 9.
- 148 Passau, Dom St. Stephan, Grundriss mit Ortenburger-Kapelle, in: Leidl 1980, S. 48
- 149 Wien, Akademie der bildenden Künste, Inv. 16.917, zwei Bogenrippengewölbe, um 1520, in: Böker 2005, S. 235.
- 150 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Planriss Inv. 16.818, Grundriss der Westempore der Kartause Gaming, um 1456, in: Böker 2005, S. 6.
- 151 Wiener Neustadt, Grundriss der Georgskapelle, Peter Pusika (1449-1460), in: Schweller 2001, Anhang, Abb. 7.
- 152 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 17.030, Wien, St. Stephan, Teilgrundriss des Langhauses, in: Böker 2005, S. 341.
- 153 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 16.863, Wien, St. Stephan, Teilgrundriss des Langhauses, Lorenz Spinning, zw. 1460-65, in: Böker 2005, S. 156.
- 154 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 17.005, Wien, Akademie der bildenden Künste, Gewölbefiguration, A. 16. Jh., in: Böker 2005, S. 319.
- 155 Wien, St. Stephan, Langhaus, in: Brucher 1990, S. 183, Abb. 136.
- 156 Wien, St. Stephan, Einblick ins Langhaus, in: Brucher 1990, S. 182, Abb. 135.
- 157 Wien, Stephansdom, Grundriss mit Albertinischen Chor und Bündelpfeiler, in: Koch 1993, Abb. 25.
- 158 Wien, St. Stephan, Orgelfuß, um 1515, in: Brucher 1990, S. 205, Abb. 160.
- 159 Wien, ehem. Niederösterreichisches Landhaus, Durchfahrtshalle, Schlingrippengewölbe, um 1515, in: Brucher 1990, S. 204, Abb. 159.

- 160 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 16.856, Wien, St. Stephan, Orgelfuß, um 1515, in: Böker 2005, S. 149.
- 161 Palais Niederösterreich, ehem. Niederösterreichisches Landhaus, Durchfahrts-halle mit Schlingrippengewölbe 1513-16, in: Dehio Wien 2003, S. 224.
- 162 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 17.075, Kapel-lengrundriss, um 1515, eventuell Kapelle von St. Anna in Wien, Jörg Öchsl 1514-1518, in: Böker 2005, S. 393.
- 163 Wien, Grundriss der heutigen St. Anna Spitalskirche, ab 1514, in: Dehio WI 2003, S. 13.
- 164 Wien, Wolmuetplan, 1457, Ausschnitt mit der St. Anna Kirche, Wien, Reprodu-ziert von Albert Camesina in Farblithographie 1857/1858, Maßstab 1 : 792, Ausrichtung nach Südwest, in: Stadt Wien, Wiener Kulturgut, <http://www.wien.gv.at/kultur/kulturgut/karten/wolmuet/wolmuet1.html>
- 165 Steyr, Stadtpfarrkirche, Grundriss, in: Koch 1993, Anhang, S. 55., Abb. 2.
- 166 Steyr, Stadtpfarrkirche, Einblick ins Seitenschiff mit kastenförmig umrandeten Bogenrippen mit sphärischer Rautenbildung im Gewölbescheitel, in: Koch 1993, Anhang, Abb. 23.
- 167 Steyr, Stadtpfarrkirche, Einblick ins Langhaus in Richtung Chor, in: Koch 1993, Anhang, Abb. 26.
- 168 Steyr, Stadtpfarrkirche, Chorgrundriss, Inv. 16.890v, in: Böker 2005, S. 204.
- 169 Admont, Bruderschaftsbuch, Steinmetzzeichen und Meisterzeichen des Wolf-gang Denk, in: Ulm 1983, S. 90.
- 170 Steyr, Stadtkirche, Mert Kranschach, nördliche Portalvorhalle, Foto: Bg.
- 171 Steyr, Stadtkirche, Mert Kranschach, Gewölbe der nördlichen Portalvorhalle, um 1480, in: Koch, Anhang, Abb. 42.
- 172 Steyr, ehem. Bürgerspitalskirche, Außenansicht, in: Berndl 2003, Anhang, Abb. 332.
- 173 Steyr, ehem. Bürgerspitalskirche, Grundriss, in: Berndl 2003, Fig. 101.
- 174 Steyr, ehem. Bürgerspitalskirche, Bogenrippengewölbe mit zweifach profilierten Rippen und Maßwerkverzierungen, um 1517, in: Berndl 2003, Anhang, Abb. 344.
- 175 Steyr, ehem. Bürgerspitalskirche, verkreuztes und durchstäbtes Gewände, in: Berndl 2003, Anhang, Abb. 333.
- 176 Steyr, Bruderhauskirche, Ansicht von Osten, in: Berndl 2003, Abb. 336.
- 177 Steyr, Bruderhauskirche, Gewölbe, Bogenrippen, in: Berndl 2003, Abb. 338.
- 178 Obergrünburg, Bogenrippengewölbe mit sphärischen Rauten im Chorpolygon.
- 179 Aschbach, Detail des Bogenrippengewölbes vom südlichen Seitenschiff, um 1515, Foto: Bg.
- 180 Aschbach, Bogenrippengewölbe im Seitenschiff, um 1515, Foto: Bg.
- 181 Aschbach, Schlingrippengewölbe der Steyrer Viertellade, um 1515, Foto: Bg.

- 182 Feldkirchen an der Donau, Pfarrkirche, Grundriss, Bogenrippengewölbe als Unterwölbung des südlichen Emporenjochs, in: Dehio MV 2003, S. 114.
- 183 Feldkirchen, Pfarrkirche, Nordportal, Foto: Bg.
- 184 Feldkirchen, Langhaus, Schlussstein, Foto: Bg.
- 185 Feldkirchen, Pfarrkirche, Bogenrippengewölbe im südlichen Emporenjoch, Anfang des 16. Jahrhundert, Foto: Bg.
- 186 St. Lorenzen in Knittelfeld, Foto: Bg.
- 187 St. Lorenzen in der Steiermark, Grundriss der Pfarrkirche, in: Dehio Stmk 1982, S. 456.
- 188 St. Lorenzen in der Steiermark, Langhaus, Detail, Konsole, Foto: Bg.
- 189 Gojau, Pfarrkirche, Außenansicht, in: Pavelec 2005, Titelbild.
- 190 Gojau, Einblick in das Langhaus und Chor, in: Pavelec 2005, S. 17.
- 191 Gojau, Einblick in das Langhaus mit Westempore, in: Pavelec 2005, S. 14.
- 192 Gojau, Diamantschnitt an der Basis des mittleren Emporen Pfeilers, in: Pavelec 2005, S. 18.
- 193 Krumau, Stadtpfarrkirche, Chorgewölbe, in: Kuthan 2003, S. 22, Abb. 7.
- 194 Krumau, Stadtpfarrkirche St. Veit, Gewölbe des Langhauses, in: Kuthan 2003, S. 23, Abb. 8.
- 195 Haslach, Pfarrkirche, Grundriss, Netzslingengewölbe, 1500-1510, in: Dehio MV 2003, S. 262.
- 196 Haslach, Einblick ins Langhaus in Richtung Westempore, Netzslingengewölbe ruht auf Diensten, in: Kuthan 2003, S. 44, Abb. 22.
- 197 Haslach, Pfarrkirche, Netzslingengewölbe, in: Kuthan 2003, S. 45, Abb. 23.
- 198 Kalsching, Pfarrkirche, Netzslingenrippengewölbe von Hans Getzinger, um 1510, Foto: Lavička 2009.
- 199 Kalsching, Pfarrkirche, Netzslingenrippengewölbe von Hans Getzinger, um 1510, Foto: Lavička 2009.
- 200 Kalsching, Langhausgewölbe mit Hans Getzingers Signatur, Foto: Lavička 2009.
- 201 Kalsching, Langhausgewölbe mit Diensten, Foto: Lavička 2009.
- 202 Kalsching, Gewölbe, Detail, Foto: Lavička 2009.
- 203 Rosenberg, Pfarrkirche, Chor mit Netzslingengewölbe, Hans Getzinger zugeschrieben, in: Cechner 1929, Beilage zur S. 380.
- 204 Rosenberg, Pfarrkirche, Außenansicht, in: Foto: Lavička 2009.
- 205 Rosenberg, Pfarrkirche, Einblick ins Chorgewölbe, Foto: Lavička 2009.
- 206 Rosenberg, Pfarrkirche, Einblick ins Chorgewölbe, Foto: Lavička 2009.

- 207 Rosenberg, Pfarrkirche, Einblick vom Langhaus in den Chor, Foto: Lavička 2009.
- 208 St. Martin im Mühlkreis, Pfarrkirche, Grundriss mit südlicher Kapelle, datiert 1519, in: Dehio MV2003, S. 726.
- 209 St. Martin im Mühlkreis, Pfarrkirche, Gewölbedetail der südlichen Kapelle, Foto: Bg.
- 210 St. Martin im Mühlkreis, Pfarrkirche, südliche Kapelle, Detail des Gewölbes, Foto: Bg.
- 211 St. Anna in Steinbruch, Grundriss, in: Dehio MV 2003, S. 483.
- 212 St. Anna in Steinbruch, Gewölbedetail, Foto: Bg.
- 213 St. Anna in Steinbruch, Gewölbedienst, Foto: Bg.
- 214 Prag, Hradschin, Wladislaw-Saal, 1493-1502, erbaut von Benedikt Ried.
- 215 Prag, Hradschin, Wladislaw-Saal, 1493-1502, Wandpfeilerstützen mit abgekappten Rippen und W-Formation, in: Fehr 1969, Anhang, Abb. 13.
- 216 Prag, Hradschin, Wladislaw-Saal, 1493-1502, Wandpfeilerstützen mit abgekappten Rippen und W-Formation, in: Fehr 1969, Anhang, Abb. 14.
- 217 Grundriss, Prager Burg, Wladislawsaal, in: Němec 2009, S. 72.
- 218 Kutenberg, Langhausgewölbe, in: Fehr 1969, S. 129.
- 219 Laun, Pfarrkirche, Grundriss, Bogennetzgewölbe, Benedikt Ried, in: Fehr 1969, S. 142.
- 220 Wien, Kupferstichkabinett, Planriss Inv. 16.989, in: Böker 2005, S. 300.
- 221 Freistadt, Stadtpfarrkirche, Grundriss, in: Ulm 1989, S. 75.
- 222 Freistadt, Stadtpfarrkirche, Chorgewölbe, in: Ulm 1988, S. 35.
- 223 Freistadt, Stadtpfarrkirche, Strebpfeilersockel mit der Jahreszahl 1501, Foto: Bg.
- 224 Wien, Kupferstichkabinett, Planriss Inv. 17.003, in: Böer 2005, S. 315.
- 225 Neuhaus, Spuliřkapelle, Gewölbe, Foto: Lavička 2009.
- 226 Neuhaus, Spuliřkapelle, Gewölbeanfänger, Foto: Lavička 2009.
- 227 Neuhaus, Spuliřkapelle, Gewölbeanfänger, Detail, Foto: Lavička 2009.
- 228 Königswiesen, Pfarrkirche, Schlingrippengewölbe, in: Ulm 1981, S. 9.
- 229 Königswiesen, Pfarrkirche, Einblick ins Langhaus zur Westempore, Foto: Bg.
- 230 Königswiesen, Pfarrkirche, Pfeiler, Foto: Bg.
- 231 Königswiesen, Pfarrkirche, Detail der Nordempore mit nachgezeichneten Steinmetzzeichen, Foto: Bg.
- 232 Wien, Meistertafel mit Steinmetzzeichen, in: Zehetner 2001, S. 166, Abb. 10.3.
- 233 Steinmetzzeichen in der Spitalskirche von Bad Leonfelden, Skizze: Bg.

- 234 Steinmetzzeichen in der Pfarrkirche von Bad Leonfelden, Skizze: Bg.
- 235 Signatur eines Steinmetzes, der in Bad Leonfelden, Rosenberg und Altstadt seine Spur hinterlassen hat, Skizze: Lavička 2009.
- 236 Ottensheim, Pfarrkirche St. Ägidius, Steinmetzzeichen, in: Prokisch 1983, S. 180.
- 237 Gramastetten, Langhaus, Nordwand, Steinmetzzeichen, in: Schwierz 2009, S. 128.
- 238 St. Anna in Steinbruch, Steinmetzzeichen, Skizze: Bg.
- 239 Königswiesen, Pfarrkirche, sieben große erkennbare Steinmetzzeichen, Skizze: Bg.
- 240 Freistadt, Stadtpfarrkirche St. Katharina, Steinmetzzeichen an der südlichen Seite des östlichsten Langhauspfeilers, Skizze: Bg.

Abstract

Das Bürgerspital in Bad Leonfelden ist ein stiller Zeuge des spätmittelalterlichen Fürsorgewesens. Die dazugehörige Spitalskirche unterliegt einer wechselvollen Geschichte, die auch an der Architektur ablesbar ist. Trotz ihrer Uniformität aufgrund ihres Filialkirchencharakters und der Lage in einer Randregion gibt der Bautyp und das Bogenrippengewölbe Aufschluss über die künstlerische Provenienz.

Obwohl die südböhmische Bauhütte der Rosenberger an der Wende des 15. zum 16. Jahrhunderts im Umfeld aktiv an der Gestaltung sakraler Bauten beteiligt war, ist die Spitalskirche eine Enklave donauländisch dominierter Architekturströmungen. Stilistische und formale Aspekte, aber auch die Analyse von Steinmetzzeichen an relevanten Sakralbauten in der Umgebung unterstreichen dieses Faktum.

Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Name: Martina Birngruber

geb. Linz, 5. September 1977

Studium

Februar 1999 - Juli 2001

Studium der Kunstgeschichte an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, Wahlfächer: Geschichte und Philosophie.

September 2002 - Juli 2003

Erasmus-Stipendium der Universität Wien für einen einjährigen Aufenthalt an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Lausanne (CH),
Schwerpunkt: Filmgeschichte und Filmästhetik, Französisch.

Oktober 2003 - Februar 2006

Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und Geschichte an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Bern.
Schwerpunkt: Kunstgeschichte der Neuzeit und der Moderne.
Prof. Dr. Oskar Bätschmann, Prof. Dr. Peter Schneemann

Februar 2006 - Juni 2011

Studium der Kunstgeschichte an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.
Schwerpunkt: Spätgotische Architektur in Österreich.
Betreuer der Diplomarbeit: Prof. Dr. Mario Schwarz

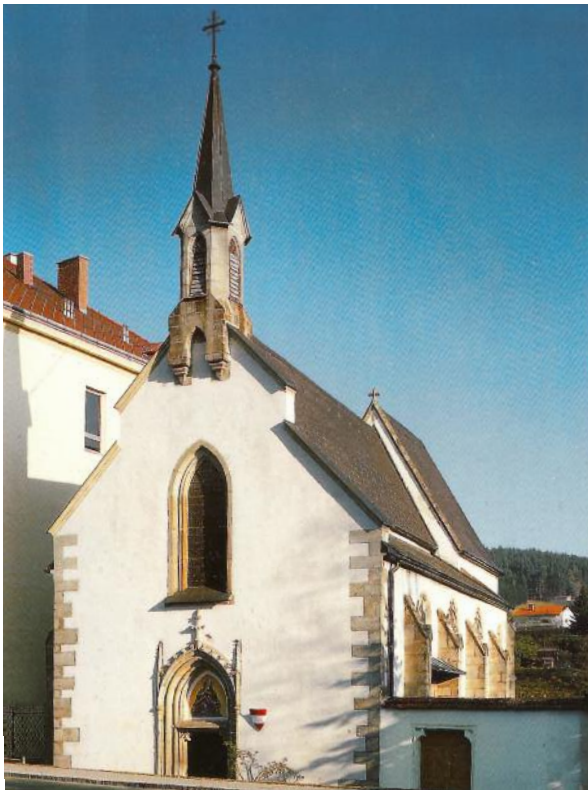
Stipendien

September 2002 - Juli 2003

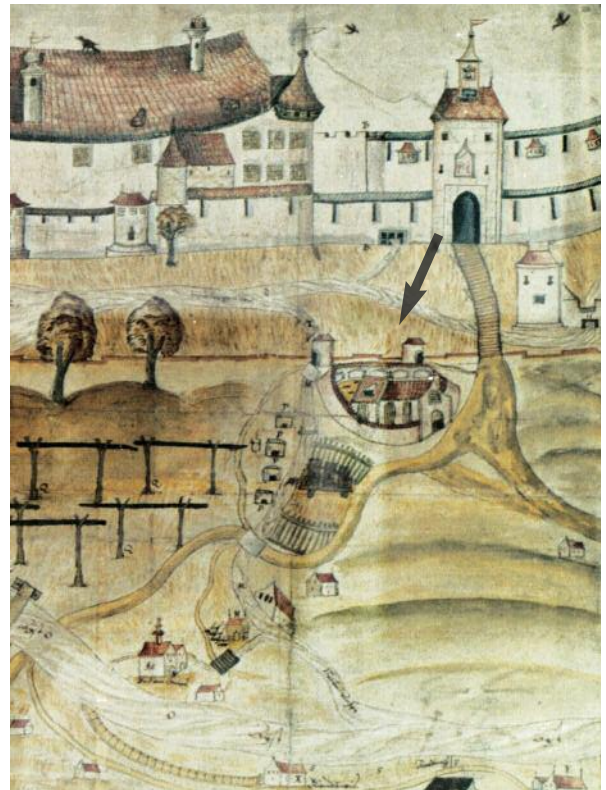
Erasmus-Stipendium der Universität Wien für einen einjährigen Aufenthalt an der Universität Lausanne (CH).

28. August 2004 - 6. September 2004

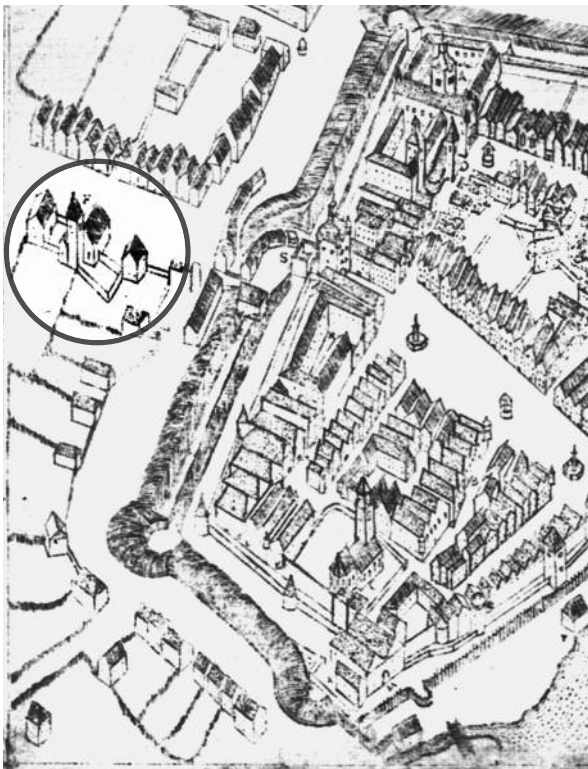
Stipendium der Amerikanischen und Schweizer Botschaft im Zusammenhang mit dem Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Gegenwart für einen Aufenthalt in New York.



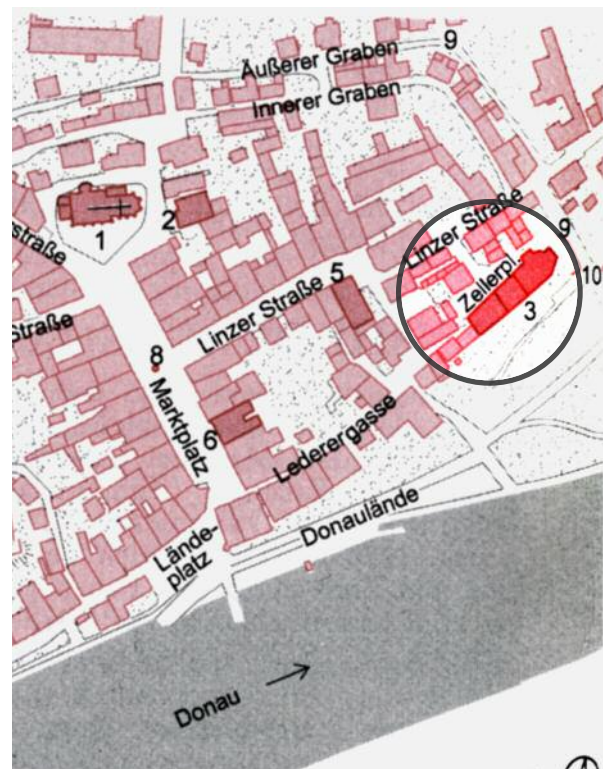
1 Freistadt, Liebfrauenkirche, ehem. Bürgerspitalskirche von Freistadt.



2 Freistadt, ehem. Bürgerspitalskomplex vor dem nördlichen Stadttor, dem sog. Böhmertor, außerhalb der Stadtmauer, Zeichnung von Hahn, 1571, Schlossmuseum Freistadt.



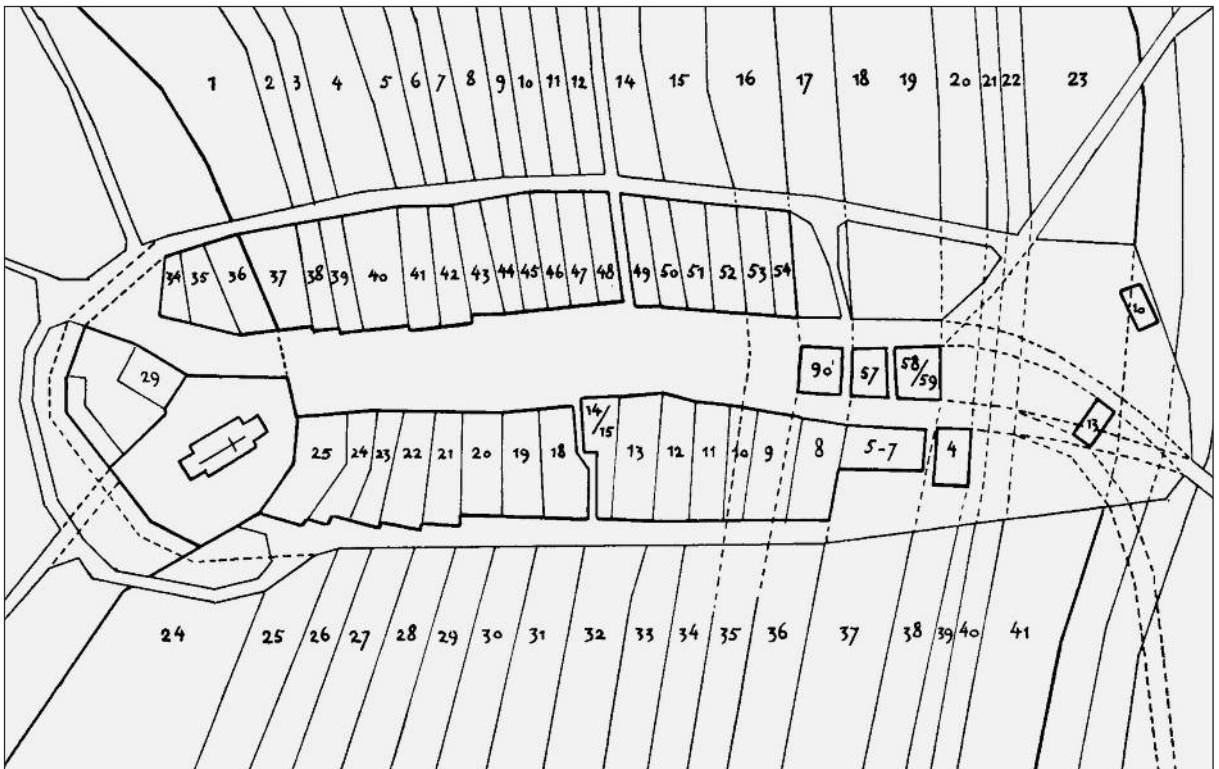
3 Ausschnitt aus dem Vogelschaubild von Abraham Holzwurm, ehem. Bürgerspitalskomplex vor dem südlichen Stadttor in Linz, 1629.



4 Ausschnitt vom Markt Ottensheim an der Donau mit ehem. Bürgerspitalskomplex, nach dem Kataster von 1828, Typus der linearen Anbindung.



5 Ottensheim, ehem. Bürgerspitalskomplex, Bürgerspital und Spitalskirche sind heute Wohnhäuser.



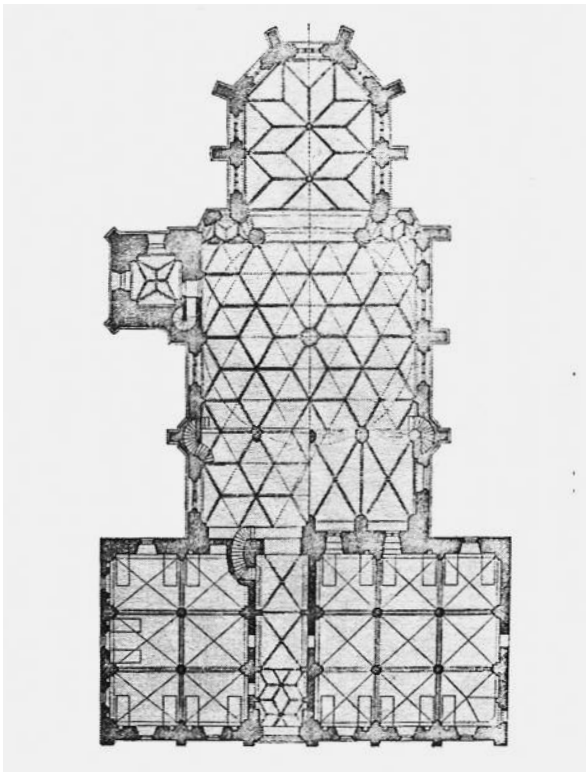
6 Leonfelden, Rekonstruktion des Marktes um 1470. Demnach befände sich die Spitalskirche an der Stelle des Bürgerhauses Nr. 90.



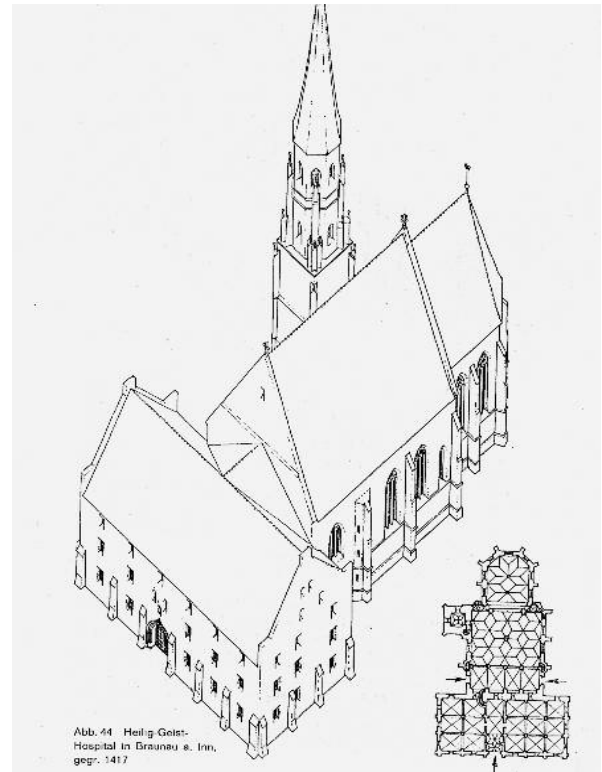
7 Markt Leonfelden, Rekonstruktion von Brosch nach dem Katasterplan von 1828.



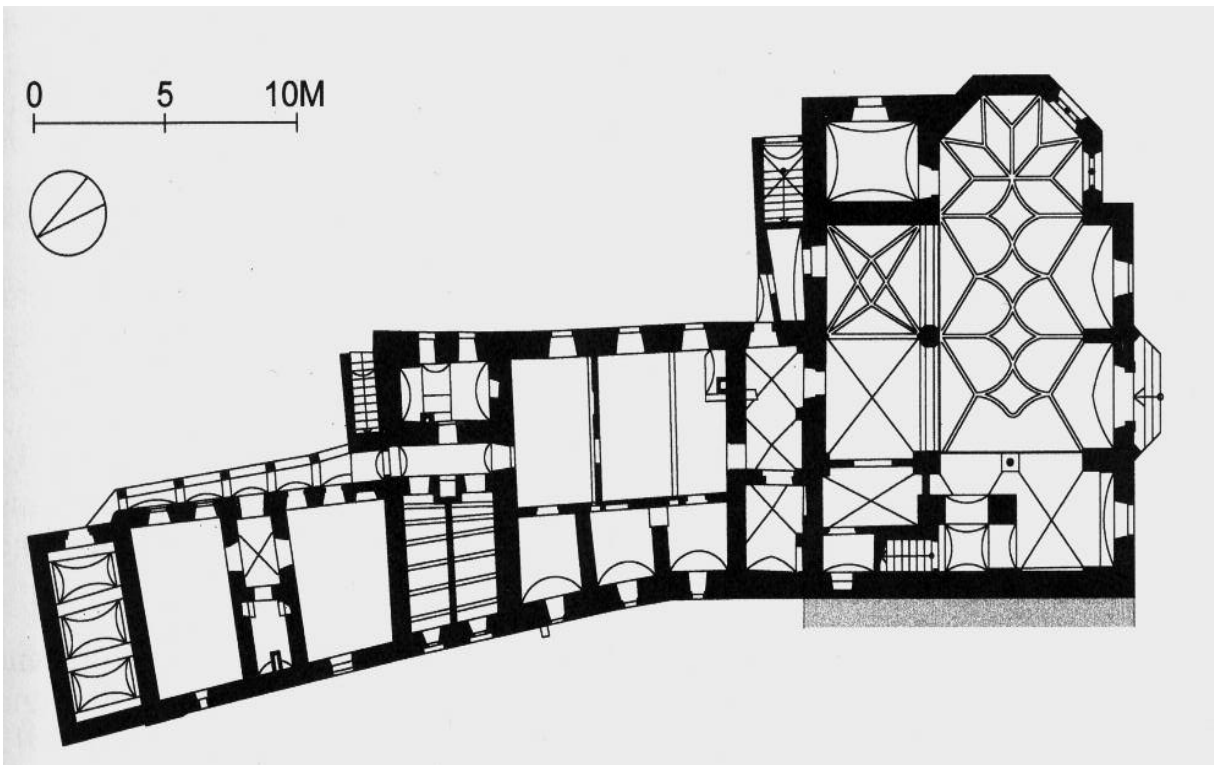
8 Paris, Alter im Spital Hôtel-Dieu, Holzstich, Ende 15. Jahrhundert.



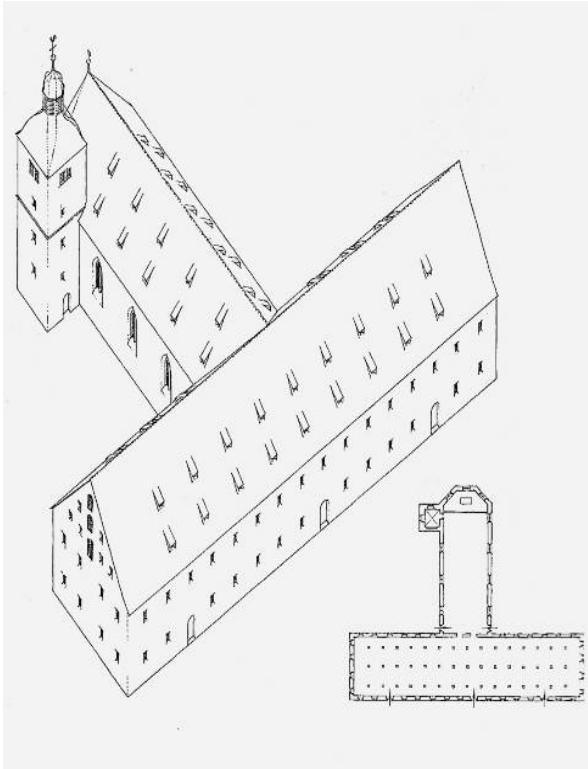
9 Braunau, Bürgerspitalskomplex, Grundriss, Dreistützenform, M. 15. Jh.



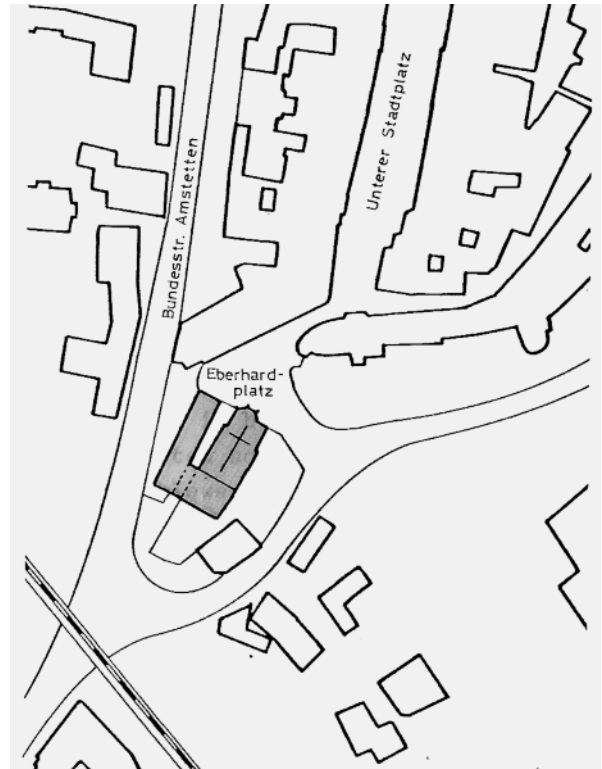
10 Braunau, Isometrie des Bürgerspitalskomplexes Hl. Geist, Spital gegr. 1417.



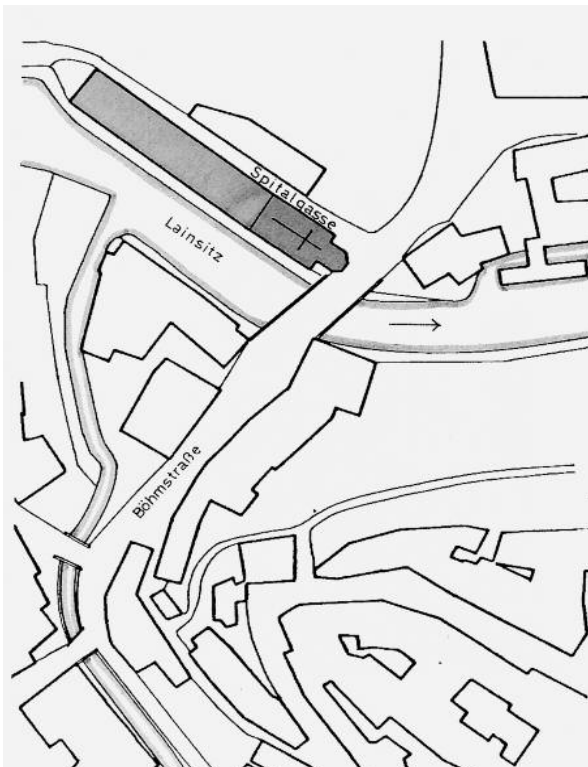
11 Bad Leonfelden, Grundriss der ehem. Spitalskirche mit ehem. Bürgerspital (A. 16. Jahrhundert), Typus des Winkelanschlusses.



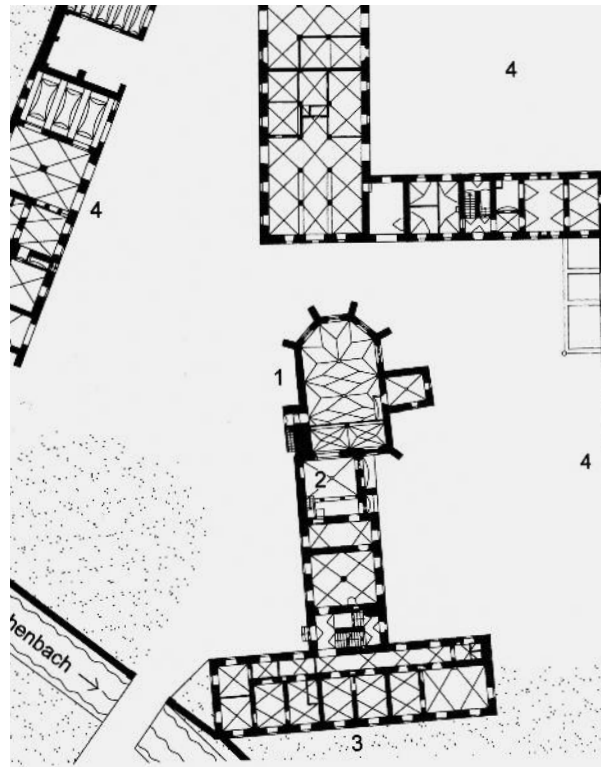
12 Erfurt, Heilig-Geist-Spital, gegr. 1385, Typus des Winkelanschlusses.



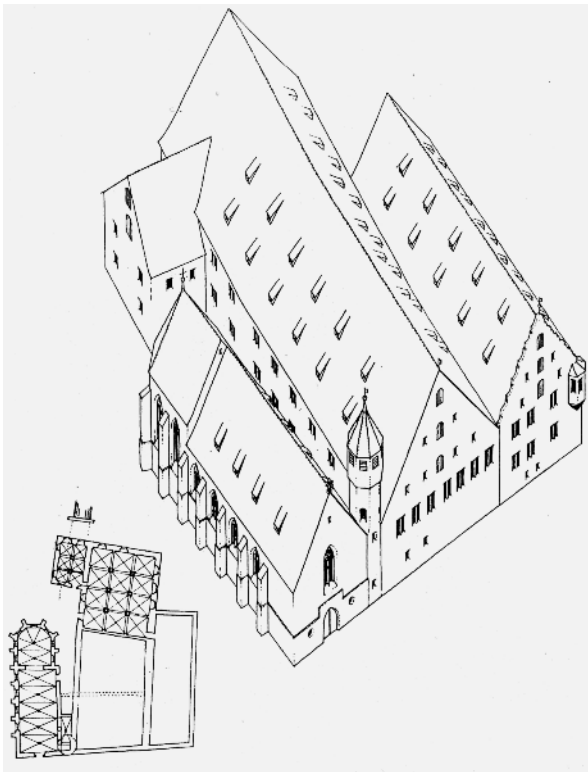
13 Waidhofen an der Ybbs, Hofanlage und Parallelstellung von Bürgerspital und Kirche.



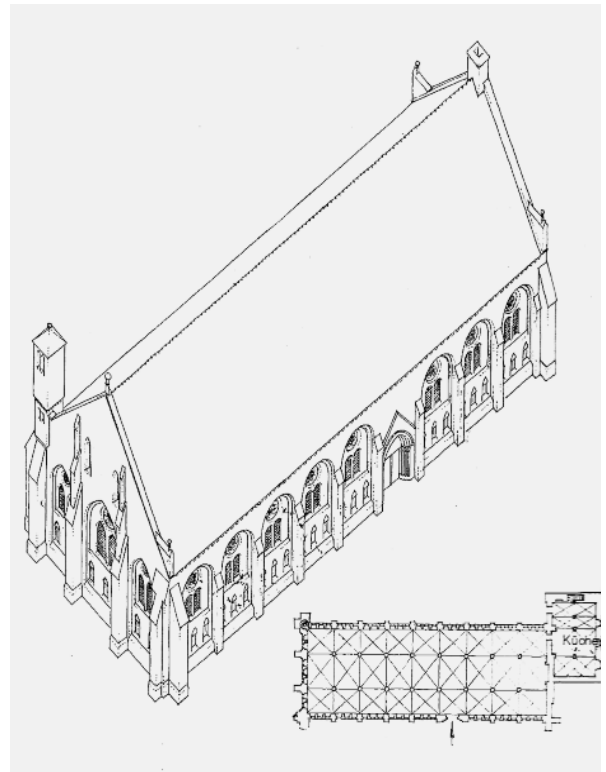
14 Weitra, Spitalskomplex, Typus der Längsanbindung.



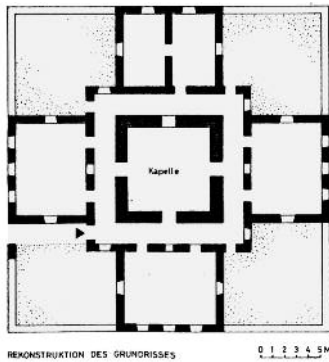
15 Pulgarn, ehem. Heilig-Geist-Spital, Sonderform, Typus der Längsanbindung bzw. sogenannter T-Typus.



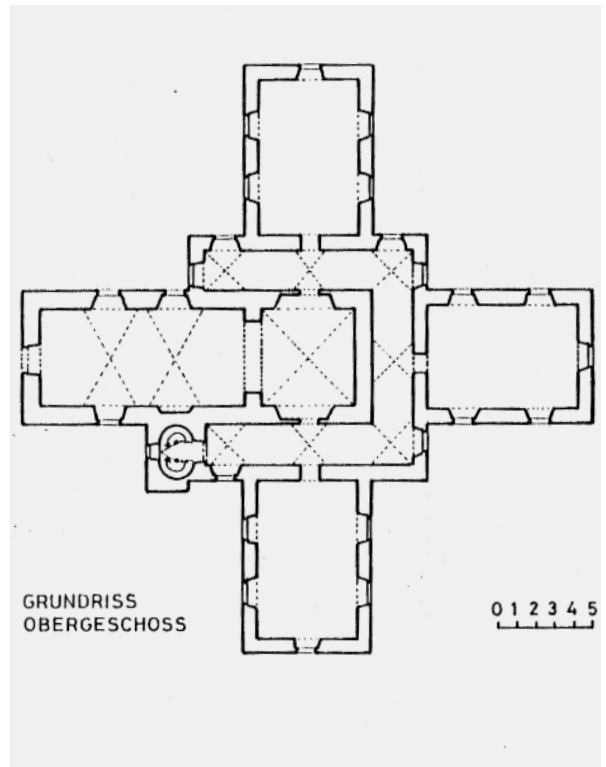
16 Nördlingen, ehem. Spitalskomplex,
Typus der Parallelstellung.



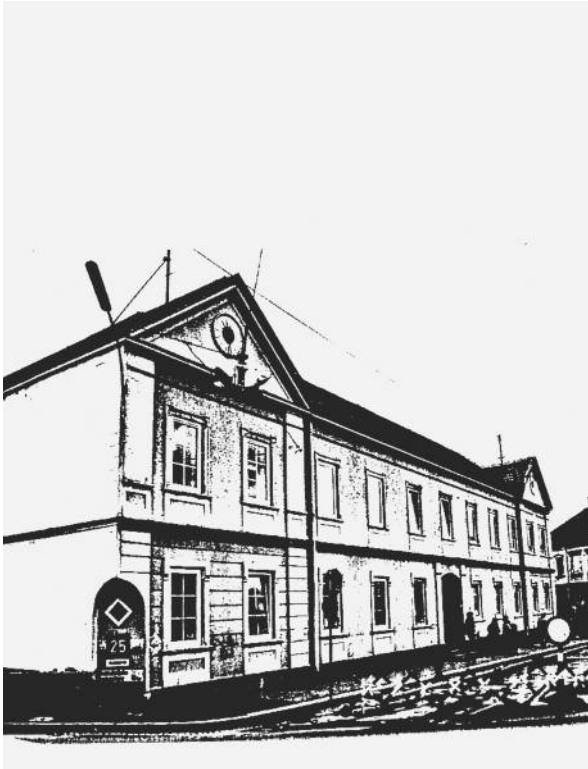
17 Ourscamp in Frankreich, Einraumtypus.



18 Döllersheim, ehem. Spitalskomplex;
a) oben: Grundriss
b) unten: alte Fotografie der Außenansicht,
undatiert, Typus des Zentralraumes.



19 Kirchberg am Walde, Grundriss, Zentraltypus.



20 Ybbs an der Donau, Kompakter Typus, M. 19. Jh.



21 Bad Leonfelden, Schwibbogen als Zeichen der Verschleißbarkeit.



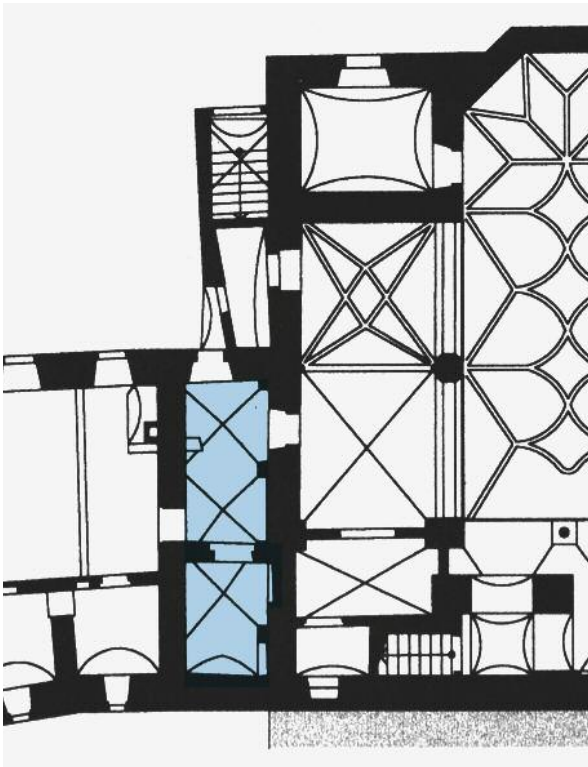
22 Salzburg, St. Blasius Spital, Typus von Hofanlagen und Arkadenhöfe.



25 Bad Leonfelden, altes Bürgerspital mit Spitalskirche im Hintergrund. Im Vordergrund: Arkadentrakt mit Treppenanbau, der ins Obergeschoß führt.



26 Bad Leonfelden, barocker Stiegenaufgang mit Rundbogenfenster und Eingangsbereich zum Bürgerspital.



27 Bad Leonfelden, Ausschnitt vom Grundriss des Spitalskomplexes mit dem Eingangsbereich, dem sog. Fletz.



28 Bad Leonfelden, Fletz, im Vordergrund: das Portal von der Kammer zum Fletz; im Hintergrund: das äußere Eingangsportal.



29 Bad Leonfelden, a) Fletz mit Gewölbeträger aus Ziegeln, an der Außenwand der Spitalskirche, die noch aus Bruchsteinmauerwerk besteht; b) Detail von der vom Putz befreiten Mauer.



30 Bad Leonfelden, spätgotisches Eingangsportal (vorne) und Zugang zur Spitalskirche (rechts).



31 Bad Leonfelden, Eingangsbereich zur Kammer mit Schulterbogenportal und abgefastem Gewände (vorne); Eingang zum Spital, ursprüngl. Portal verloren (rechts).



32 Bad Leonfelden, nördliche Kammer mit spätgotischen Schulterbogenportal zum Eingangsbereich hin. Die Zwischenmauer zum Fletz ist nach der Erbauung des Gewölbes eingezogen worden. Der Fletz umfasste damit die ganze Breite des Bürgerspitals. Das spätgotische Portal wurde in die Mauer gebaut und wiederverwendet. Der ursprüngliche Standort ist unbekannt.



33 Bad Leonfelden, nördliche Kammer mit tragenden Gewölbepfeilern an der Außenwand der Spitalskirche.



34 Bad Leonfelden, nördliche Kammer mit zwei Granitgrandern, durch den Einbau der Zwischenmauer als separater Raum ausgetrennt.



35 Bad Leonfelden, rechts neben der Mauer, zugemauerter Zugang, vermutlich zum ehem. Emporenaufgang.



36 Bad Leonfelden, rechts neben dem zugemauerten Portal befindet sich eine kleine funktionslose Nische.



37 Bad Leonfelden, Blick ins barocke Stiegenhaus mit Rundbogenfenster, Steintreppen und Kreuzgratgewölbe.



38 Bad Leonfelden, Eingangsbereich zum Bürgerhospital, durch nachträglich hinzugefügten Treppenaufgang verbaut; kleine Sichtluke über dem Portal.



39 Bad Leonfelden, Arkadentrakt mit abgefasten Pfeilern im Erdgeschoß und toskanischen Säulen im Obergeschoß, um 1600.



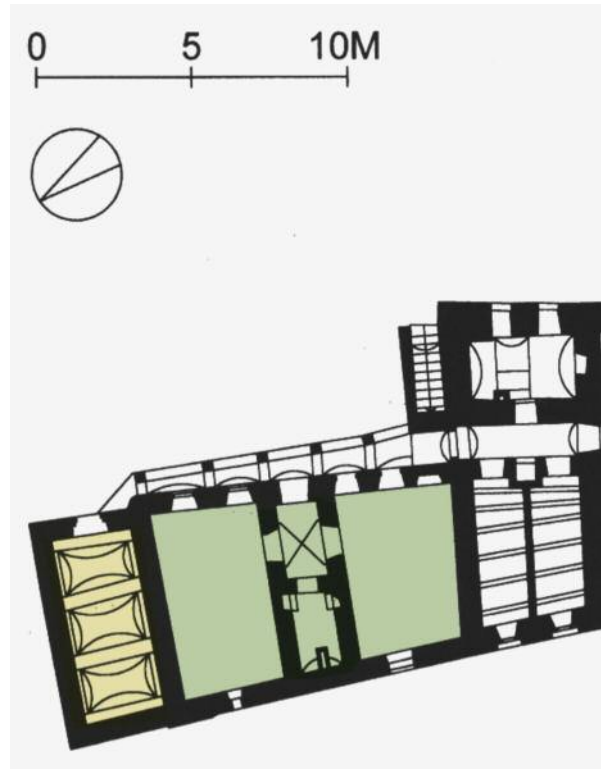
40 Bad Leonfelden, tonnengewölbter Aufgang zum Arkadentrakt, jüngere Bauphase.



41 Bad Leonfelden, Ansicht des Bürgerspitalskomplexes von Norden; nach dem Arkadentrakt wurde ein Gebäudeteil in jüngster Zeit dazugefügt.



42 Bad Leonfelden, Detail, Arkadentrakt mit böhmischem Kappengewölbe mit Gurten, abgefasten Granitpfeilern und toskanischen Säulen, um 1600.



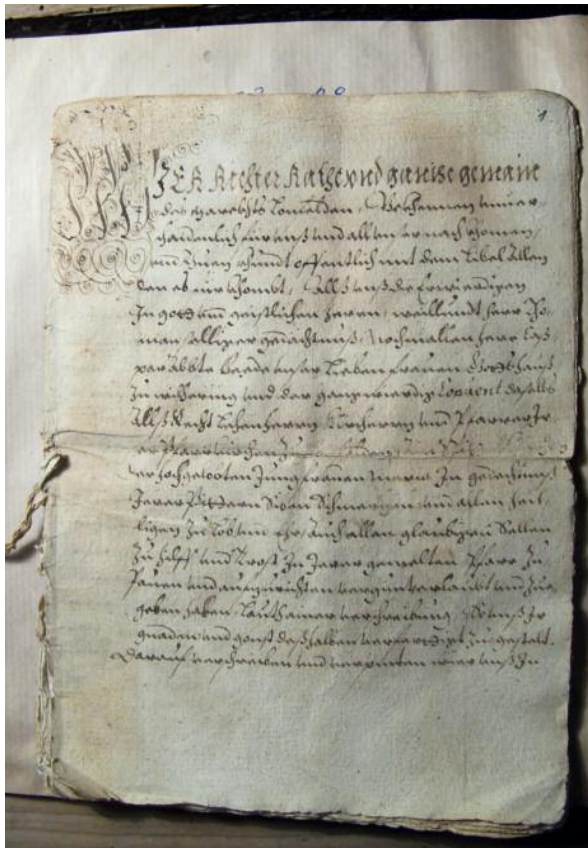
43 Bad Leonfelden, Grundriss, Bürgerspital um 1600: Fletz, Schwarzen Kuchl und daneben liegenden Kammern. Nördlich: Anbau aus dem 18. oder 19. Jahrhundert.



44 Waldenfels, Arkadentrakt, um 1600.



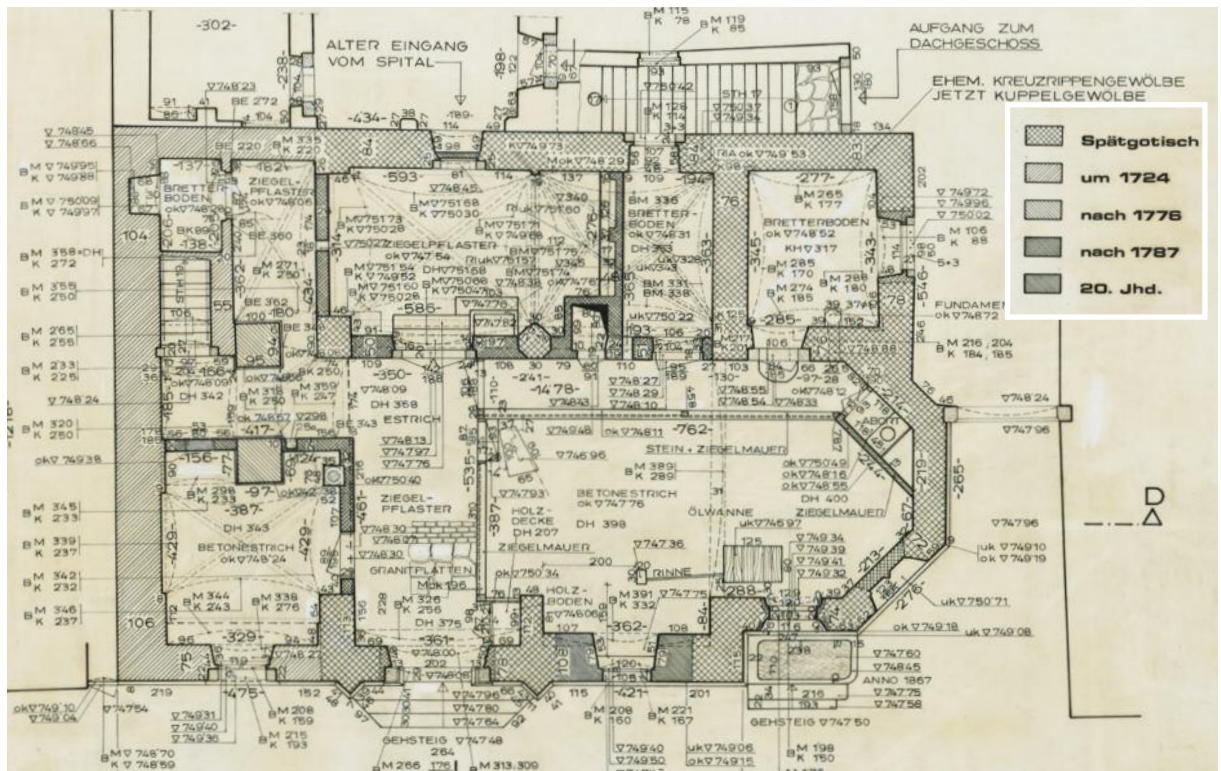
45 Leonfelden, Spitalskirche und Bürgerspital, Fotografie, undatiert.



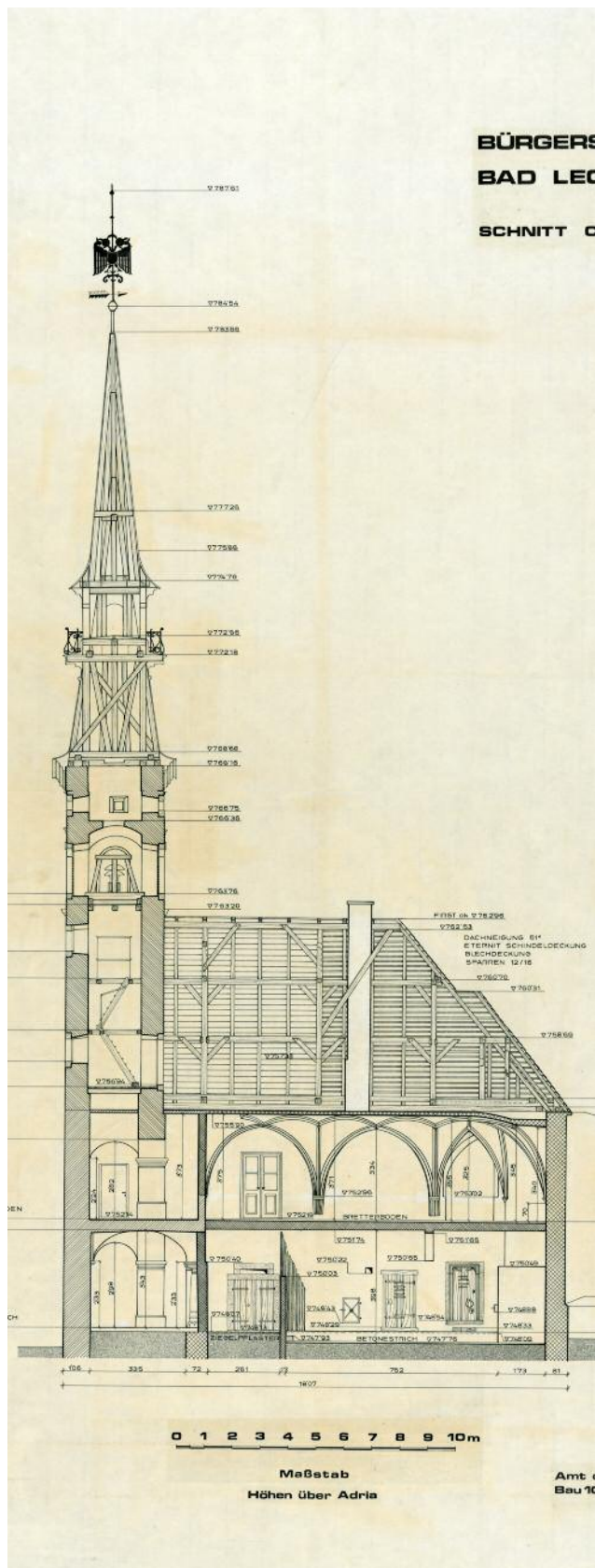
46 Stift Wilhering, Archiv, Gründungsrevers der Spitalskirche Leonfelden, vom 29. Juni 1514.



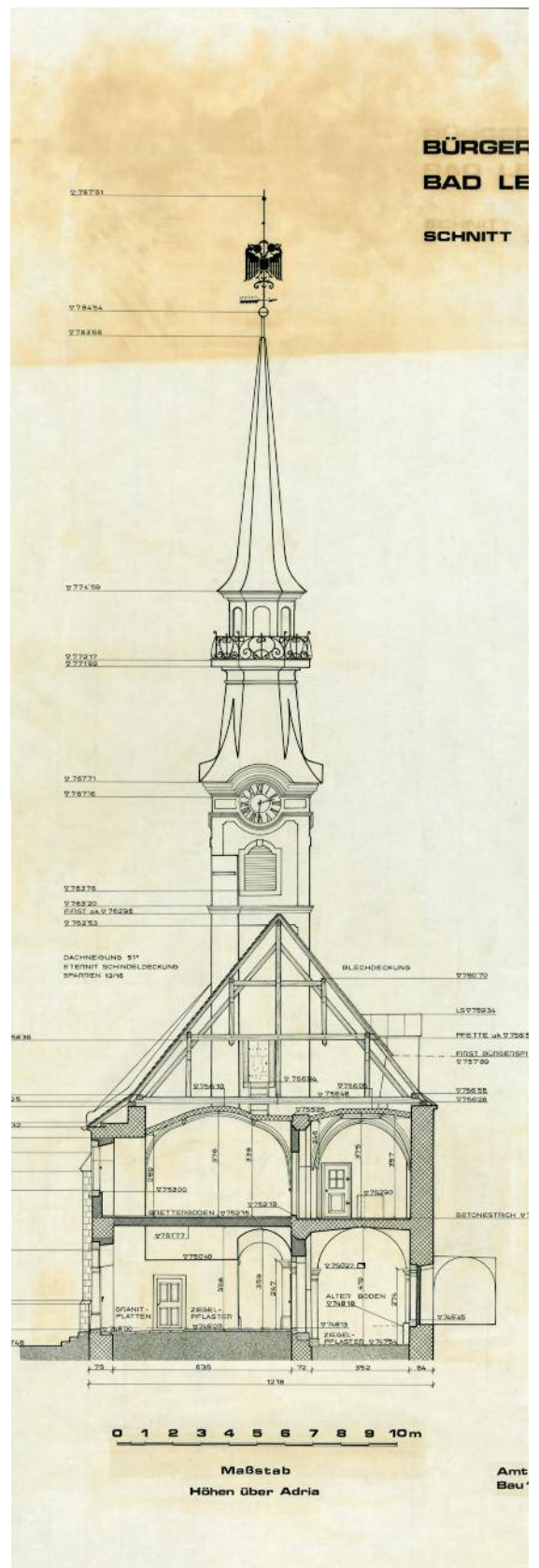
47 Bad Leonfelden, Emporenaufgang
a) Überlegerbalken mit eingemeißelter Jahreszahl 1724
b) oben: Detail mit Jahreszahl 1724.



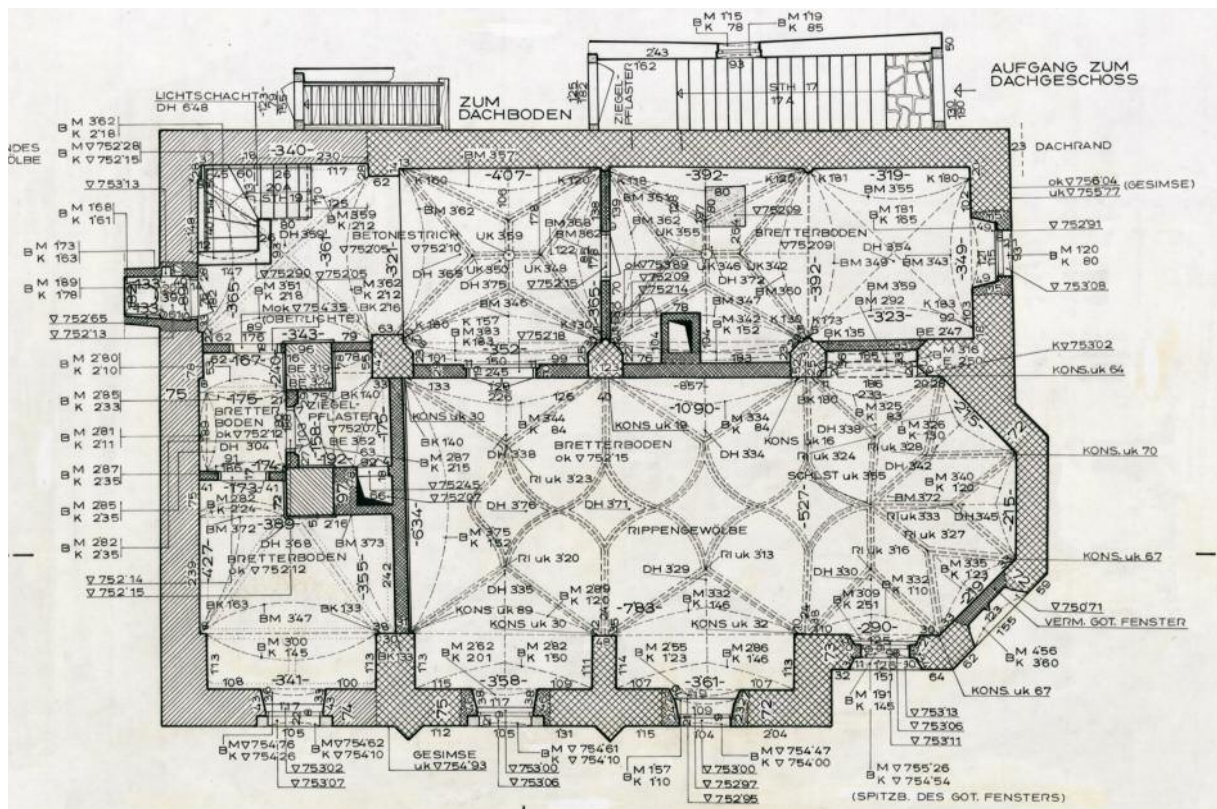
48 Bad Leonfelden, Grundriss der Spitalskirche mit gekennzeichneten Bauteilen verschiedener Bau-phasen im Erdgeschoß.



49 Spitalskirche Bad Leonfelden, Längsschnitt.



50 Spitalskirche Bad Leonfelden, Querschnitt.



51 Bad Leonfelden, Grundriss der Spitalskirche mit eingezeichnetem Bogenrippengewölbe im Emporengeschoß.



52 Leonfelden, Spitalskirche als Gemeindeamt mit k&k Aichamt, undatiert, vor 1918.

53 oben recht: Bad Leonfelden, Emporengeschoß als Standesamt im Nationalsozialismus.



Standesamt in Leonfelden, Oberdonau



54 unten: Bad Leonfelden, Spitalskirche, Renovierung, 1987: eingezogener Boden wurde abgetragen.



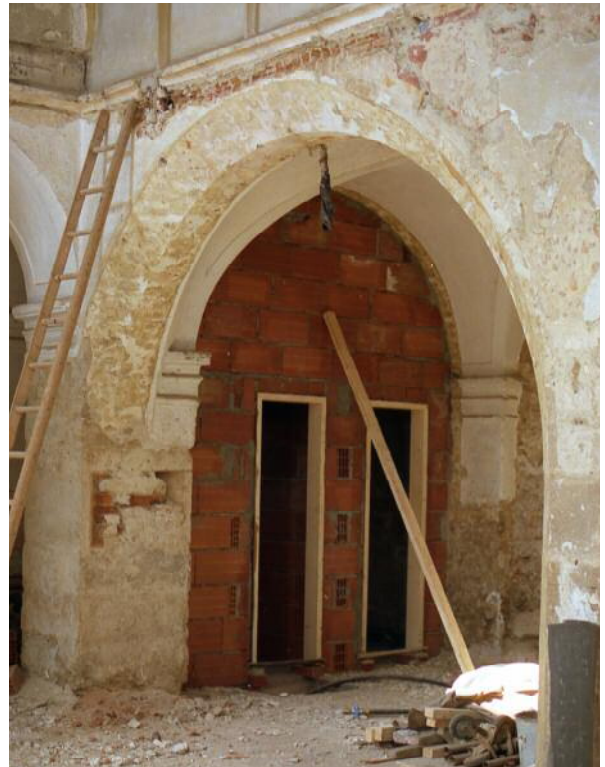
55 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Renovierung der Spitalskirche, jüngeres Mauerwerk wurde abgerissen.



56 Bad Leonfelden, Spitalskirche,
a) oben: Detail der nordwestlichen Arkade:
Übergang von Stein- zur Ziegelbauweise.
b) unten: freigelegte Fresken an der
Brüstung der Nordempore.



57 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einreißen der Zwischenmauer.



58 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Umgestaltung zum Kulturzentrum: Einbau von WC-Anlagen im nordwestlichsten Joch.



59 Bad Leonfelden, Spitalskirche, barocke Turmfassade mit integriertem Kamin aus profanierter Zeit.



60 Bad Leonfelden, Spitalskirche, während der Renovierung 1987 wurde der Kamin abgerissen.



61 Bad Leonfelden, Spitalskirche, freigelegte Emporenbrüstung mit übertünchten Freskenfragmenten, Reste der Auflage des entfernten Zwischenbodens.



62 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einblick in den 5/8-Chorpolygon, Bruchsteinmauerwerk mit steinernen spätgotischem Sakristeiportal, rechts davon befand sich offenbar eine Sakramentsnische. Spärliche Putzreste verdeutlichen das Ausmaß des zerstörten Chorfreskenzyklus. In der Apsismitte konnte das Freskenrondo vom Hl. Petrus mit Schlüssel gerettet werden.



63 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Überreste des Freskenzyklus an der Brüstung der Nordempore während der mühseligen Arbeit des Restaurators Josef Wintersteiger.



64 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Außenansicht der renovierten Kirche vom Hauptplatz aus, 1987.



65 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Außenansicht der renovierten Kirche von Südosten, 1987.



66 Bad Leonfelden, Außenfassade der Spitalskirche, Gliederung durch dreieckigen Wandvorlagen und Rundbogenfenster.



67 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Holztürchen in die ‚Raihe‘, integriert in die aus Bruchsteinmauerwerk konstruierte Sockelzone.



68 Bad Leonfelden, Eingangsportal an der Südfassade mit eingemeißelter Jahreszahl 1851 am Schlussstein.



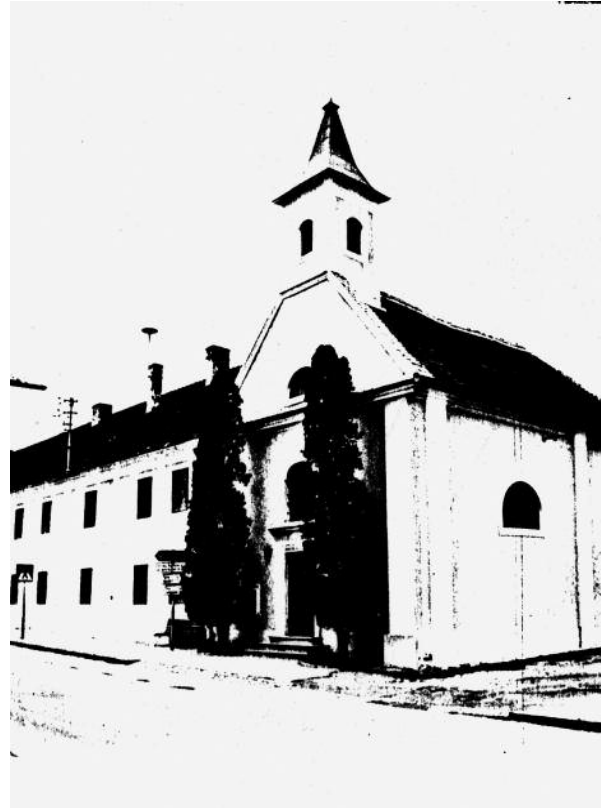
69 Bad Leonfelden, Spitalskirche, einfach gekohltes Dachgesims, ausgebessert und aus neu angestückelten Teilen.



70 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Fensterzone an der Südfassade, Innenraum mit verstärktem Mauervorsprung für die Halterung der eingezogenen Zwischendecke.



71 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Turm, ab 1776.



72 Kirchberg am Wagram, Spitalskirche mit Dachreiter, erbaut 1687.



73 Leonfelden, Marktvedute, Ausschnitt aus dem Stich von Topografen Georg Mattäus Vischer, 1667, Landesmuseum Linz.



74 Ausschnitt aus dem Ölgemälde von 1761 im Pfarrhof Bad Leonfelden, Spitalskirche.



75 Ausschnitt aus dem Ölgemälde von 1776 im Pfarrhof Bad Leonfelden, Spitalskirche.



76 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einblick ins Langhaus zur Westempore und Seitenkapelle.



77 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Chor.



78 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Blick von West- zur Nordempore mit achteckigen Pfeilern und rundböigige Arkaden.



79 Bad Leonfelden, Spitalskirche, spätgotisches Schulterbogenportal mit einfachen Überkreuzungen in den Ecken, Zugang von der Spitalskirche zum Fletz und ins Bürgerspital.



80 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Emporengeschoß, moderne Holztüre, kein originales Gewände.



81 Bad Leonfelden, Spitalskirche, barocke Unterwölbung der Westempore mit Kreuzgratgewölbe und stuckatierten Bändern; vorne: toskanische Säule mit Lilienmotiv, zwischen Turmfundament Treppenaufgang zur Empore mit der Jahreszahl 1724.



82 Bad Leonfelden, Spitalskirche, tragende Säule der Westempore mit Lilien.



83 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Turmeinbau durchschlägt förmlich den Emporeneinbau.



84 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Fresko an Brüstung, Anna Selbdritt vor der Restauration, um 1520.



85 St. Anna in Steinbruch, Anna Selbdritt Relief an der Südfassade.



86 Spitalskirche, Apsis, Medaillon, Darstellung des Hl. Petrus mit dem Schlüssel als Attribut.



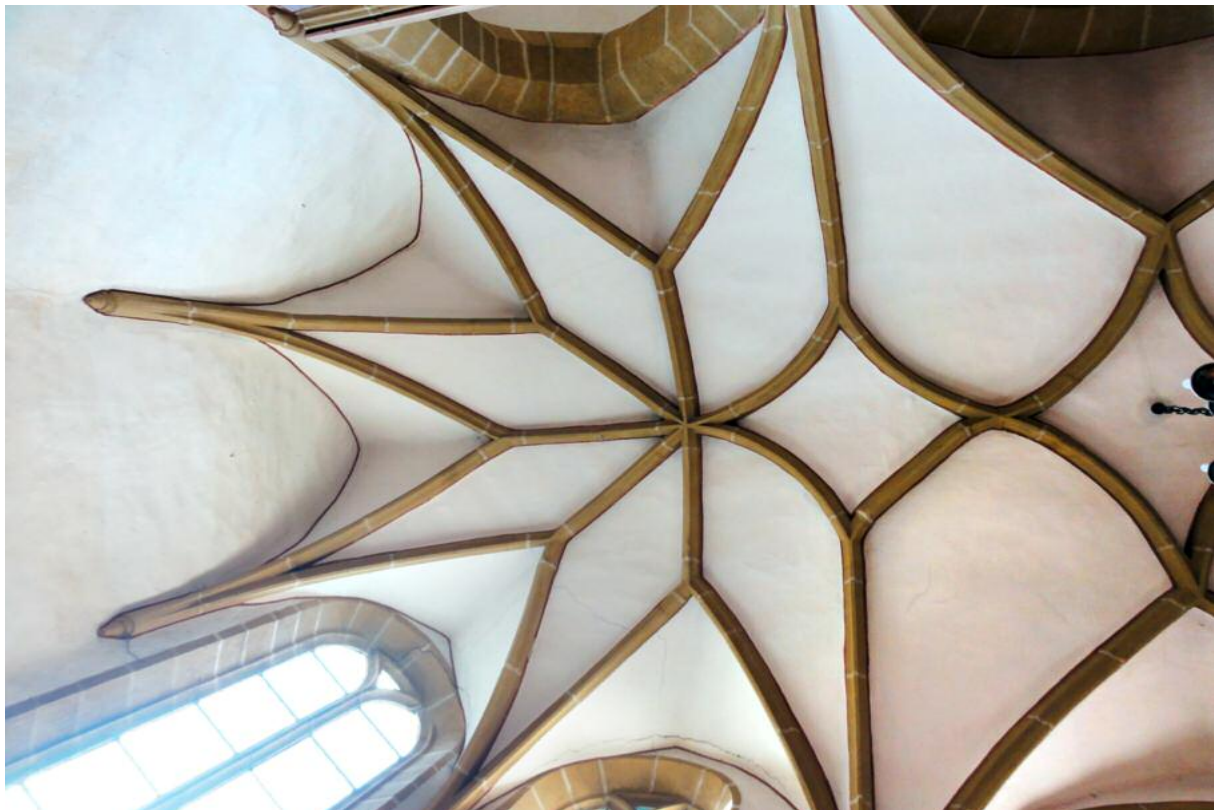
87 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Fresken.



88 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Einblick in den Chor.



89 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Chorpolygon, kegelförmige Konsolen als Dienstanfänger.



90 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Sternrippengewölbe in der polygonalen Apsis mit Übergang zum Bogenrippengewölbe im Langhaus.



91 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Apsis, Detail einer Konsole mit Steinmetzzeichen.



92 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Wandpfeiler mit herauswachsenden profilierten birnstabförmigen Gewölberippen.



93 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Arkadenpfeiler im Emporengeschoß mit herauswachsenden Rippen.



94 Bad Leonfelden, Spitalskirche, abruptes Ende des Bogenrippengewölbe .



95 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Gewölbeeinblick von der Empore in Richtung Apsis.



96 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Konsole in der Seitenkapelle, rechtsdrehend kanneliert.



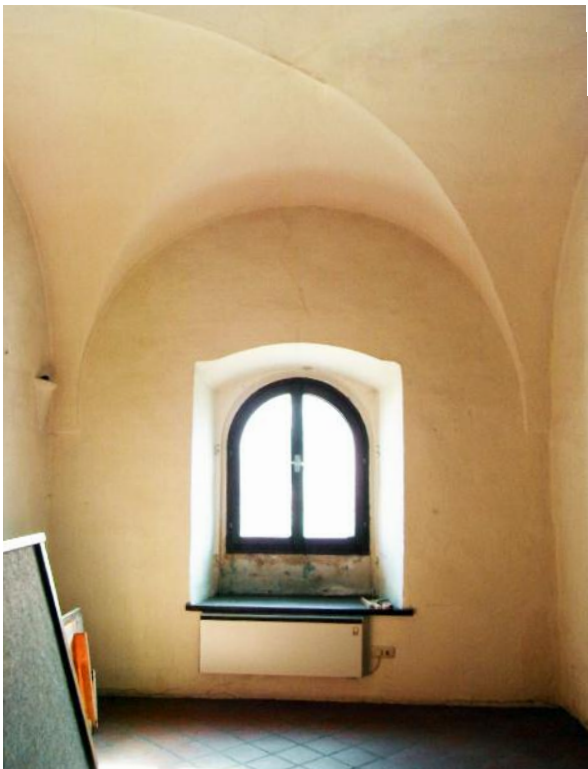
97 Bad Leonfelden, Pfarrkirche, Konsole unter der südlichen Empore.



98 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Unterwölbung der Nordempore mit Parallelrippengewölbe.



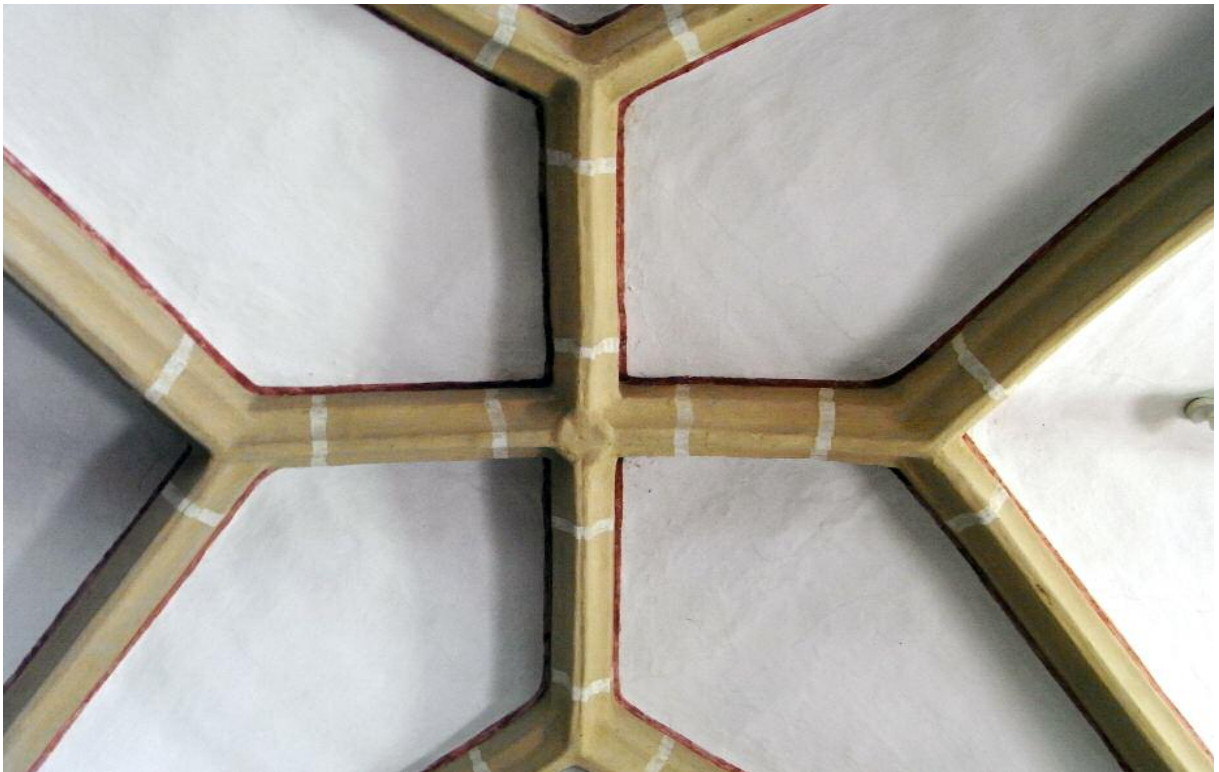
99 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Dienst und Gewölbeanfänger mit herauswachsenden Rippen.



100 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Überwölbung der Empore, kreuzgratgewölbt mit barockem Fensterausbruch.



101 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Überwölbung der Empore, Sternrippengewölbe mit floralem Schlussstein, im Hintergrund: barocker Treppenaufgang und stuckiertem Kreuzgratgewölbe.



102 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Sternengewölbe, Emporengewölbe, mit Rest von floraler Schlusssteindekoration.



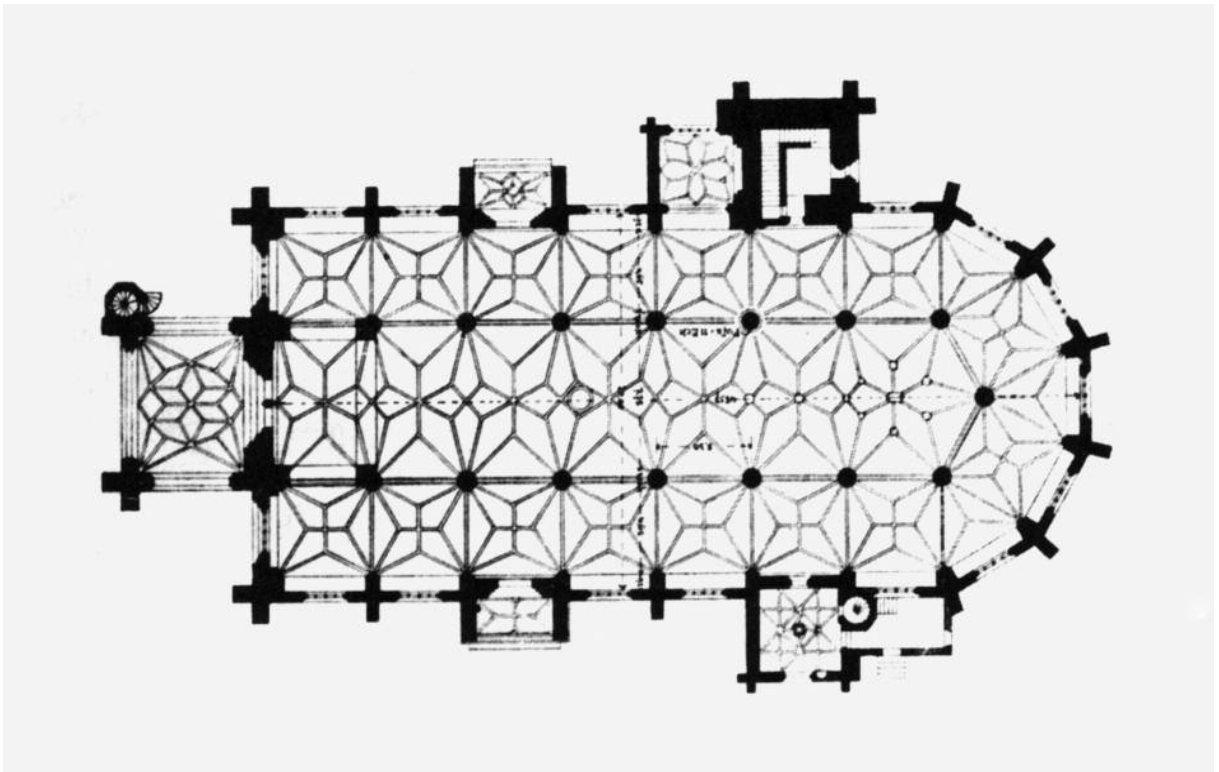
103 Bad Leonfelden, Spitalskirche, Detail, Schlusssteinfragment.



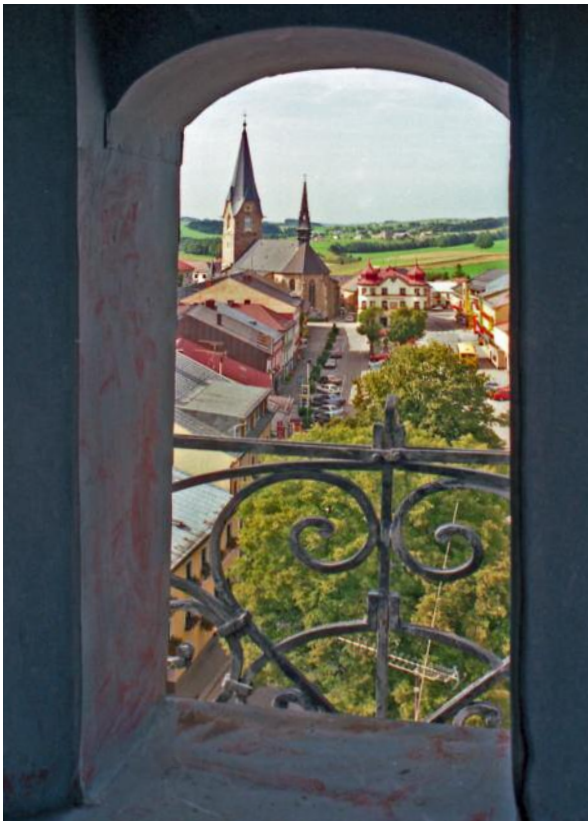
104 Freistadt, Liebfrauenkirche, floraler sechsblütiger Schlussstein im Chor.



105 Schenkenfelden, Pfarrkirche, Seitenschiff, Gewölbe mit vierblättrigem Schlussstein.



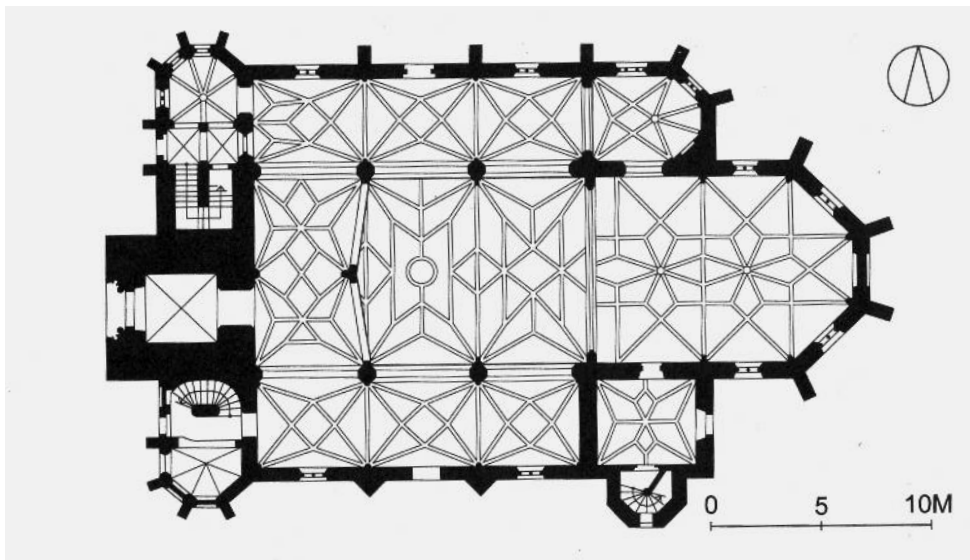
106 Landshut, Hl. Geist-Spitalskirche, Grundriss.



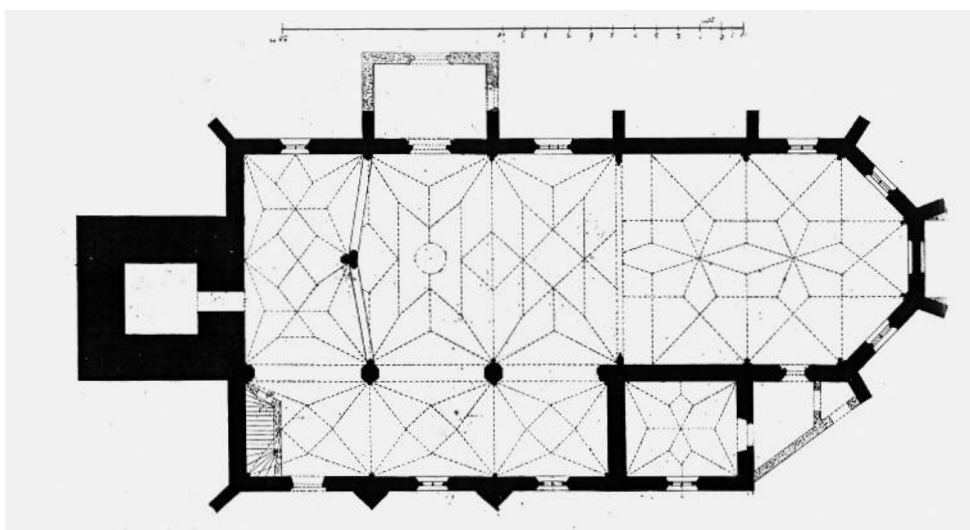
107 Bad Leonfelden, Ausblick aus dem Turm der Spitalskirche auf die Pfarrkirche und das danebenliegende Rathaus, E. 20. Jh.



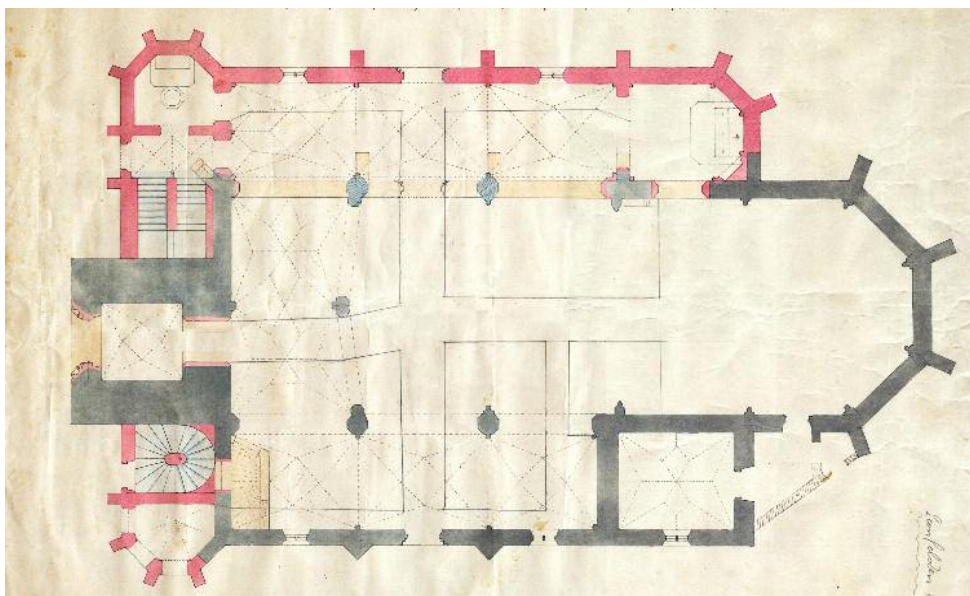
108 Bad Leonfelden, Pfarrkirche mit Turm vom Westen aus.



109



110



111

- 109 Grundrisse der Pfarrkirche von Bad Leonfelden, Oben (a): heutiger Grundriss nach Dehio 2003.
 110 Alter Grundriss vor dem Umbau der Pfarrkirche unter Otto Schirmer zw. 1875-1877.
 111 Grundriss mit eingezeichneten Anbauten von Otto Schirmer.



112 Bad Leonfelden, Pfarrkirche, Einblick in die südliche Emporenhalle, formale Ähnlichkeiten mit Spitalskirche, Scheidarkaden und Rautenstern als Gewölbefiguration der Seitenschiffe, um 1483-1500.



113 Bad Leonfelden, Pfarrkirche Hl. Bartholomäus, Ansicht der Südfassade mit dreieckigen Mauervorlagen und Rundbogenfenstern, Ende 15. Jh.



114 Bad Leonfelden, Nordportal der Pfarrkirche mit Eselsbogen und Inschrift: Thaman Dienstl - Meisterzeichen - Anno domini 1483.



115 Bad Leonfelden, Pfarrkirche, dreieckige Wandvorlagen.



116 Bad Leonfelden, Spitalskirche, dreieckige Wandvorlagen.



117 Ottensheim, Pfarrkirche, dreieckige Wandvorlagen.



118 St. Martin im Mühlviertel, Pfarrkirche, dreieckige Wandvorlage.



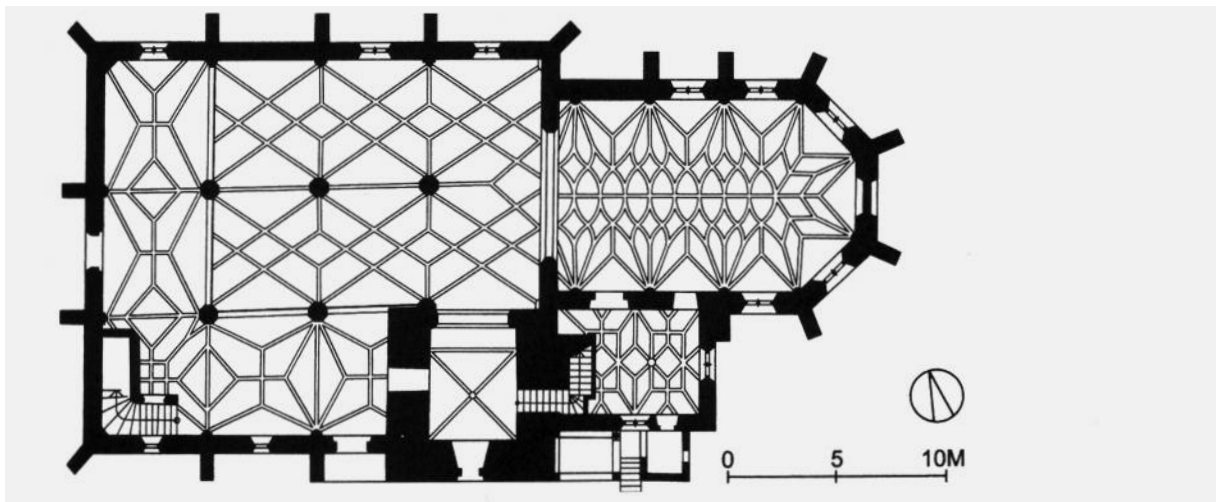
119 Bad Leonfelden, Nordportal, Detail: Eselsrücken über Überlegerbalken mit Inschrift, Überschneidungen am profilierten Gewände, teilweise zerstört; Detail: Meisterzeichen.



120 Stift Wilhering, Kreuzgang, Grabplatte von Thaman Dienstl (1483-1507), Abt von Zisterzienserstift Wilhering und Bauherr der Pfarrkirche.



121 Bad Leonfelden, Pfarrkirche, Detail vom Nordportal: Meisterzeichen am Überlegerbalken.



122 Gramastetten, Pfarrkirche Hl. Laurentius, Grundriss.



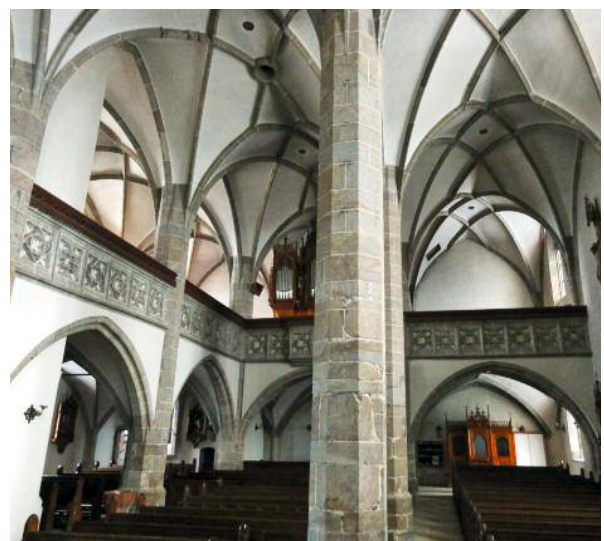
123 Gramastetten, Pfarrkirche, Außenansicht mit südseitigem Haupteingang.



124 Gramastetten, Pfarrkirche, Apsis mit Eingang zur Unterkirche.



125 Gramastetten, Pfarrkirche, Gewölberippen wachsen aus dem achteckigen Pfeiler empor.



126 Gramastetten, Einblick ins Langhaus.



127 Gramastetten, Pfarrkirche, Einblick in die Unterkerche unter dem Chor der Pfarrkirche.



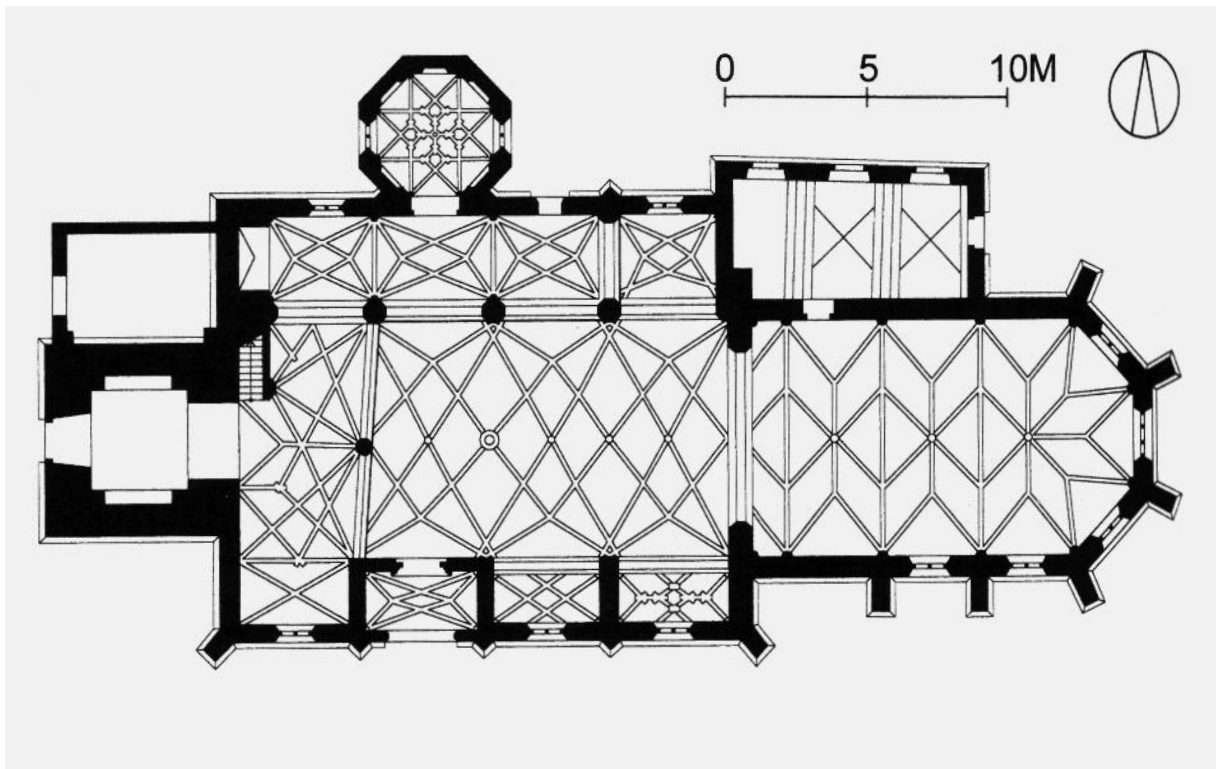
128 Gramastetten, Pfarrkirche, Einblick in den Chor mit den Schlingrippen, A. 16. Jh.



129 Ottensheim, Pfarrkirche, Außenansicht mit Turm und Südportal.



130 Ottensheim, Pfarrkirche, Außenansicht mit Eckstrebeböfeler vom Langhaus und Chor.



131 Ottensheim, Pfarrkirche, Emporenanlage mit eingezogenen Wandpfeilern und Einsatzkapellen.



132 Ottensheim, Pfarrkirche, Ansicht vom Chor zum Langhaus mit der Westempore.



133 Ottensheim, Pfarrkirche, Ansicht vom Chor aus zur Nordempore.



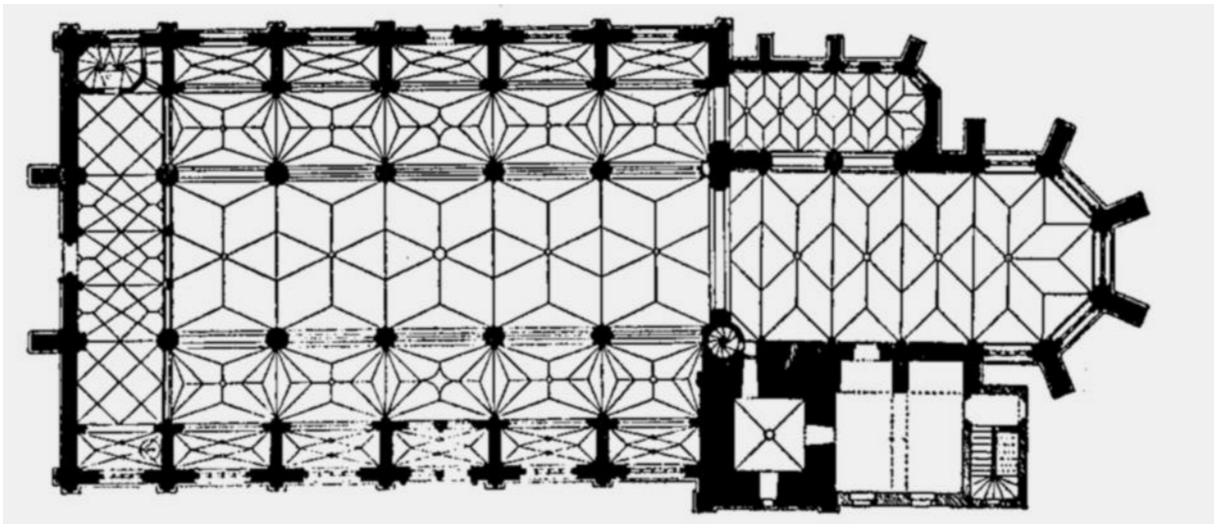
134 Ottensheim, Pfarrkirche, Einblick in den Chor.



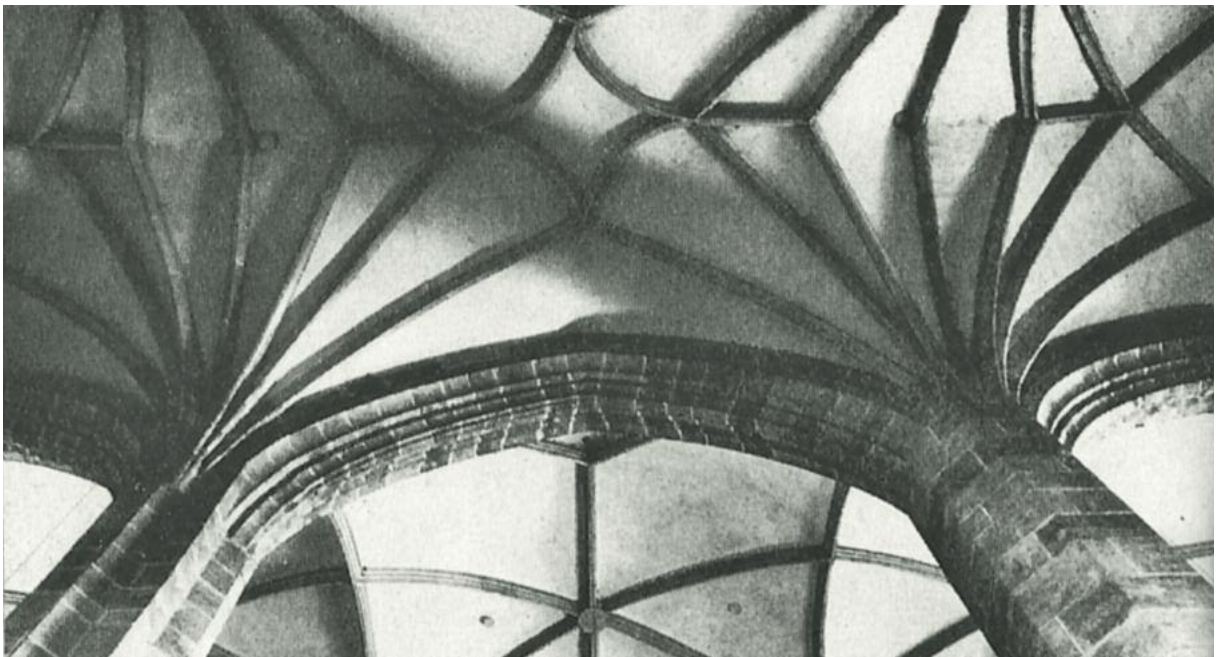
135 Ottensheim, Pfarrkirche, Einsatzkapellen mit verschiedenen Gewölbefiguren.



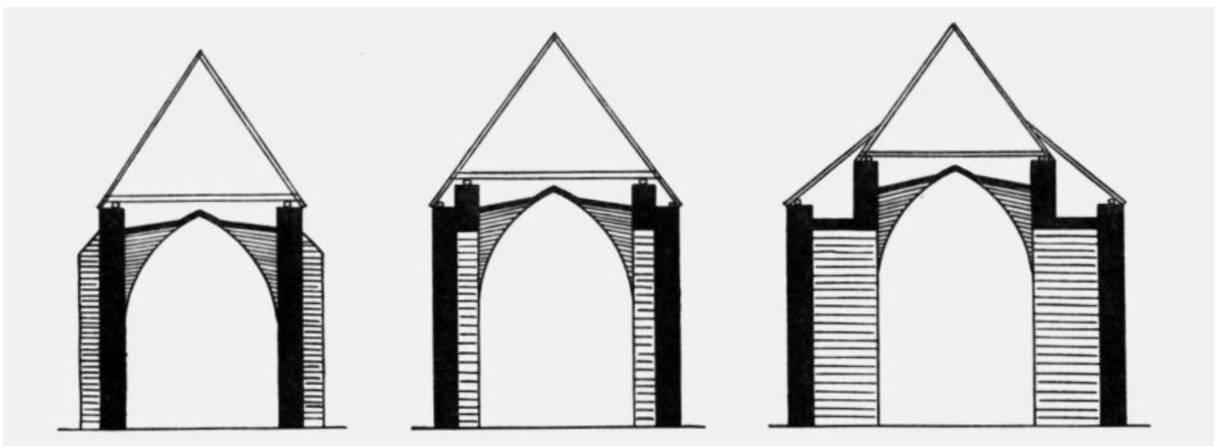
136 Ottensheim, Pfarrkirche, Detail vom Gewölbe einer Einsatzkapelle mit runden Konsolen und tellerförmigen Übergang zu den einfach profilierten birnstabförmigen Rippen, im Jochmittelpunkt werden die überschneidenden Rippen von einem Meisterzeichen geschmückt, gleiche Farbgebung der Rippen und Einrahmung wie in der Spitalskirche.



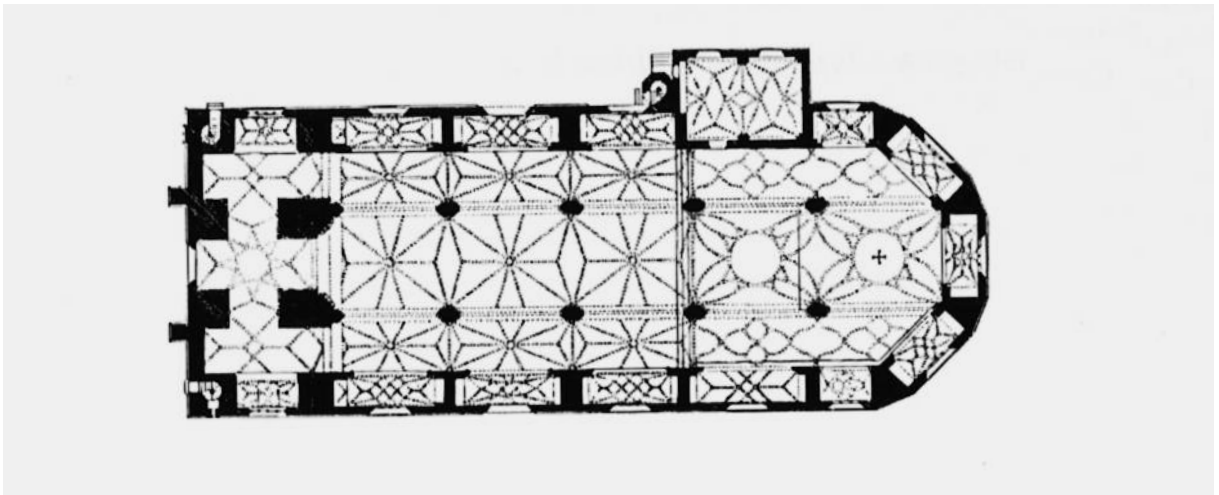
137 Eferding, Stadtpfarrkirche, Grundriss, 1466-1507.



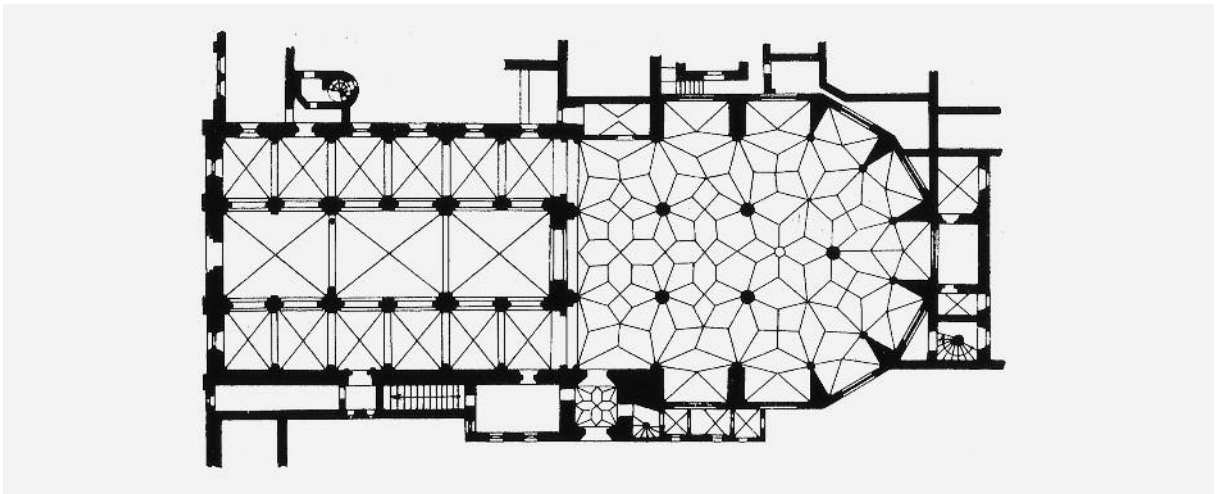
138 Eferding, Stadtpfarrkirche, Einblick vom Seitenschiff ins Hauptschiff, Gewölbe im Seitenschiff mit gebogenen Rippenstücken ausgestattet, Figuration mit sphärischen Rauten.



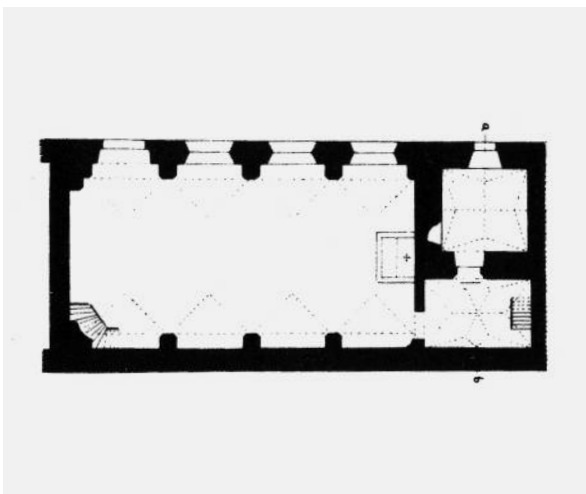
139 Konstruktionsskizze der verschiedenen Arten von Wandpfeilerkirchen: a) Saalkirche mit Strebe-
pfeilern, b) Saalkirche mit einfachen Wandpfeilern, c) Vollausgebildete Wandpfeilerkirche.



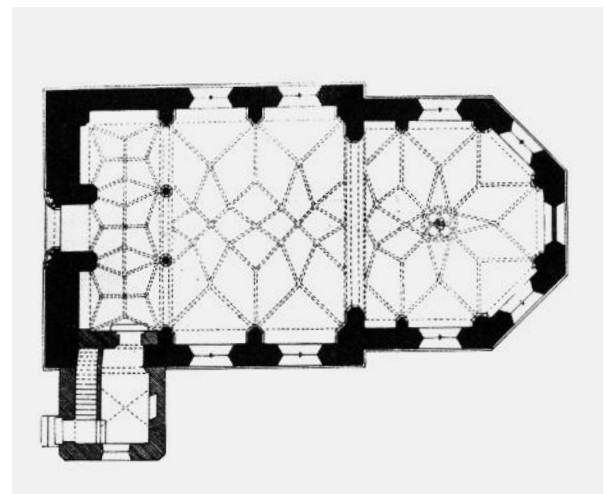
140 Wasserburg, St. Jakob, Grundriss, 1445-1448.



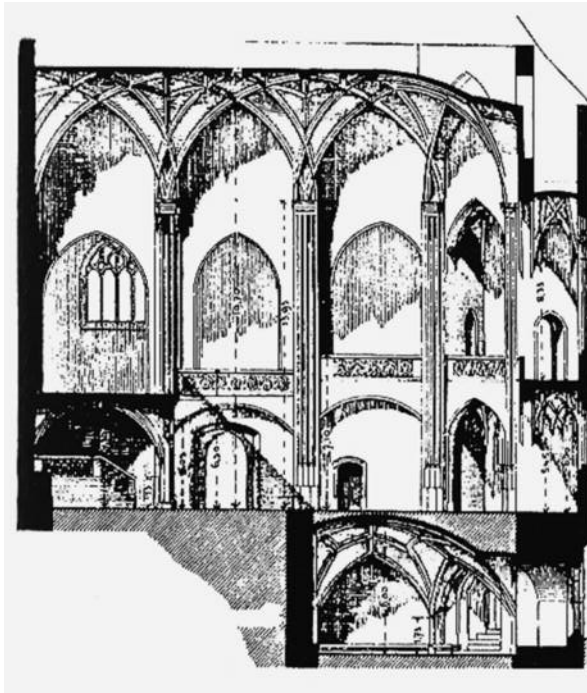
141 Salzburg, Franziskanerkirche, Grundriss.



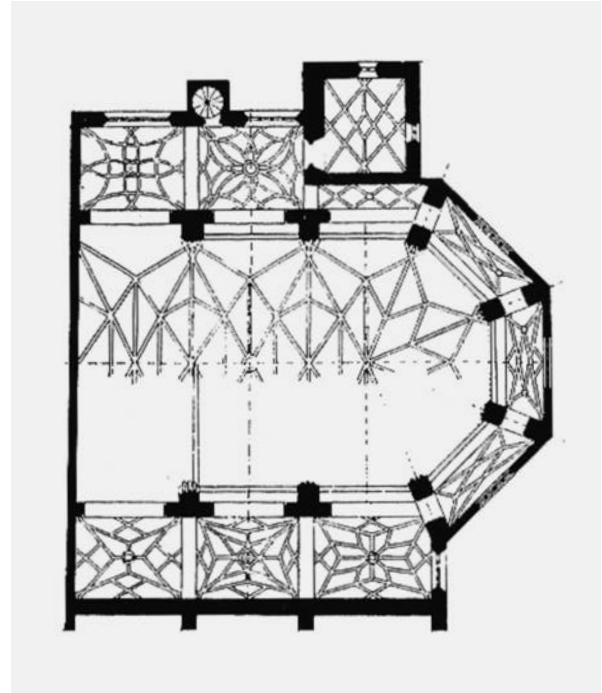
142 Rosenheim in Bayern, HI.Geist-Spitalskirche, Anfang des 15. Jh.



143 Wasserburg, Spitalskirche St. Achatz, 1483-1485.



144 Passau, St. Salvator, Schnitt, ab 1479.



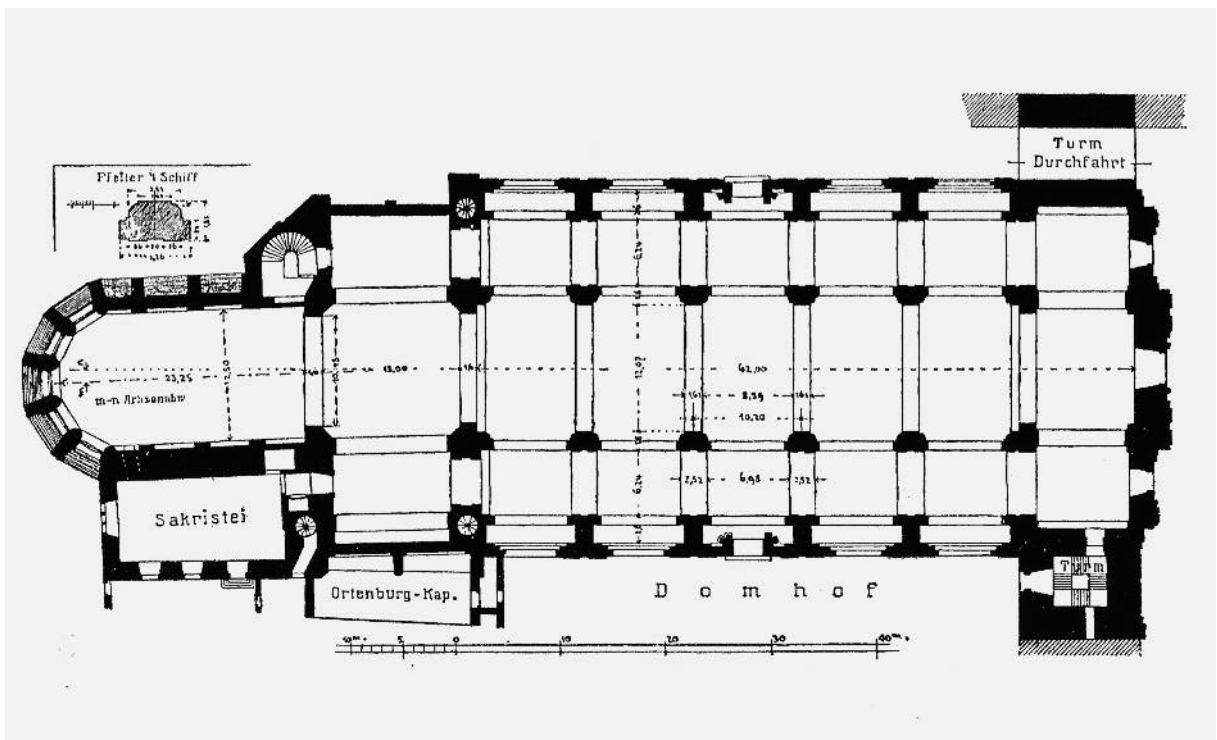
145 Passau, St. Salvator, Grundriss.



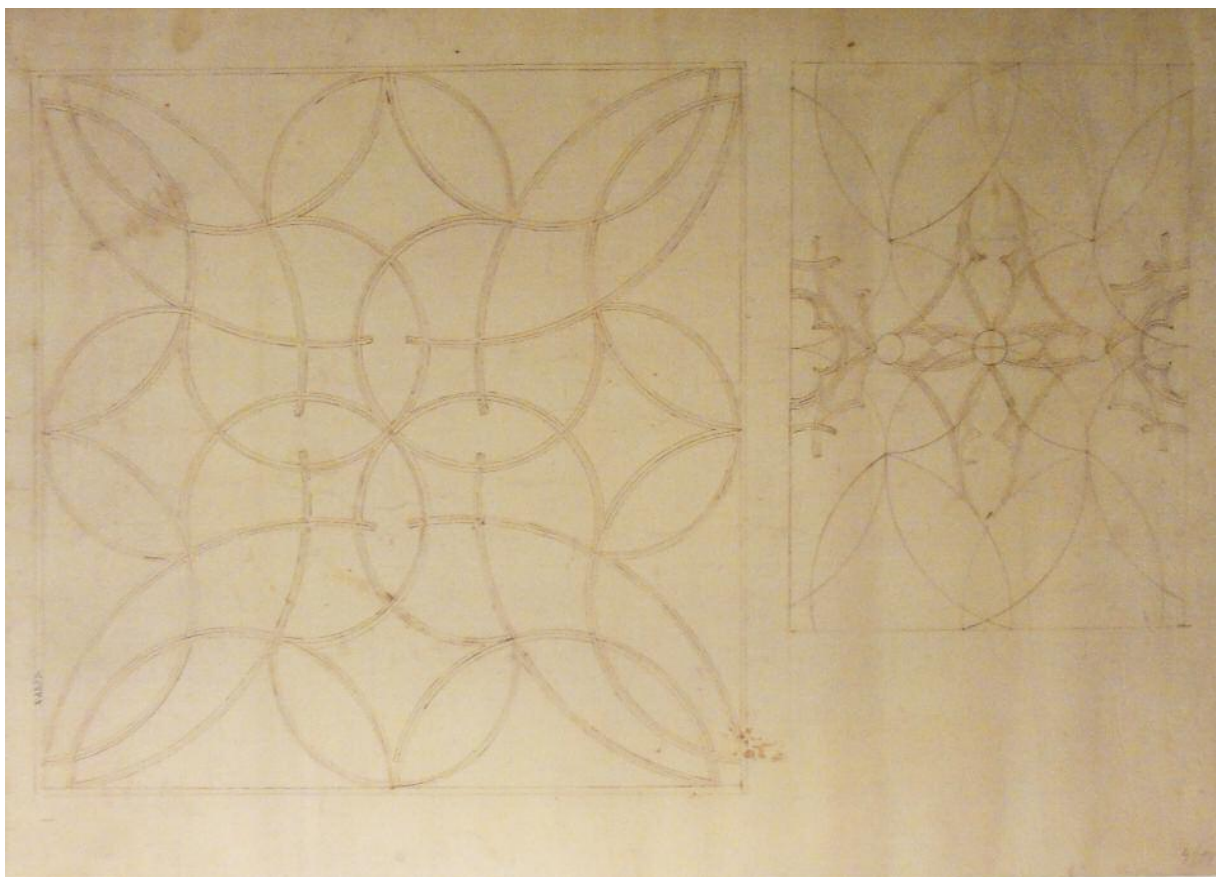
146 Passau, St. Salvator, Einblick in den Chorraum, Gemälde von Gustav Seeberger, um 1838.



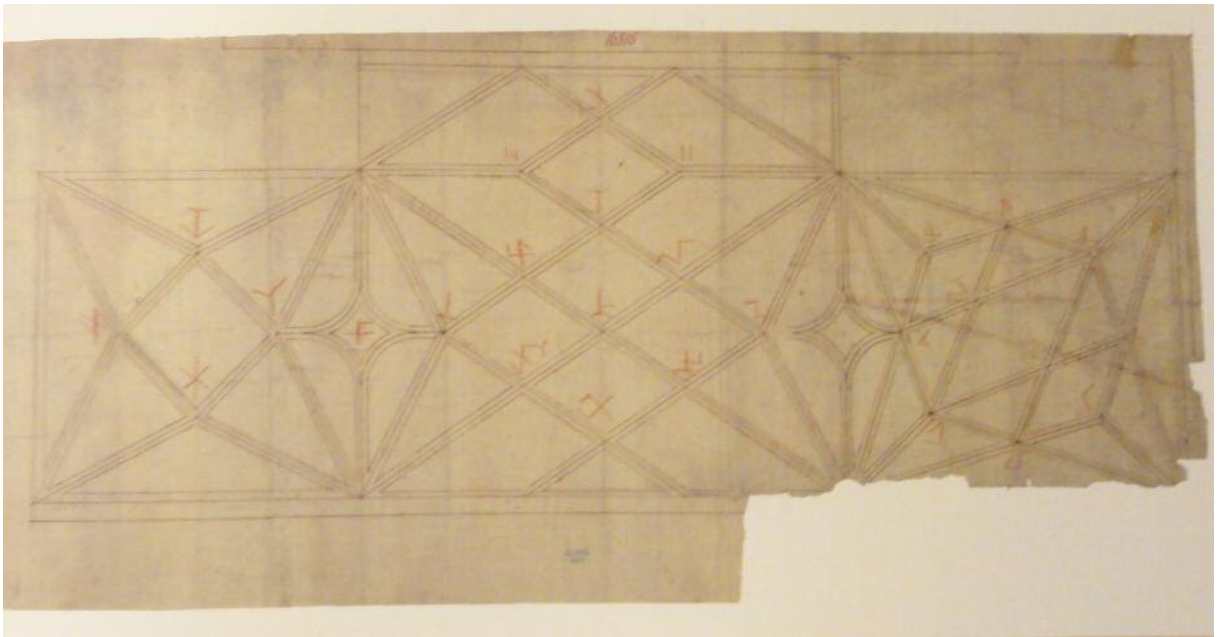
147 Braunau, Stadtpfarrkirche, Einblick ins Langhaus, im Seitenschiff mit Bogenrippengewölbe.



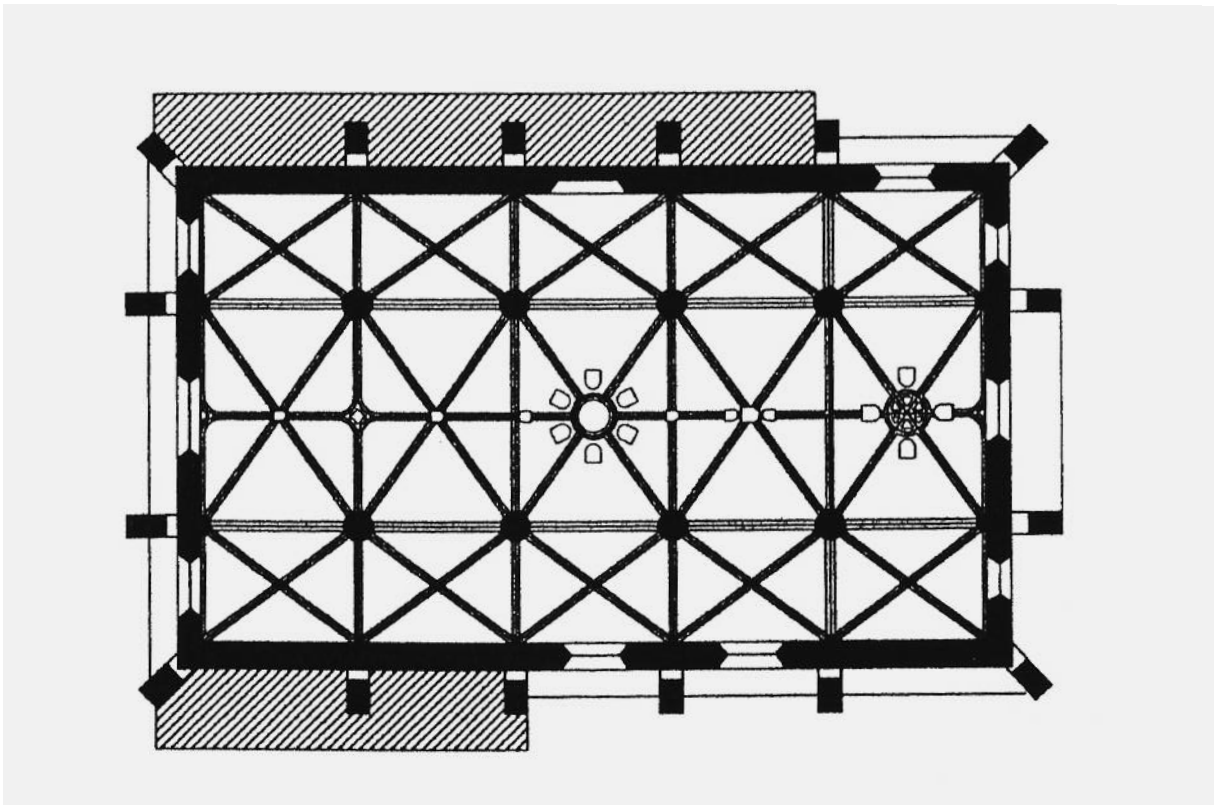
148 Passau, Dom St. Stephan, Grundriss mit Ortenburger-Kapelle.



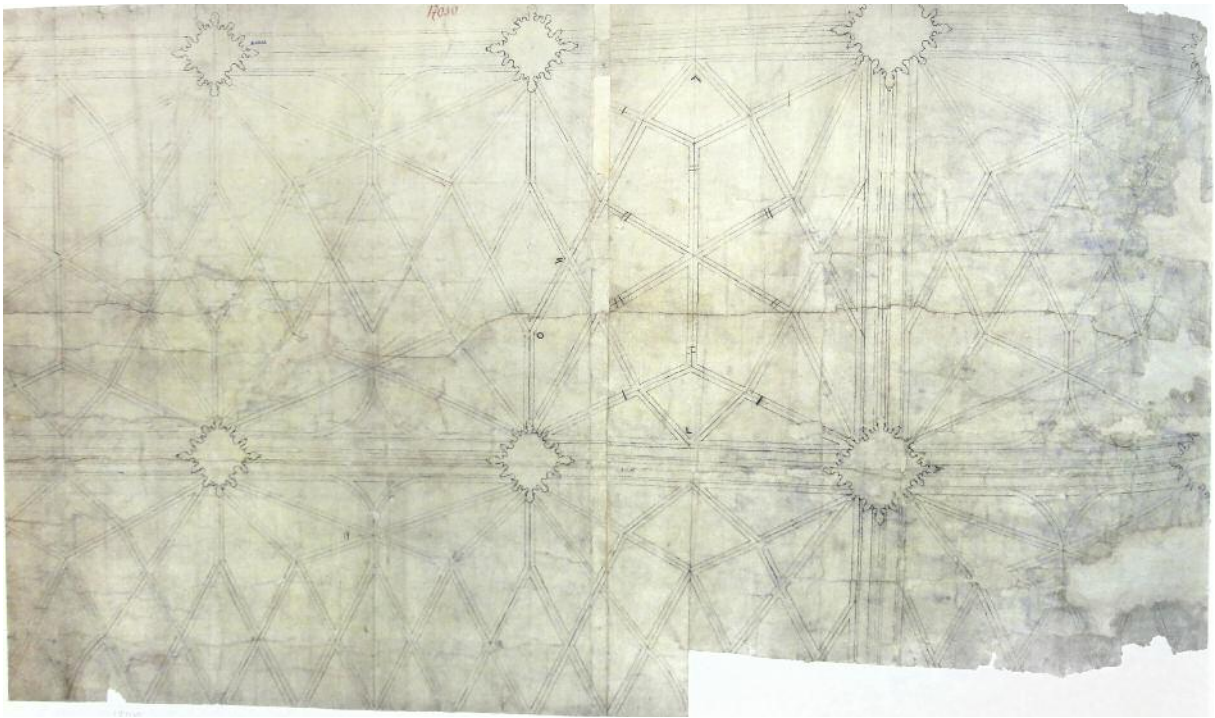
149 Wien, Akademie der bildenden Künste, Inv. 16.917, zwei Bogenrippengewölbe, um 1520.



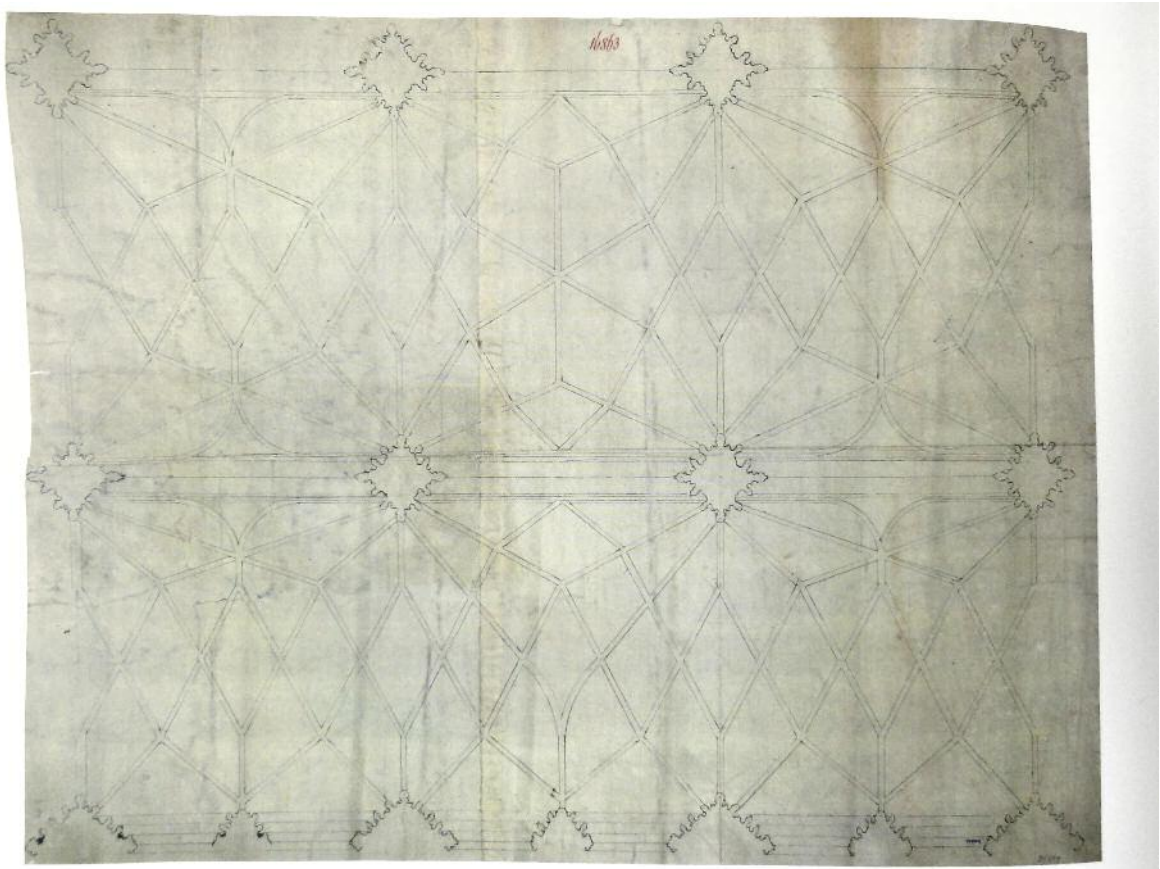
150 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Planriss Inv. 16.818, Grundriss der Westempore der Kartause Gaming, um 1456.



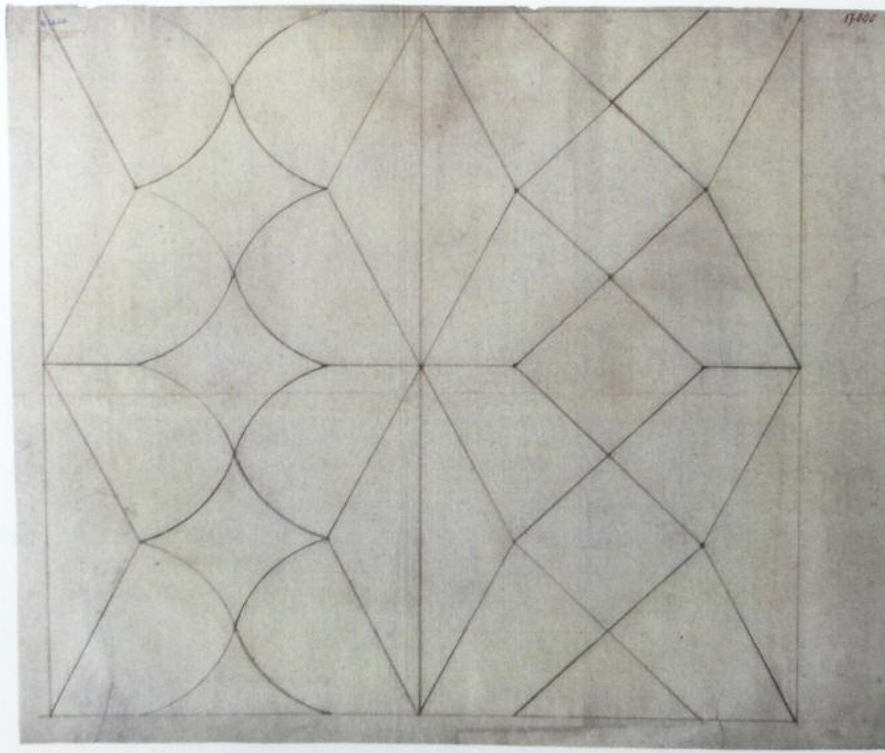
151 Wiener Neustadt, Grundriss der Georgskapelle, Peter Pusika, 1449-1460.



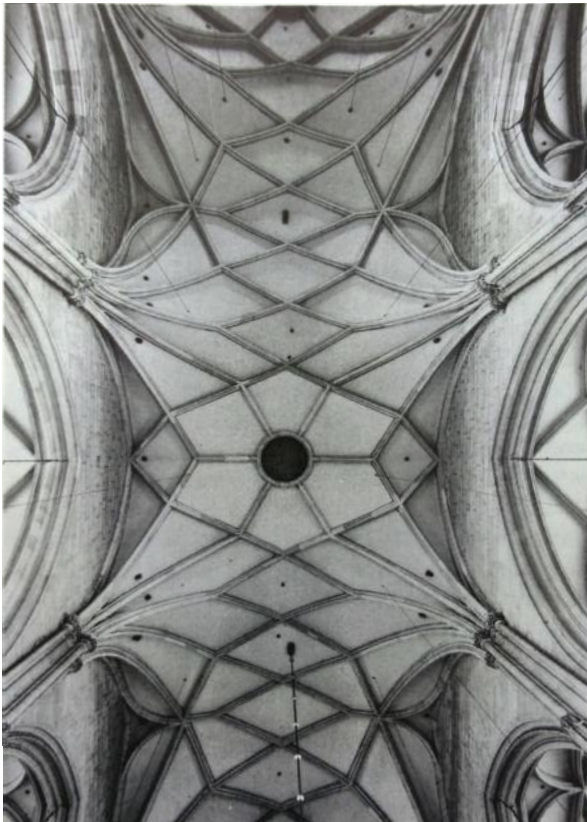
152 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 17.030, Wien, St. Stephan, Teilgrundriss des Langhauses.



153 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 16.863, Wien, St. Stephan, Teilgrundriss des Langhauses, Lorenz Spennig, zw. 1460-1465.



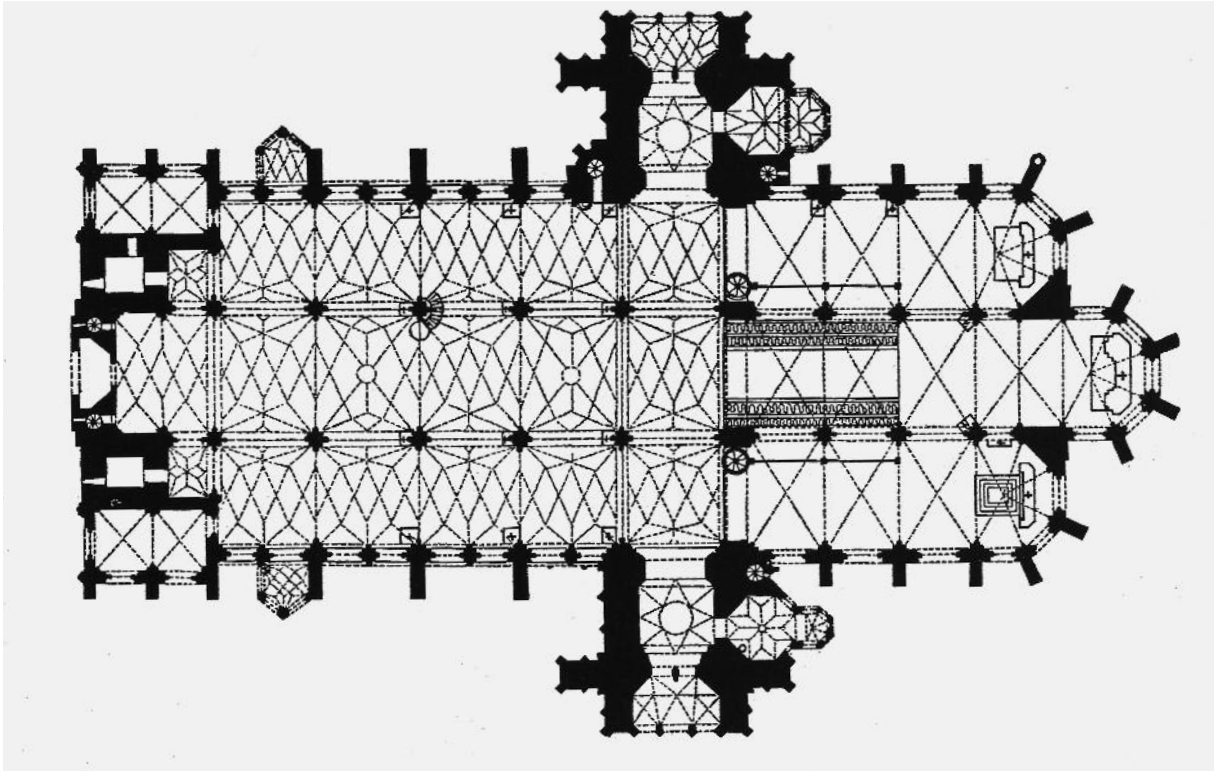
154 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 17.005, Wien, Akademie der bildenden Künste, Gewölbefiguration, A. 16. Jh.



155 Wien, St. Stephan, Langhausgewölbe.



156 Wien, St. Stephan, Einblick ins Langhaus.



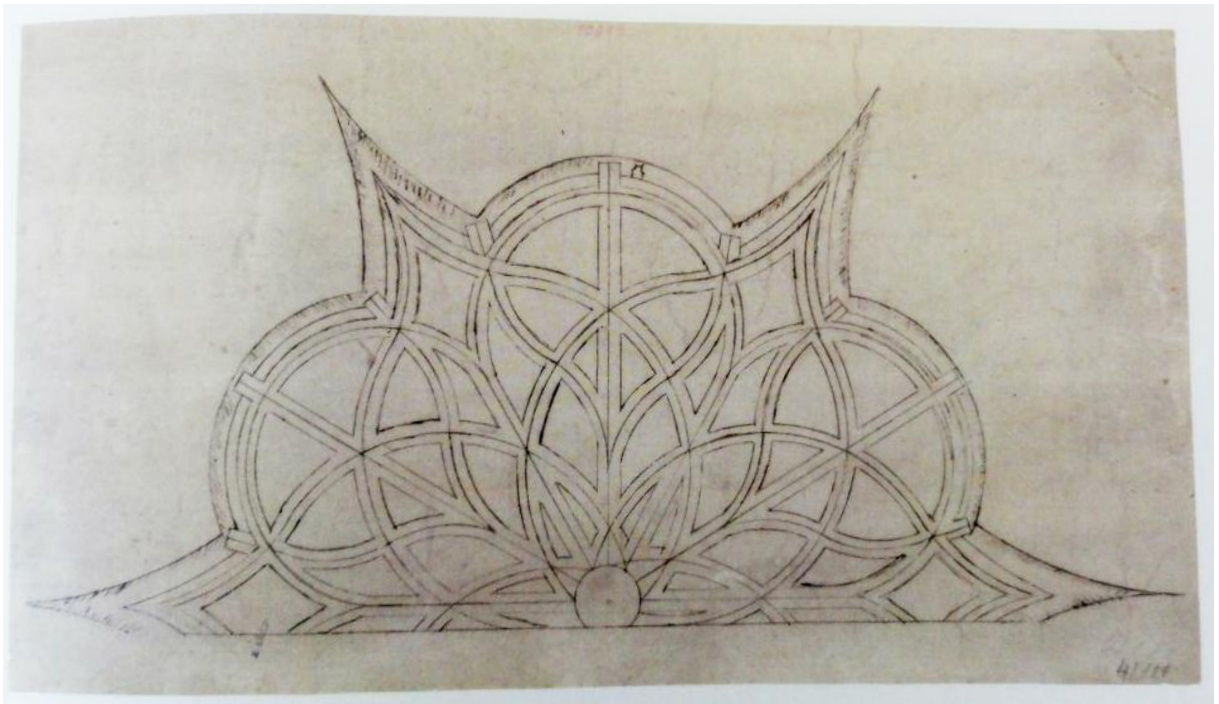
157 Wien, Stephansdom, Grundriss mit Albertinischen Chor und Bündelpfeiler.



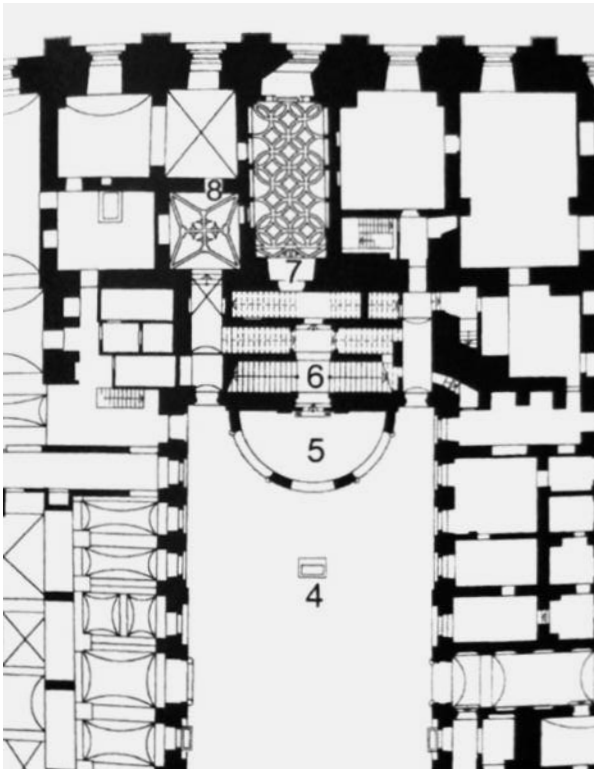
158 Wien, St. Stephan, Orgelfuß, um 1515.



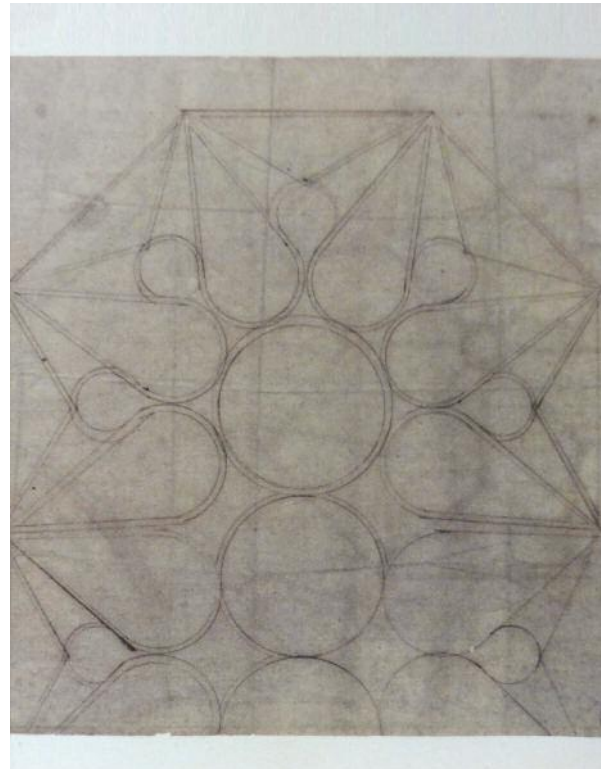
159 Wien, ehem. Niederösterreichisches Landhaus, Durchfahrtshalle, Schlingrippengewölbe, um 1515.



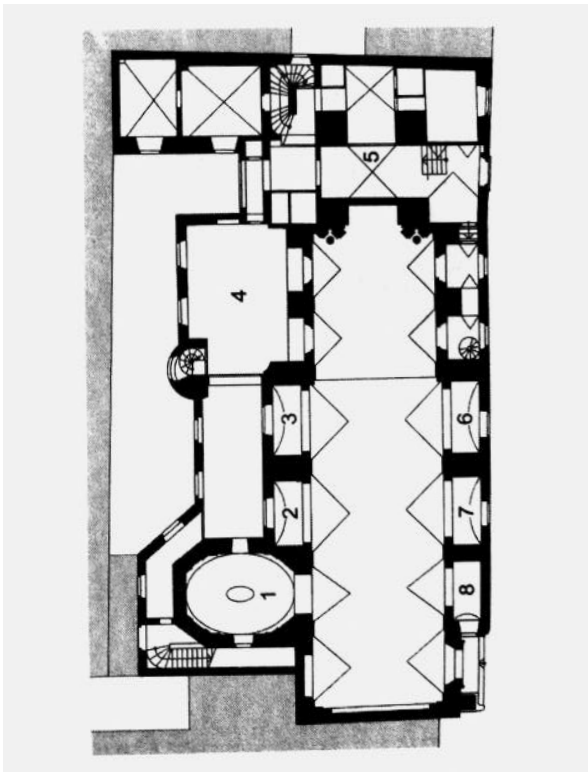
160 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 16.856, Wien, St. Stephan, Orgelfuß, um 1515.



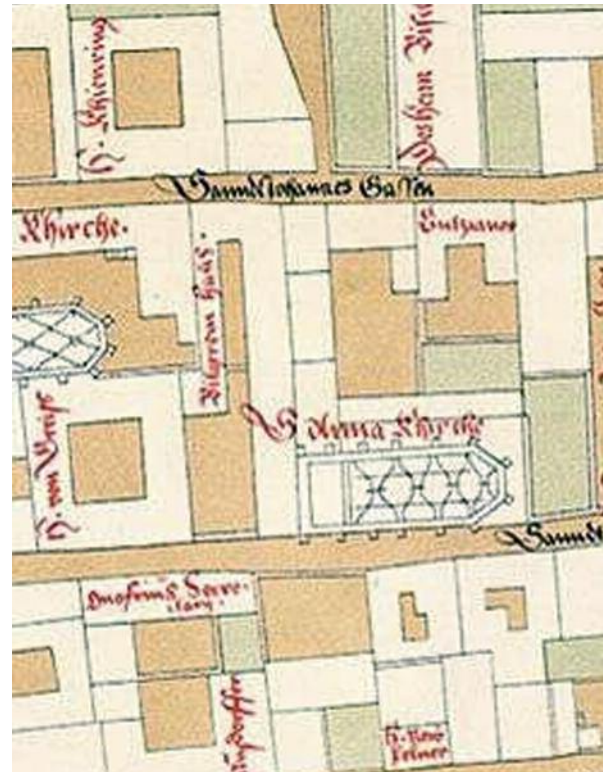
161 Palais Niederösterreich, ehem. Niederösterreichisches Landhaus, Durchfahrtshalle mit Schlingrippengewölbe 1513-1516.



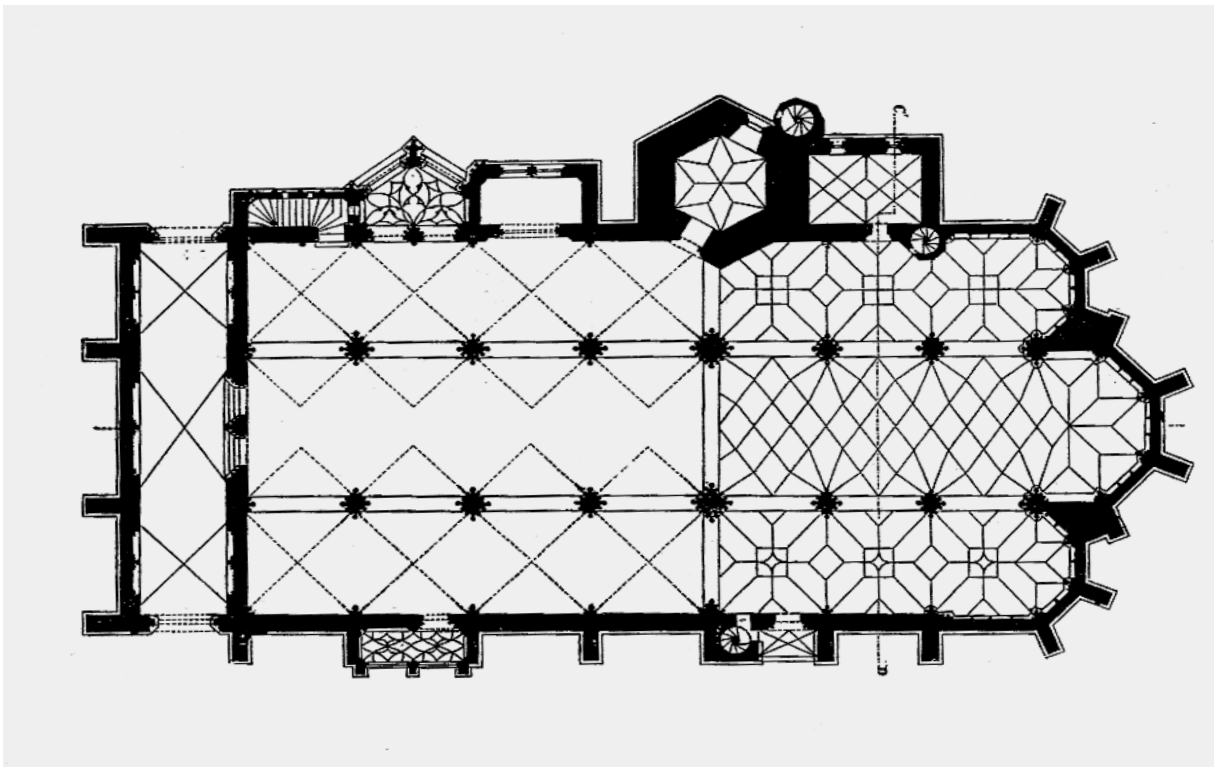
162 Wien, Akademie der bildenden Künste, Kupferstichkabinett, Inv. 17.075, Kapellen-grundriss, um 1515, eventuell Kapelle von St. Anna in Wien, Jörg Öchsl 1514-1518.



163 Wien, Grundriss der heutigen St. Anna Spitalskirche, ab 1514.



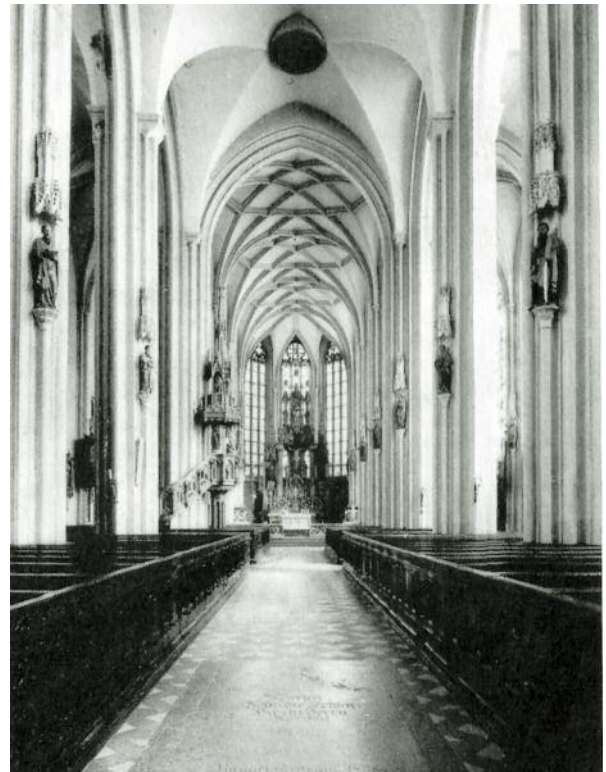
164 Wien, Wolmuetplan, 1457, Reproduktion, Ausschnitt mit der St. Anna Kirche.



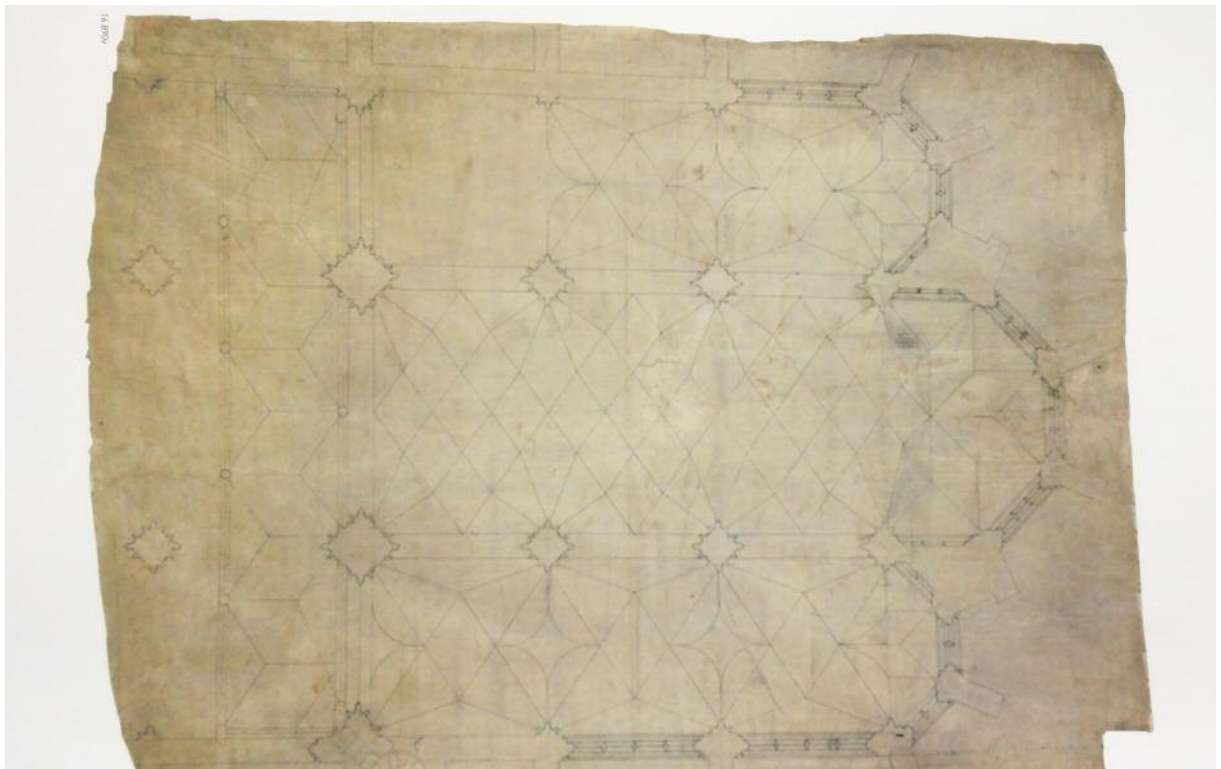
165 Steyr, Stadtpfarrkirche, Grundriss.



166 Steyr, Stadtpfarrkirche, Einblick ins Seitenschiff mit kastenförmig umrandeten Bogenrippen mit sphärischer Rautenbildung im Gewölbescheitel.



167 Steyr, Stadtpfarrkirche, Einblick ins Langhaus in Richtung Chor.



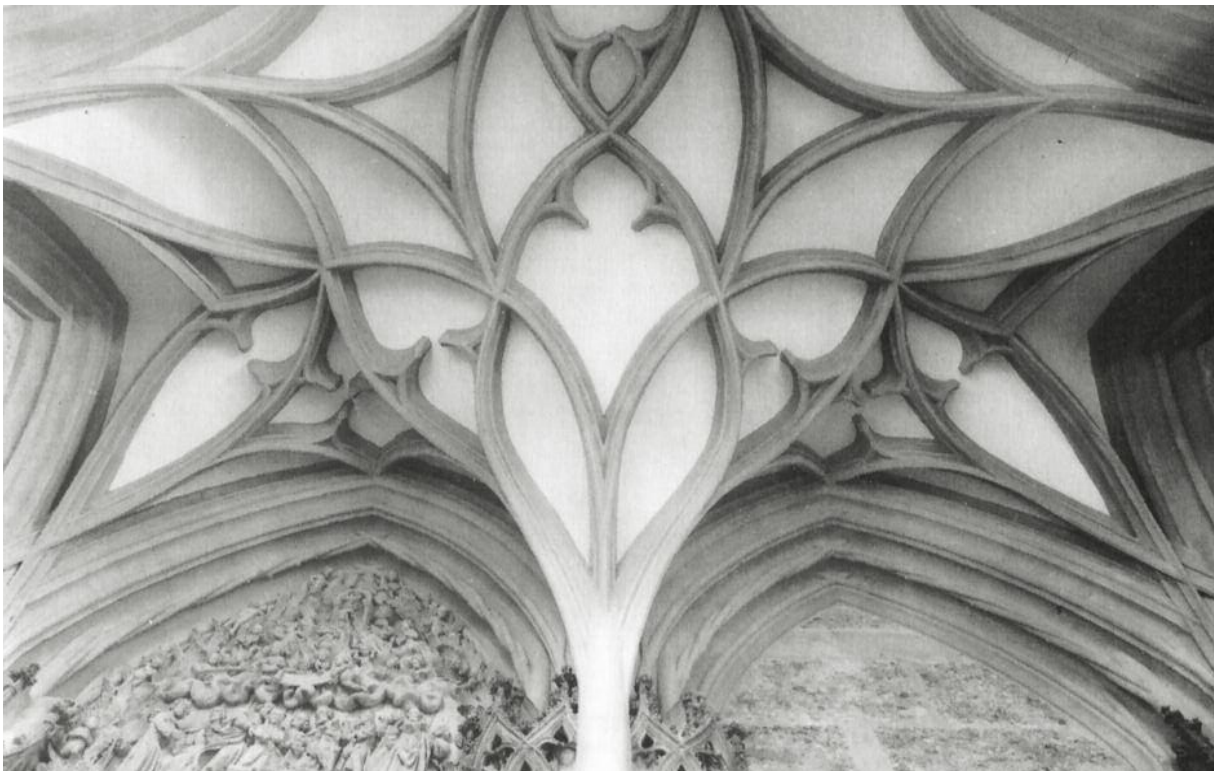
168 Steyr, Stadtpfarrkirche, Chorgrundriss, Inv. 16.890v.



169 Admont, Bruderschaftsbuch, Steinmetzzeichen und Meisterzeichen des Wolfgang Denk.



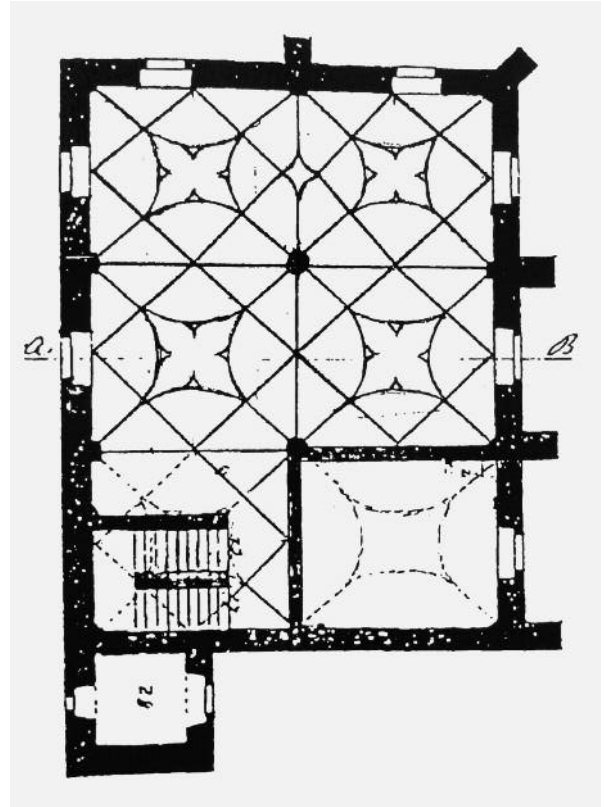
170 Steyr, Stadtkirche, Mert Kranschach, nördliche Portalvorhalle, um 1480.



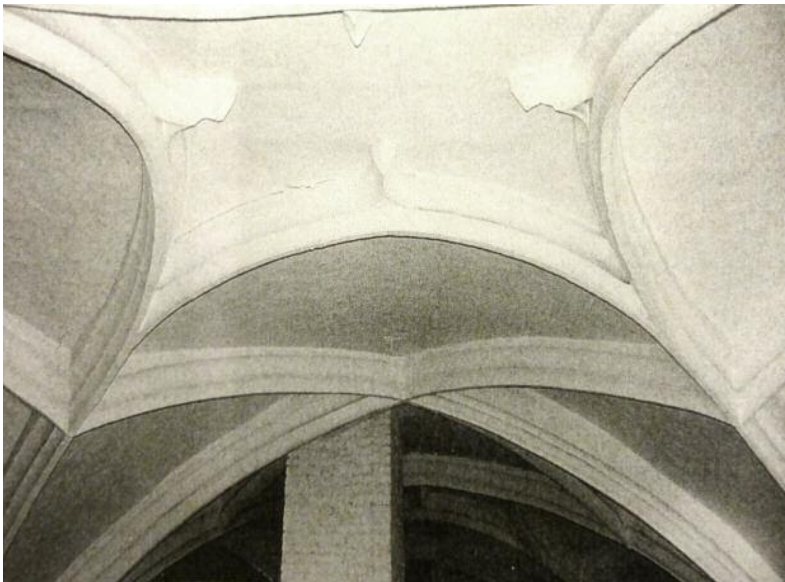
171 Steyr, Stadtpfarrkirche, Gewölbe der nördlichen Portalvorhalle.



172 Steyr, ehem. Bürgerospitalskirche, Außenansicht.



173 Steyr, ehem. Bürgerospitalskirche, Grundriss.



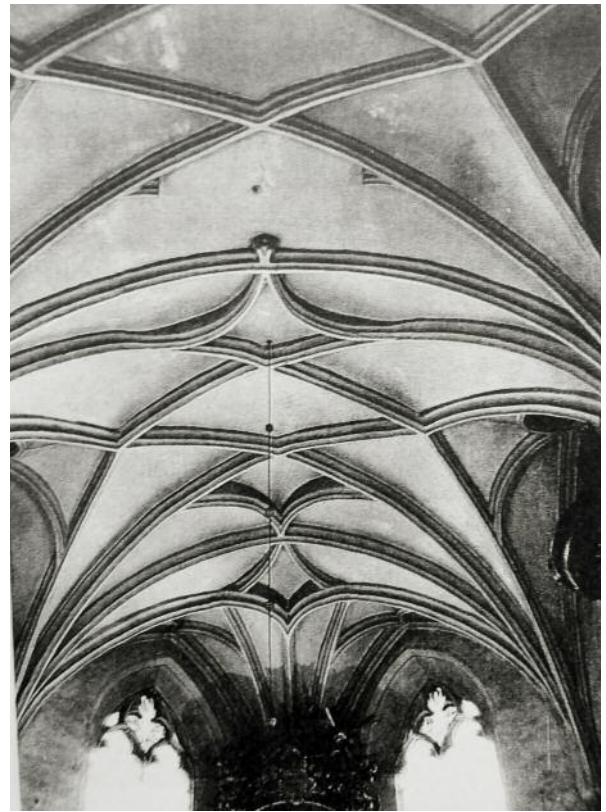
174 Steyr, ehem. Bürgerospitalskirche, Bogenrippengewölbe mit zweifach profilierten Rippen und Maßwerkverzierungen, um 1517.



175 Steyr, ehem. Bürgerospitalskirche, verkreuztes und durchstäbtes Gewände.



176 Steyr, Bruderhauskirche, Ansicht von Osten.



177 Steyr, Bruderhauskirche, Gewölbe, Bogenrippen.



178 Obergrünburg, Bogenrippengewölbe mit sphärischen Rauten im Chorpolygon.



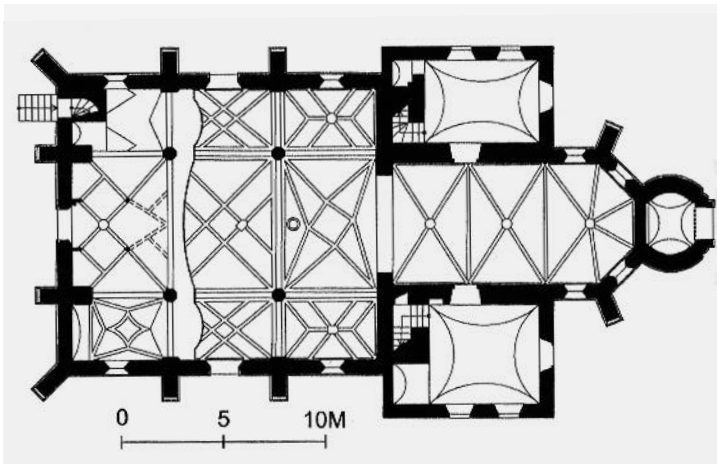
179 Aschbach, Detail des Bogenrippengewölbes vom südlichen Seitenschiff, um 1515.



180 Aschbach, Bogenrippengewölbe im Seitenschiff, um 1515.



181 Aschbach, Schlingrippengewölbe der Steyrer Viertellade, um 1515.



182 oben:
Feldkirchen an der Donau, Pfarrkirche,
Grundriss, Bogenrippengewölbe als Unter-
wölbung des südlichen Emporenjochs.



183 oben rechts:
Feldkirchen, Nordportal.



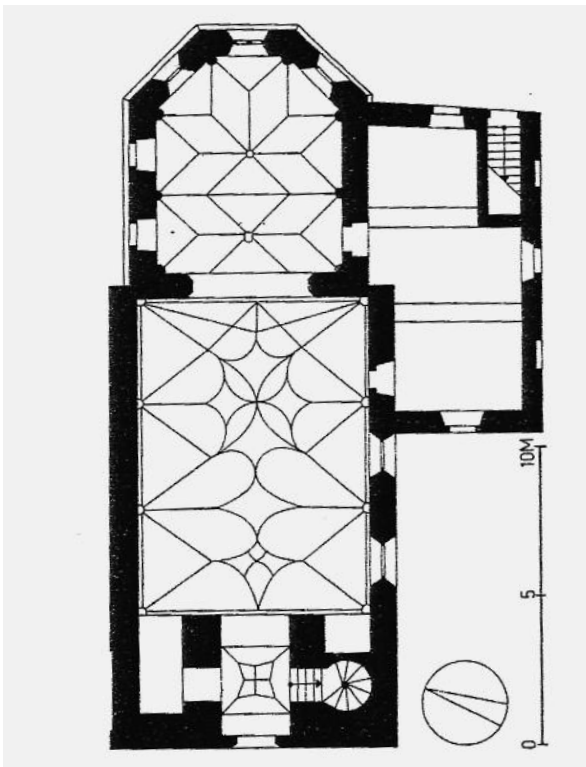
184 rechts:
Feldkirchen, Langhaus, Schlussstein.



185 Feldkirchen, Pfarrkirche, Bogenrippengewölbe im südlichen Emporenjoch, Anfang des 16. Jahr-
hundert.



186 St. Lorenzen in der Steiermark, Kombination aus Bogen- und Schlingrippen im Langhaus, um 1515.



187 St. Lorenzen in der Steiermark, Grundriss der Pfarrkirche.



188 St. Lorenzen in der Steiermark, Langhaus, Detail, Konsole.



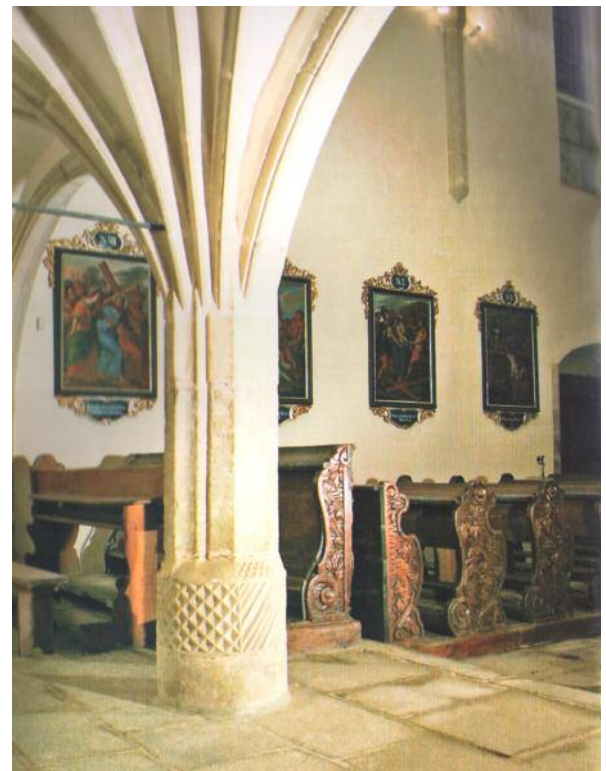
189 Gojau, Pfarrkirche, Außenansicht.



190 Gojau, Einsicht in das Langhaus und Chor.



191 Gojau, Einsicht in das Langhaus mit Westempore.



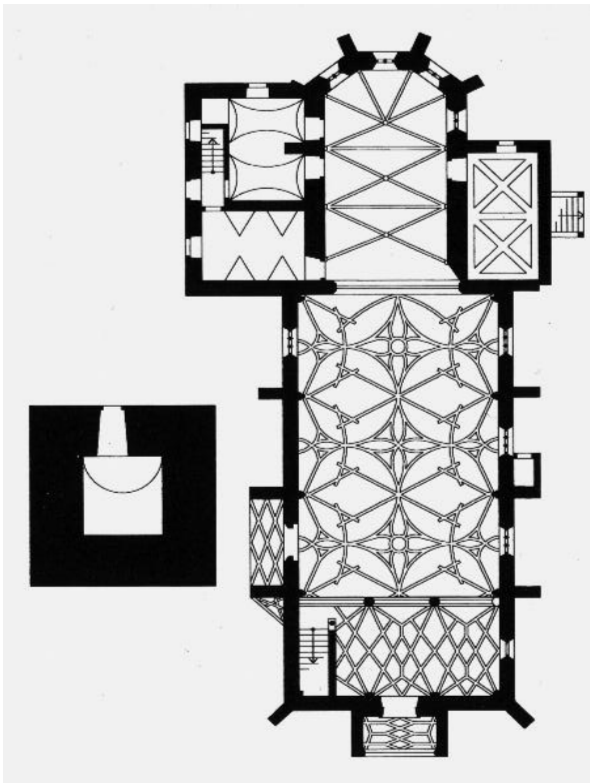
192 Gojau, Diamantschnitt an der Basis des mittleren Emporenpfeilers.



193 Krumau, Stadtpfarrkirche, Chorgewölbe.



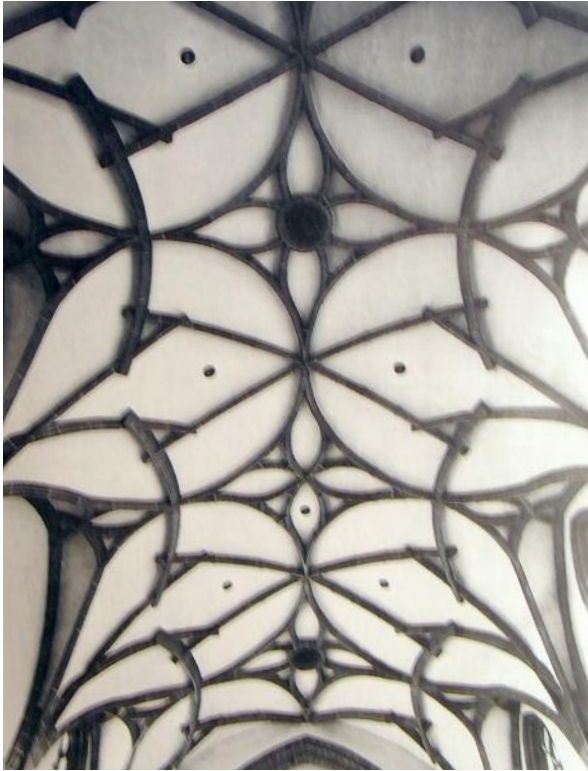
194 Krumau, Stadtpfarrkirche St. Veit, Gewölbe des Langhauses.



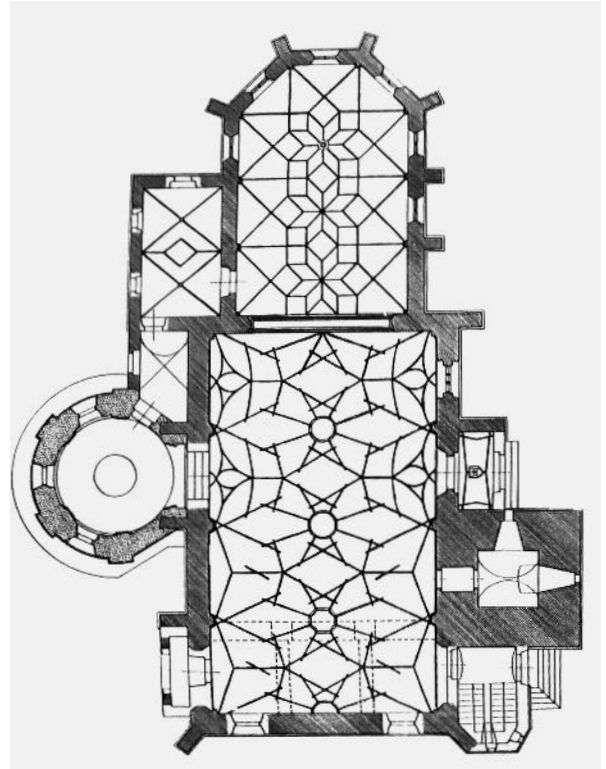
195 Haslach, Pfarrkirche, Grundriss, Netzschlingengewölbe, 1500-1510.



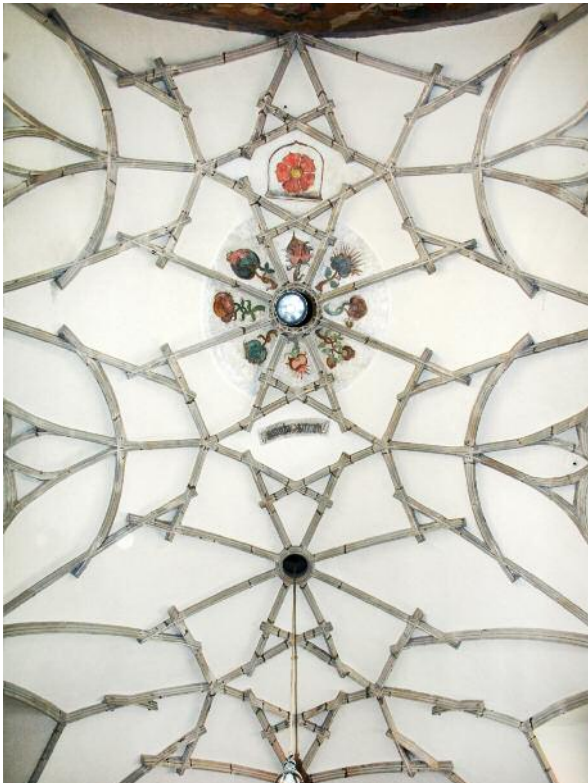
196 Haslach, Einblick ins Langhaus in Richtung Westempore, Netzschlingengewölbe ruht auf Diensten.



197 Haslach, Pfarrkirche, Netzschlingengewölbe.



198 Kalsching, Pfarrkirche, Netzschlingenrippengewölbe von Hans Getzinger, um 1510.



199 Kalsching, Langhausgewölbe mit Netzschlingenrippen, um 1510.



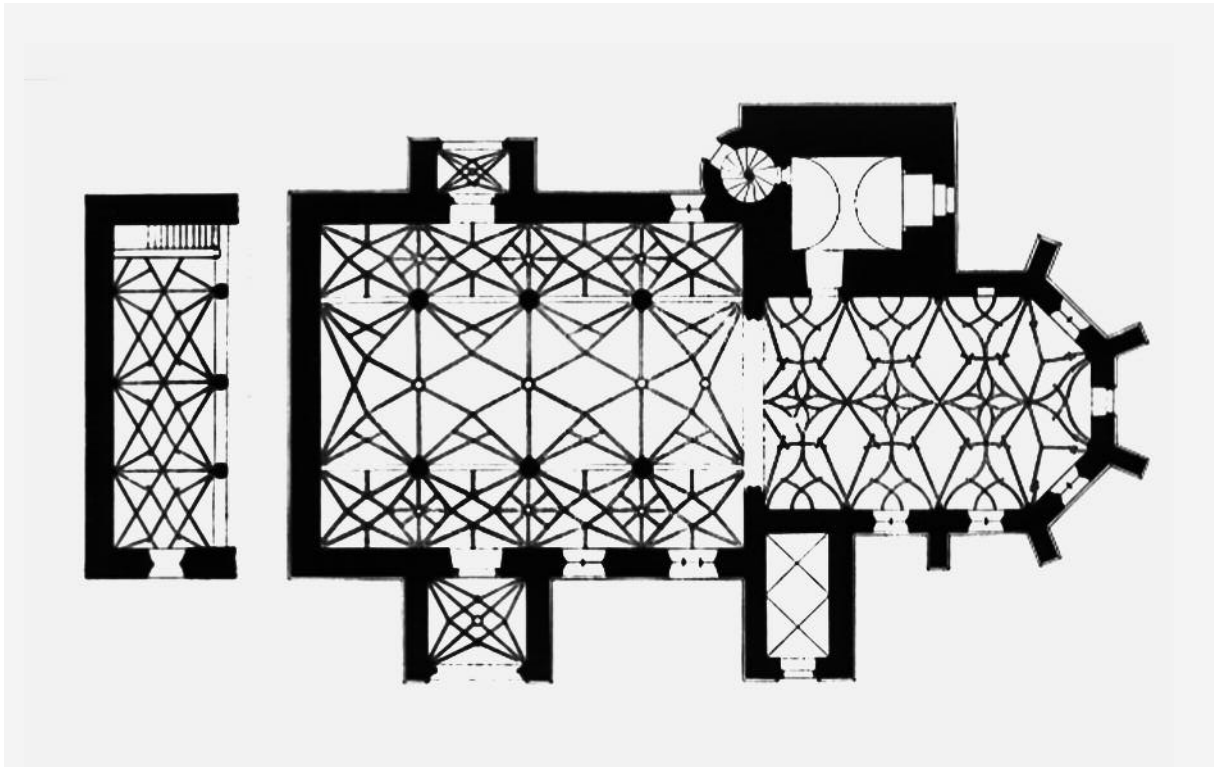
200 Kalsching, Langhausgewölbe mit Hans Getzingers Signatur.



201 Kalsching, Langhausgewölbe mit Diensten.



202 Kalsching, Gewölbe, Detail.



203 Rosenberg, Pfarrkirche, Chor mit Netzschlingengewölbe, Hans Getzinger zugeschrieben.



204 Rosenberg, Pfarrkirche, Außenansicht.



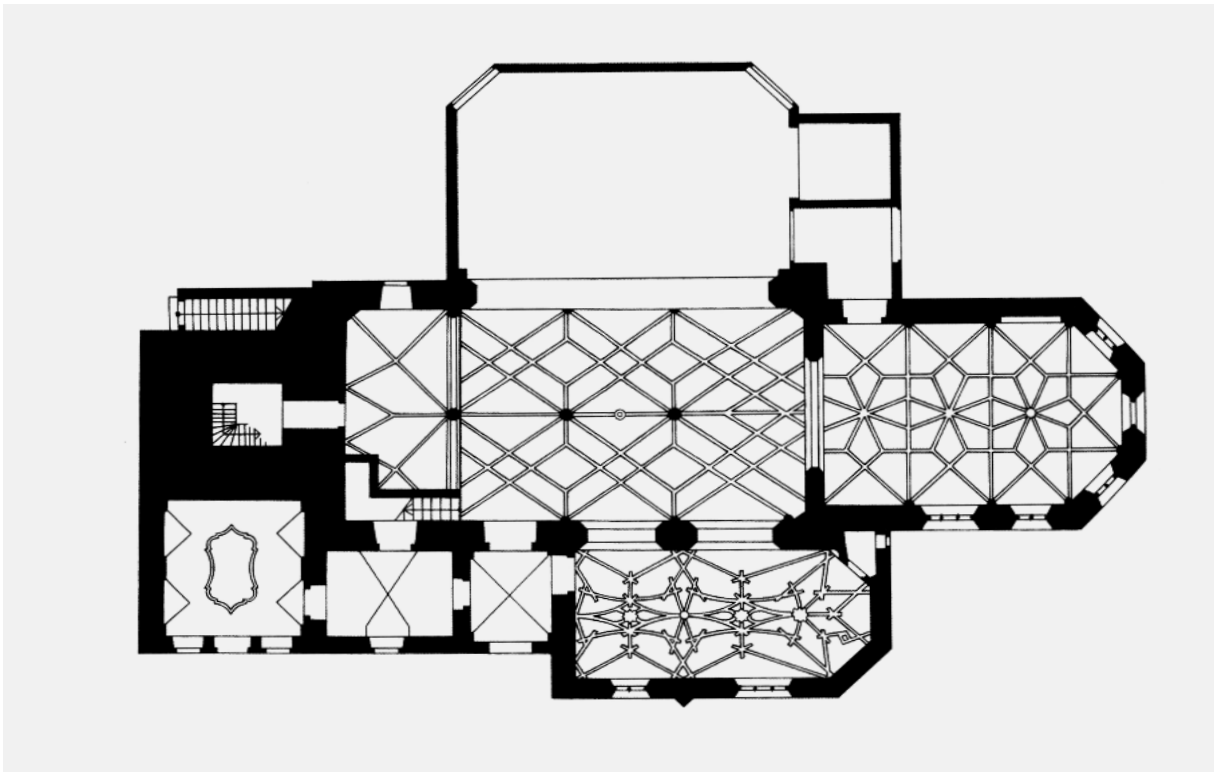
205 Rosenberg, Pfarrkirche, Einblick ins Chorgewölbe.



206 Rosenberg, Pfarrkirche, Einblick ins Chorgewölbe.



207 Rosenberg, Pfarrkirche, Einblick vom Langhaus in den Chor.



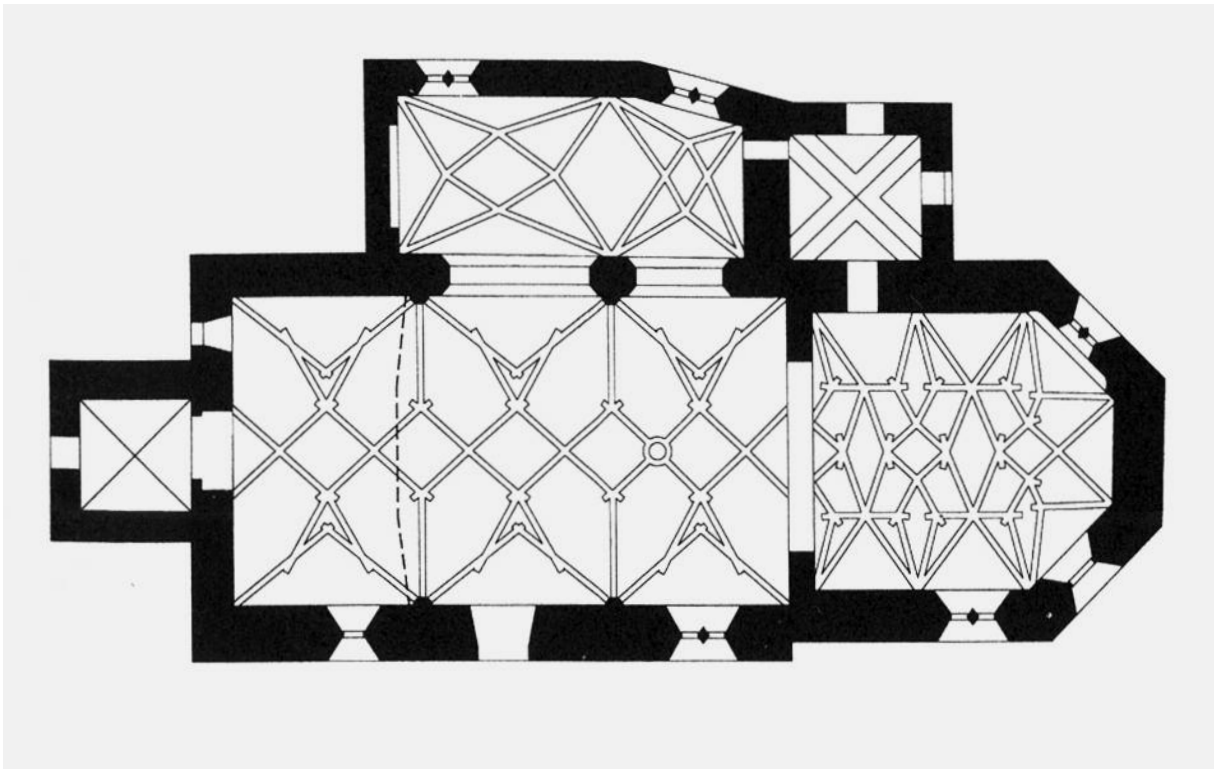
208 St. Martin im Mühlkreis, Pfarrkirche, Grundriss mit südlicher Kapelle, datiert 1519.



209 St. Martin im Mühlkreis, Pfarrkirche, Gewölbedetail der südlichen Kapelle.



210 St. Martin im Mühlkreis, Pfarrkirche, südliche Kapelle, Detail des Gewölbes.



211 St. Anna in Steinbruch, bei St. Peter am Wimberg, Filialkirche, ehem. Grabeskirche, 1509-1514.



212 St. Anna in Steinbruch, Gewölbedetail.



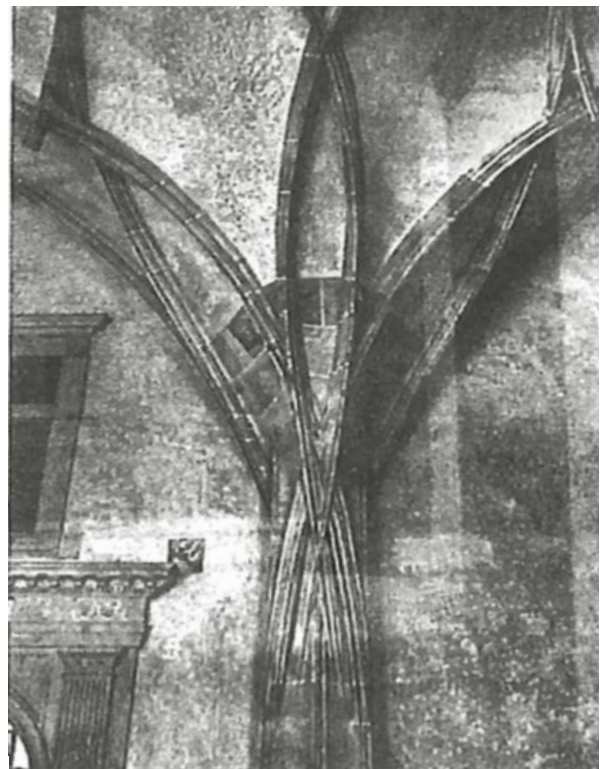
213 St. Anna in Steinbruch, Gewölbedienst.



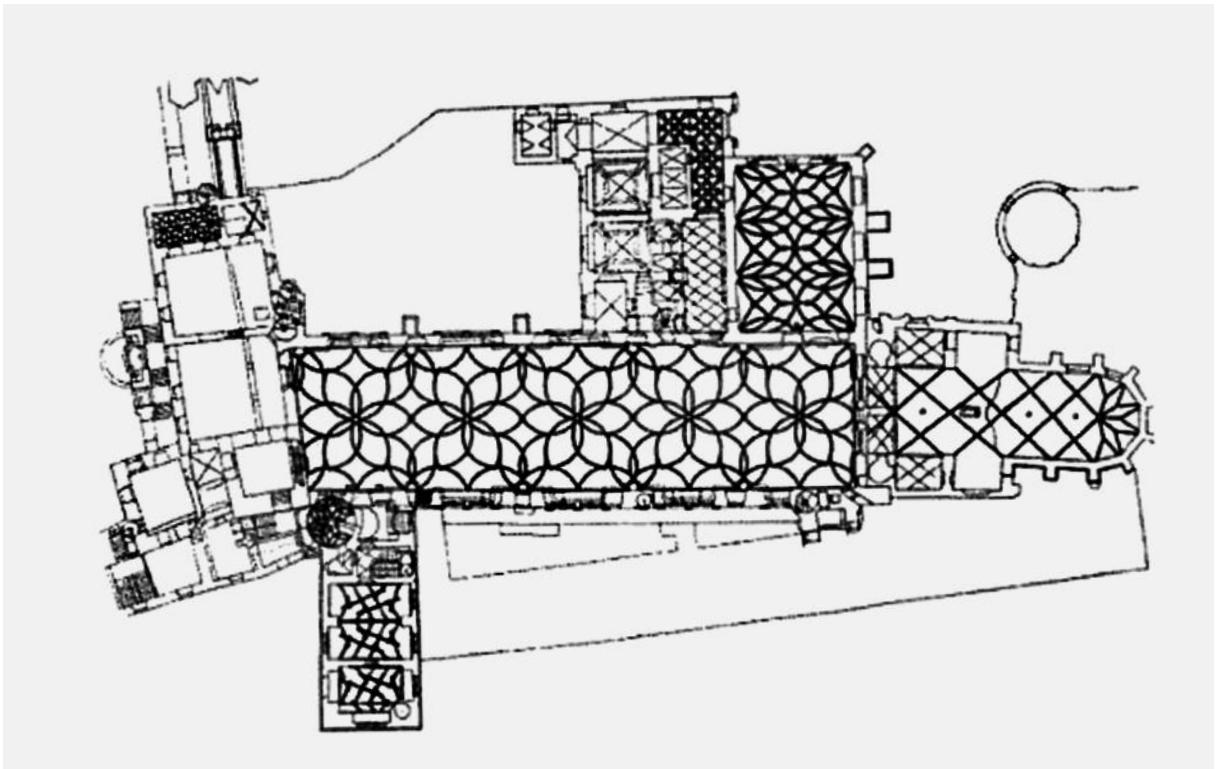
214 Prag, Hradschin, Wladislaw-Saal, erbaut von Benedikt Ried, 1493-1502.



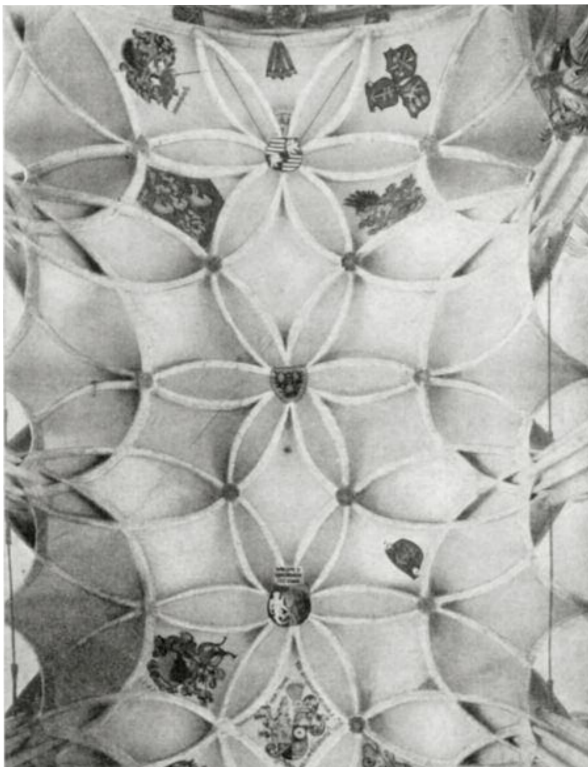
215 Prag, Hradschin, Wladislaw-Saal, Wandpfeilerstützen mit abgekappten Rippen und W-Formation, 1493-1502.



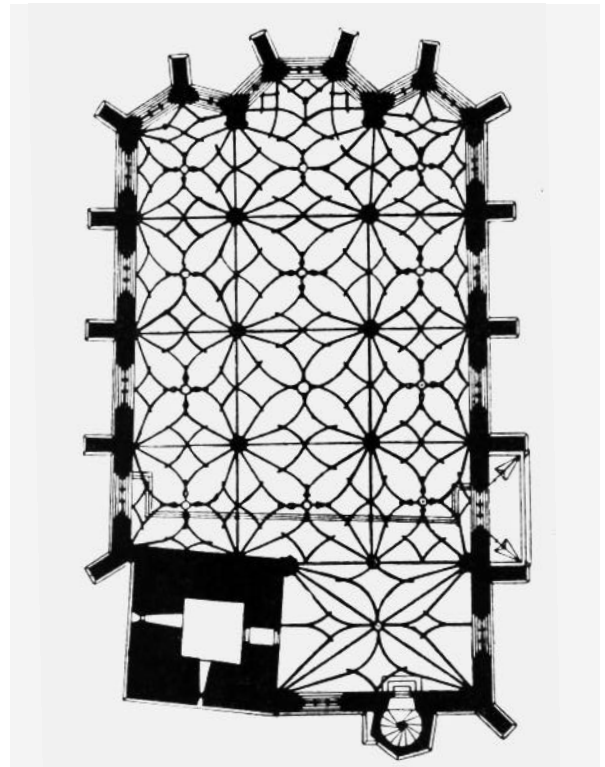
216 Prag, Hradschin, Wladislaw-Saal, Wandpfeilerstützen mit abgekappten Rippen und W-Formation, 1493-1502.



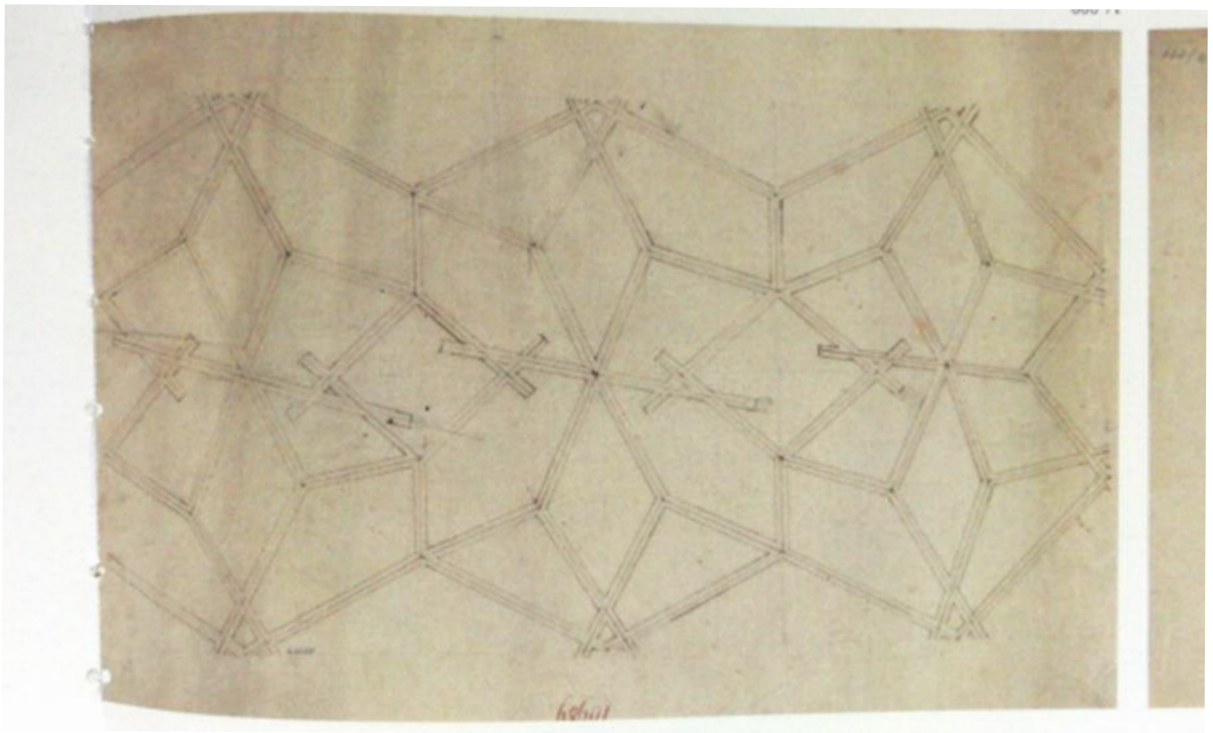
217 Prag, schematischer Grundriss der Prager Burg, Wladislawsaal.



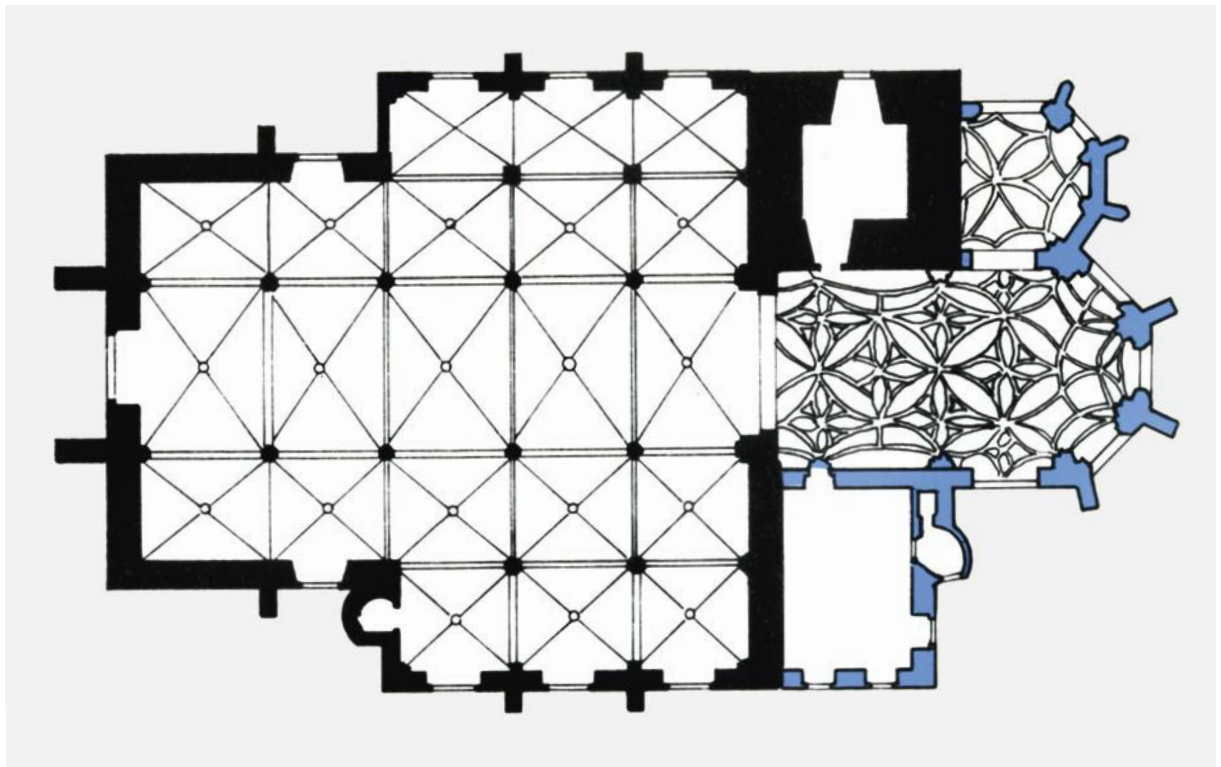
218 Kuttenberg, Langhausgewölbe, Benedikt Ried.



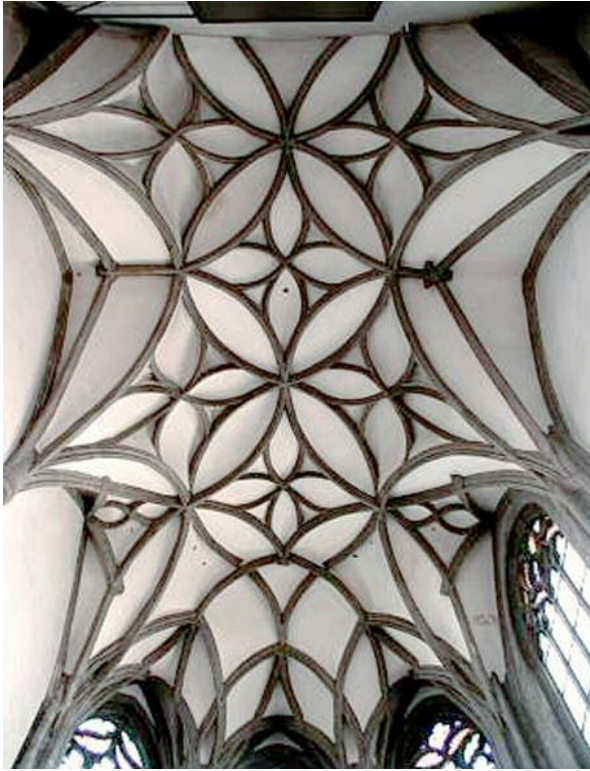
219 Laun, Pfarrkirche, Grundriss, Bogennetzgewölbe, Benedikt Ried.



220 Wien, Kupferstichkabinett, Planriss Inv. 16.989.



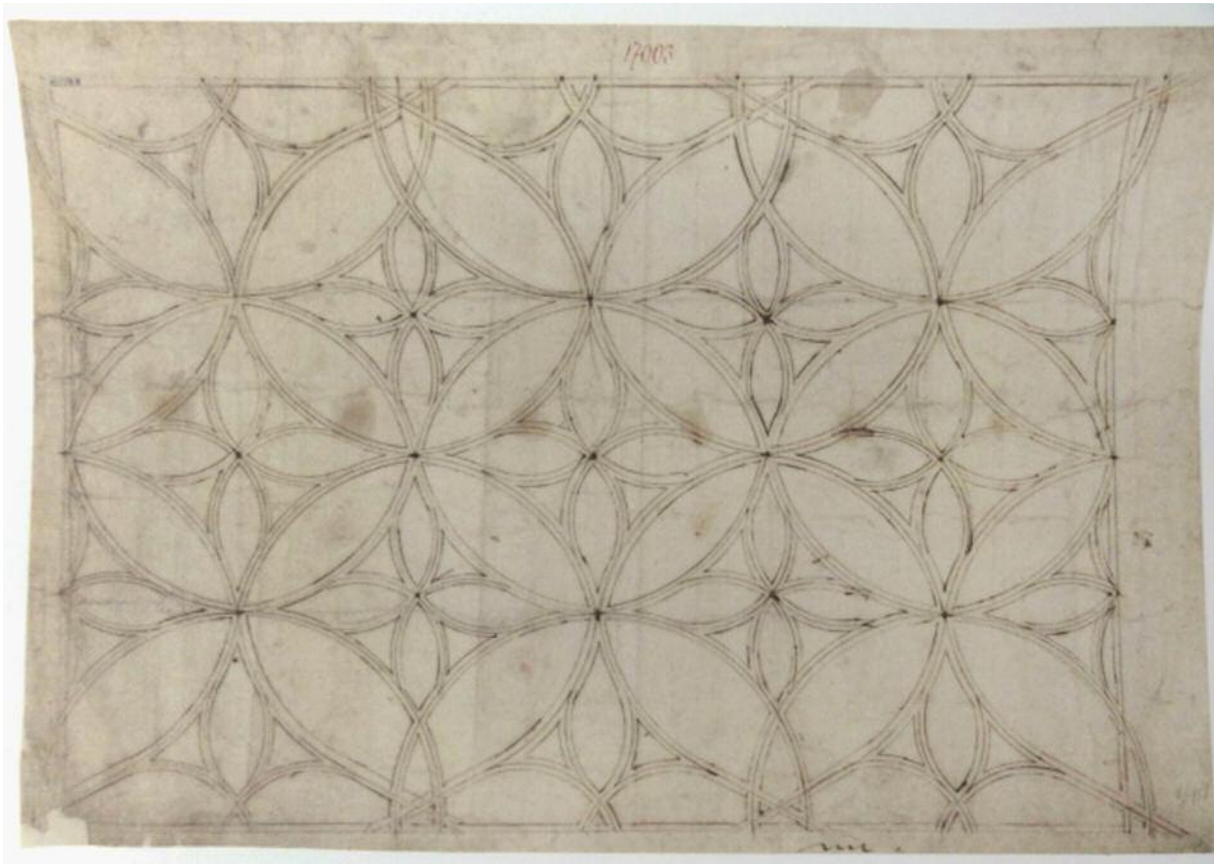
221 Freistadt, Stadtpfarrkirche, Grundriss.



222 Freistadt, Stadtpfarrkirche, Chorgewölbe.



223 Freistadt, Stadtpfarrkirche, Strebepfeiler-
sockel mit der Jahreszahl 1501.



224 Wien, Kupferstichkabinett, Planriss Inv. 17.003.



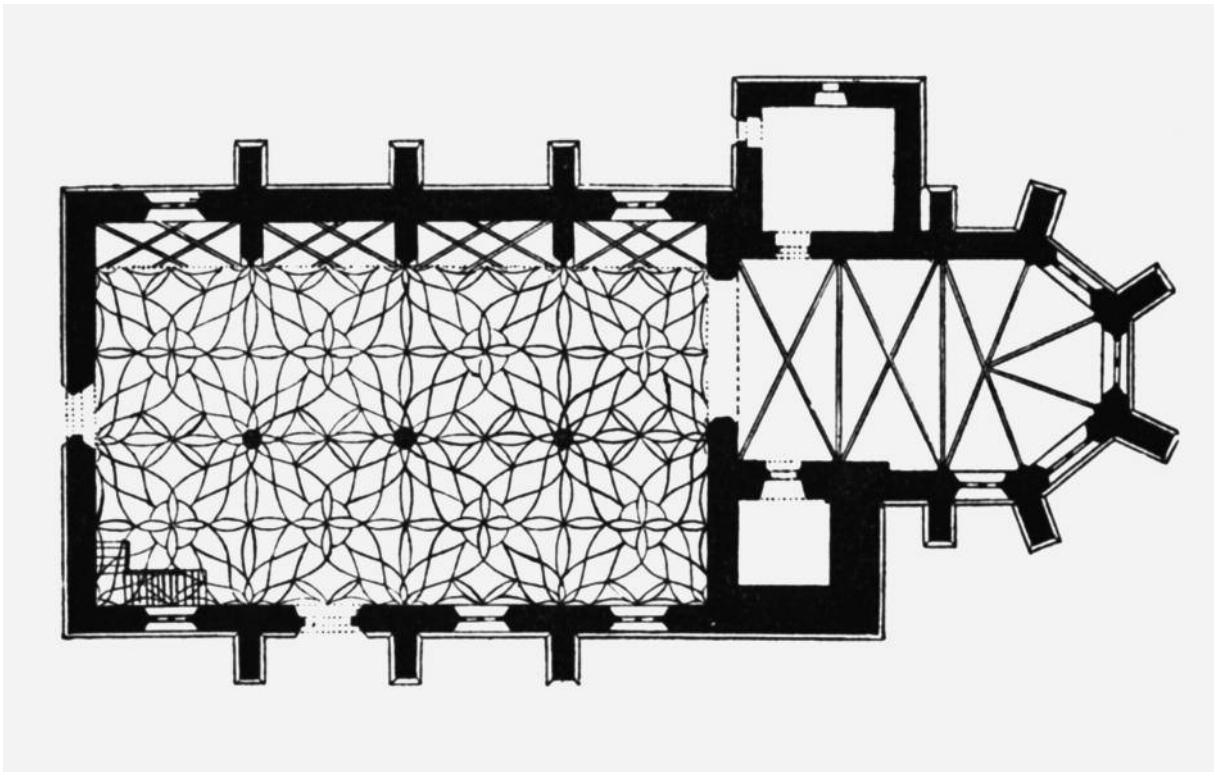
225 Neuhaus, Spulirkapelle, Gewölbe.



226 Neuhaus, Spulirkapelle, Gewölbeanfänger.



227 Neuhaus, Spulirkapelle, Gewölbeanfänger, Detail.



228 Königswiesen, Pfarrkirche, Schlingrippengewölbe.



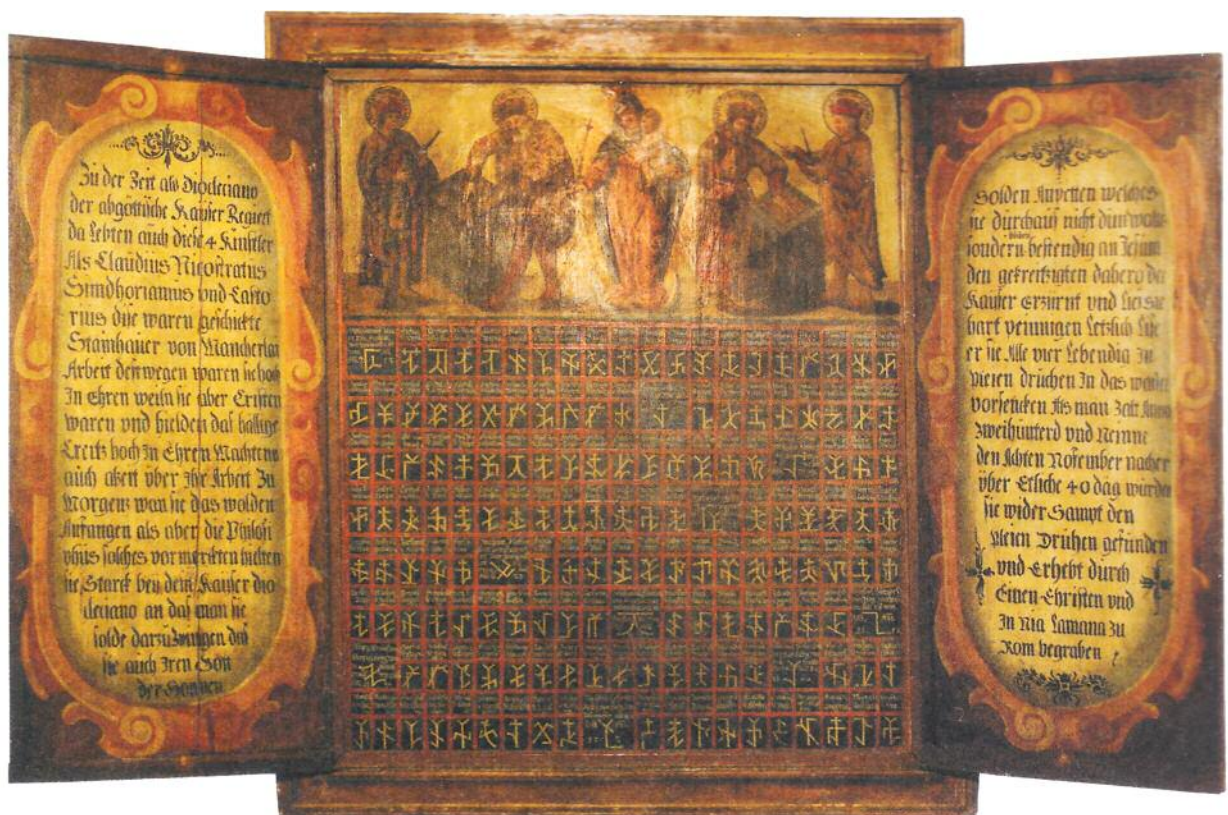
229 Königswiesen, Pfarrkirche, Einblick ins Langhaus zur Westempore.



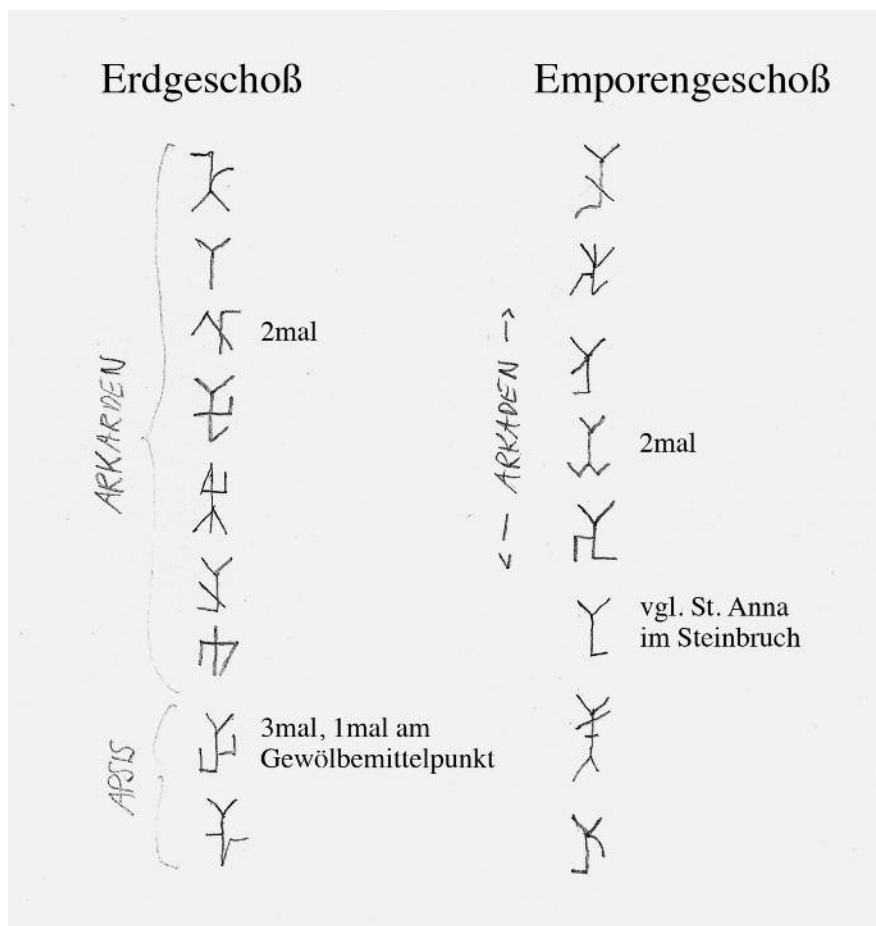
230 Königswiesen, Pfarrkirche, Pfeiler.



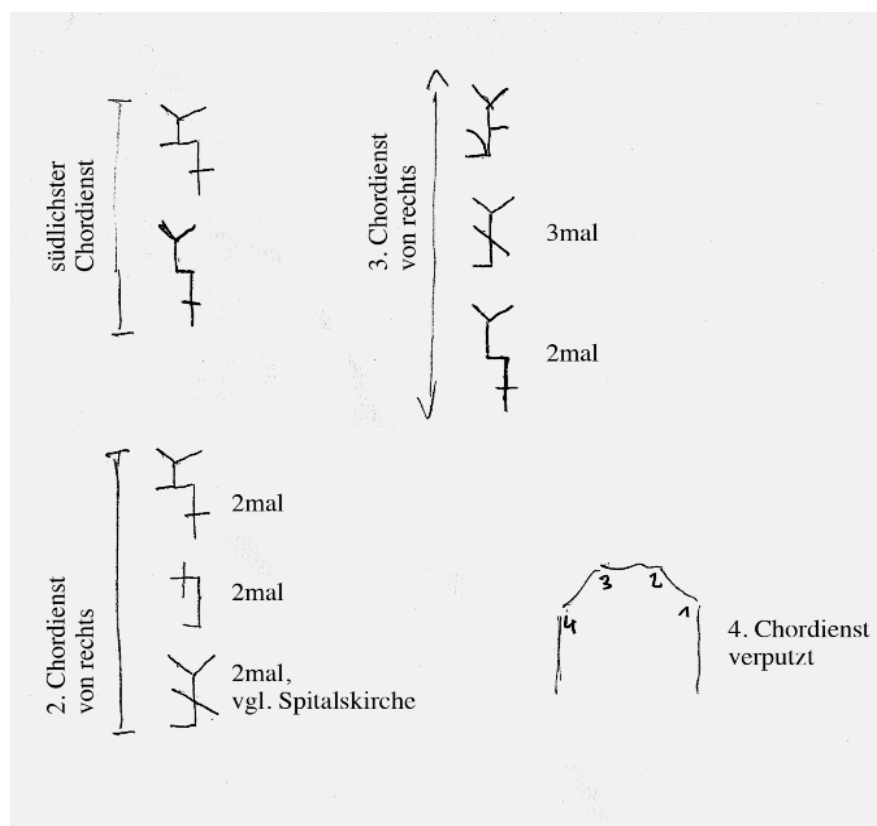
231 Königswiesen, Pfarrkirche, Detail der Nordempore mit nachgezeichneten Steinmetzzeichen.



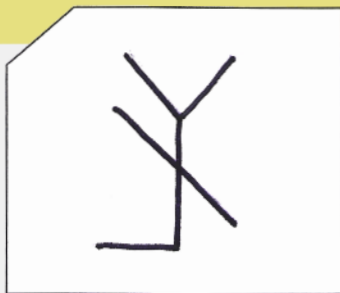
232 Wien, Meistertafel mit Steinmetzzeichen.



233 Steinmetzzeichen in der Spitalskirche von Bad Leonfelden.



234 Steinmetzzeichen in der Pfarrkirche von Bad Leonfelden.



1 mal – Bad Leonfelden, Spitalkirche

- ostliche Freiebogen unter dem Empor

3 mal – Bad Leonfelden, Pfarrkirche - Chor

- 1 mal - NO Gewölbedienst im Chor
- 2 mal - SO Gewölbedienst im Chor

3 mal – Rožmberk (*Rosenberg*) - Südböhmen

- Liebfrauenkirche (*im Mittelaalter war St. Nikolaus*)
(vidi persönlich im Jahre 2005)
- 1 mal - NO Gewölbedienst im Chor (*nach 1493- um 1500*)
- 1 mal - SO Gewölbedienst im Chor (*nach 1493 - um 1500*)
- 1 mal - Triumpfbogen im Chor (*nach 1493 - um 1500*)

1 mal – Staré město pod Landštejnem (*Altstadt*) - Südböhmen

- Mariahimmelfahrt Kirche, (vidi persönlich im Jahre 2006)
- 1 mal - NW Pfeiler im Nordschief (*um 1500 - vor 1514*)

235 Signatur eines Steinmetzes, der in Bad Leonfelden, Rosenberg und Altstadt seine Spur hinterlassen hat.

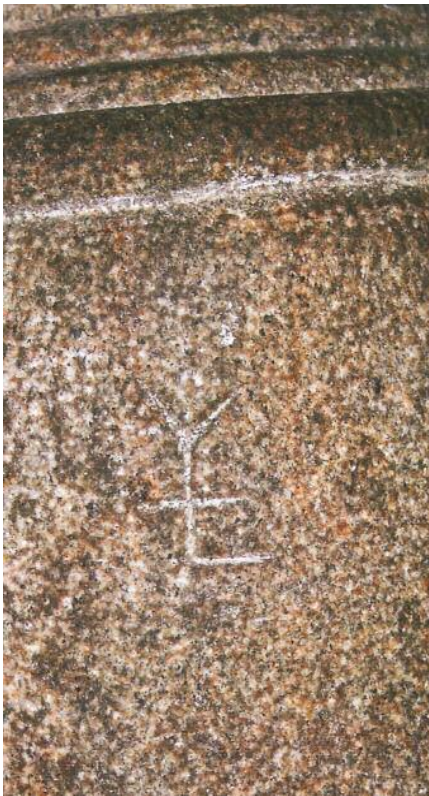
f	82 Stück (1)
l	30 Stück (4)
h	28 Stück (eines davon 4?) (3)
Y	19 Stück (5)
8	17 Stück (7)
2	15 Stück (8)
st	10 Stück (6)
Y	7 Stück (eines davon ?) (2)
4	4 Stück (eines davon ?) (12)
h	3 Stück (9)
A	3 Stück (10)
h	2 Stück (eines davon ?) (11)
h	2 Stück (eines davon 1?) (15)
h	1 Stück (13)
h	1 Stück (14)

224 Stück
+ 8 nicht identifiziert
= 232 Steinmetzzeichen am Chor

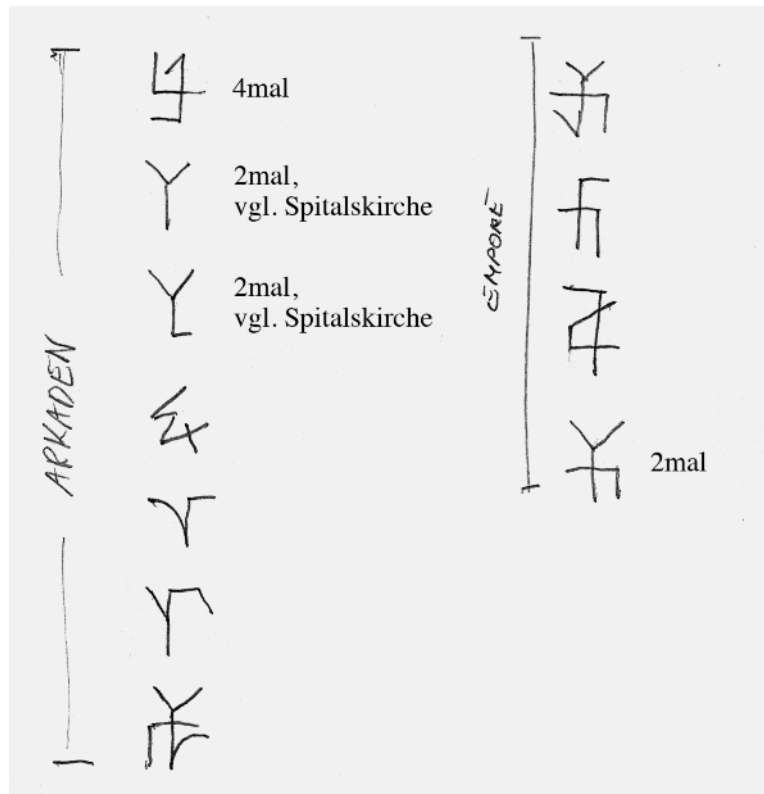
f	10 Stück
8	10 Stück
h	4 Stück
h	3 Stück
h	1 Stück

28 Stück
+ 1 nicht identifiziert
= 29 Steinmetzzeichen am Langhau

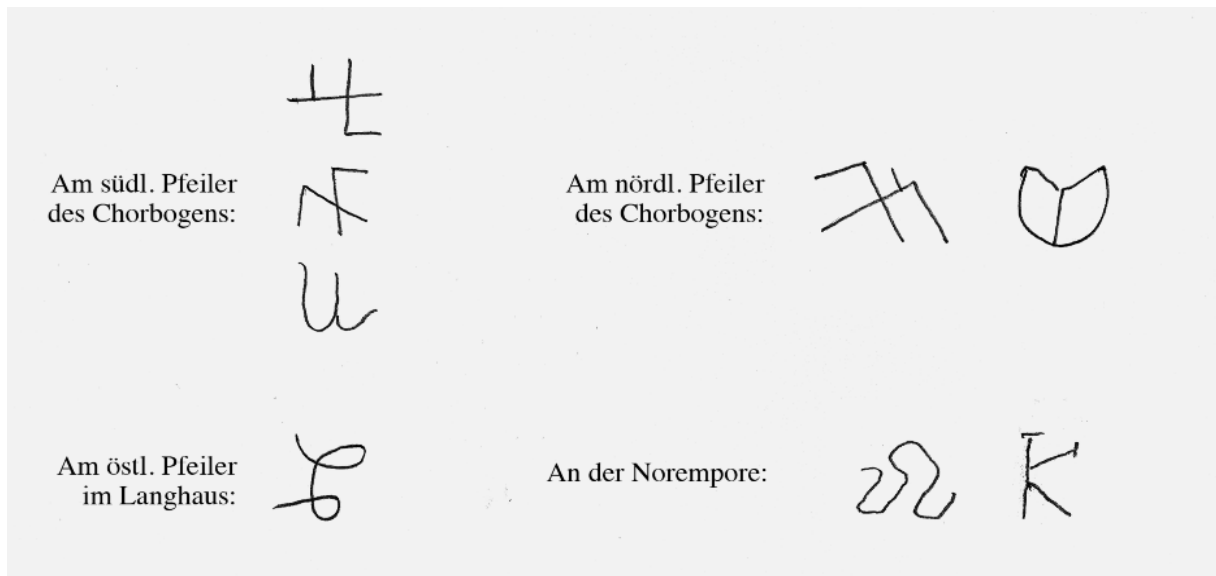
236 Ottensheim, Pfarrkirche St. Ägidius, Steinmetzzeichen.



237 Gramastetten, Langhaus, Nordwand, Steinmetzzeichen.



238 St. Anna in Steinbruch, Steinmetzzeichen.



239 Königswiesen, Pfarrkirche, sieben große erkennbare Steinmetzzeichen.



240 Freistadt, Stadtpfarrkirche St. Katharina, Steinmetzzeichen an der südlichen Seite des östlichsten Langhauspfeilers.